Cooper's
sämmtliche Werke.

97stes — 99stes Bändchen.

Aufenthalt in Frankreich, Ausflug an den Rhein und zweiter Besuch in der Schweiz.

Zweiter Theil.

Frankfurt am Main, 1837.

Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.

Aufenthalt in Frankreich, Ausflug an den Rhein und zweiter Besuch in der Schweiz.

Von

James Fenimore Cooper.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Dr. C. F. Nietsch.

Zweiter Theil.

Frankfurt am Main, 1837.

Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.

Ausflug an den Rhein.

Dreizehnter Brief.

Fähre über den Rhein. — Das Dorf Rüdesheim. — Der Hinterhäuser Wein. — Trunkliebe. — Neapolitanische Neugierde rücksichtlich Nordamerika's. — Aufzählung von Rheinweinen. — Ingelheim. — Der Johannisberg. — Kloster-Weine. — Unverhältnißmäßige Preise. — Schloß und Berg von Johannisberg. — Der Nassauer Staat. — Das Schloß zu Bieberich. — Die Gärten. — Wiesbaden. — Oeffentliche Spaziergänge. — Frankfurt am Main.

Lieber — —,

Ungefähr eine Stunde, nach dem wir die Rittersteiner Veste verlassen hatten, kamen wir über die Brücke, welche nach Bingen führt. Wieder hatten wir, als ächte Pflastertreter, noch nicht ausgemacht, wo wir die Nacht zubringen wollten, und gar nicht, wie Pflastertreter, blickten wir jetzt ungeduldig nach dem jenseitigen Rhein-Ufer in das nassauische Gebiet hinüber. Eine Brücke war nicht da; vielleicht doch eine Fähre. Ich winkte dem Postmeister, der an den Kutschenschlag kam, um ihn deß-

halb zu fragen. „Gewiß, wir haben eine Fähre, so gut eine in Deutschland zu haben ist.“ — Und können wir mit Ihren Pferden uns der Fähre anvertrauen?“ — — „Ja, ja, das thun wir öfter.“ — Die Sache war in einer Minute in Ordnung. Die Vorspannpferde wurden in den Stall zurückgeführt, und mit den zwei übrigen Pferden fuhren wir zum Wasser hinab. Ein Fahrzeug stand schon bereit, und mit Hülfe eines Spriet-Segels befanden wir uns in der Mitte des Stromes, ehe wir uns noch recht darüber besonnen hatten. Binnen zehn Minuten landeten wir im berühmten Rheingau, am Fuße eines Hügels, an dem die Weinstöcke Rüdesheims empor grünten. Eine alte Sage erwähnt: „wie Karl der Große von seiner Burg zu Ingelheim aus dem Fenster bemerkte, daß der Schnee auf der Höhe über Rüdesheim eher wegschmolz, als auf den benachbarten Hügeln, so ließ er daselbst Rebengelände anlegen.“ Was ist aus Karln dem Großen und aus seinen Nachkommen geworden? Niemand kennt sie mehr; aber die Nachkömmlinge seiner Weinpflanzungen sind fortwährend vorhanden.

In wenigen Minuten folgte uns François mit der Reisekalesche und den Pferden, und bald befanden wir uns bequem unter Dach in einem Wirthshause des Dorfes Rüdesheim. Hier sahen wir uns auf einmal mitten in die reichste Weingegend von Europa, vielleicht von der ganzen bewohnten Erde, versetzt. Ich sah meinen Wirth neugierig an, um zu sehen, welchen Eindruck diese

Bemerkung auf ihn machen werde; doch er schien aus der Sache keinen Vortheil ziehen zu wollen. Er erzählte, eben habe ein öffentlicher Verkauf von Weinen stattgefunden, bei dem ich hätte dabei sein sollen; er beschwerte sich, gar manche saure und herbe Sorten seien von Leichtgläubigen als ächter labender Wein aufgespeichert worden; und sagte, möchten auch Andere den Johannisberger vorziehen, er nehme gern mit gutem Hinterhäuser vorlieb. — „Ob ich eine Flasche versuchen wolle?" Der Vorschlag war annehmbar, und bei der Mahlzeit versuchte ich eine Flasche von seiner ältesten und besten Sorte; und fortan muß ich mich ebenfalls für den Rüdesheimer Hinterhäuser erklären. Man kann davon nicht leicht ein Maß trinken, ohne seine Wirkung zu spüren, wie das mit vielen französischen Weinen angeht; aber ich bin überzeugt, daß „dieser der wahre Artikel für unsern Markt" ist, um mich eines ächten Manhattanesischen Ausdrucks zu bedienen. Er ist wohl geeignet, eine Seereise auszuhalten, ohne deßhalb ein so starkes Gebräu zu sein, als das, was bei uns unter dem Namen Madeira und Sherry getrunken wird.

Es ist eine eigene Erscheinung, daß man nur in Gegenden des Weinwachses sich auf den rechten Gebrauch dieser köstlichen Naturgabe versteht. In solchen Gegenden gehört der Wein nicht zu den Luxusgegenständen, sondern zu den täglichen Bedürfnissen; man übertreibt selten den Gebrauch desselben bis zum Mißbrauch, und

von der wohlthätigen Wirkung desselben kann man sich nicht so leicht eine Vorstellung machen, wenn man solche nicht selbst mitempfunden hat. Ich will damit nicht sagen, daß es in diesen Gegenden keine Neigung zum Trunk gebe, denn diese ist wahrscheinlich in Frankreich, Deutschland, Italien und in der Schweiz eben so häufig, als bei uns; aber die Trinker in diesen Gegenden bedienen sich weit seltener jener angreifender Getränke, die überall unter den Namen: Branntwein, „Agua diente", u. dgl. bekannt sind. Eines Tages fuhr ich über die Bai von Neapel in meinem gemietheten Segelboote: la divina providenza, welches mit ein und zwanzig Ruderern bemannt war, denen ich gerade eben so viel zahlen mußte, als mich Wagen und Pferde auf eine gleiche Zeit gekostet hätten. Da fiel es auf einmal dem Padrone ein, der sich gerade mit uns eingeschifft hatte, sich über Amerika, die dortige Lebensart und vorzüglich über die Verhältnisse der arbeitenden Klassen zu erkundigen. Unsere Antworten bewirkten eine ziemliche Aufregung unter der Mannschaft, und als sie hörten, Arbeiter bekämen dort täglich einen Dukatone für ihre Anstrengungen, da erklärten die ehrlichen Burschen sich, wohl zur Hälfte, zur Auswanderung bereit. „Ma, il vino, signore, quale è il preso del vino?" fragte der Padrone. Ich sagte ihm, bei uns gehöre der Wein zu den Luxusgegenständen, und sein Preis übersteige die Mittel derer, die sich von Tagelohn ernähren müßten. Darauf folgt ein allgemei-

nes bemitleidendes und spöttisches Gelächter, das mich hinreichend überzeugte, daß von der Divina Providenza kein Einziger auswandern werde.

Es ist kaum nöthig, Ihnen und Ihres gleichen zu erläutern, daß die Weine, welche bei uns „Hock" heißen, vom Rheine kommen, und daß jeder Sorte eigentlich der Name ihres Ursprungs gebührt. Letztere Regel wird hier überall befolgt; eben so sind die Namen: Claret, Burgundy und Sherry in Frankreich und Spanien ganz unbekannt. Zwar haben die Franzosen ihre Burgunder-, die Spanier ihre Xeres-Weine: aber unter vin de Bourgogne versteht man Weine von verschiedenen Farben und sehr abweichenden Eigenschaften. Das nämliche gilt von andern Weingegenden. Was bei uns Claret heißt, kommt in Frankreich unter dem Namen von Bordeaux-Weinen vor; Clairet hingegen ist auch ein französischer Name, der noch bisweilen vorkommt, und ein dünnes, unkräftiges Getränk bezeichnet.

Der Rheingau, oder derjenige Theil des Nassauer Gebiets, indem wir uns eben befanden, bringt den besten Rheinwein hervor. Die vorzüglichsten Weinlagen sind Johannisberg, Hochheim (woraus unser „Hock" entstand), Geißenheim, Steinberg und Rüdesheim. Der Johannisberg gehört gegenwärtig dem Fürsten von Metternich, Geißenheim dem Grafen von Ingelheim; Hochheim und Rüdesheim sind Dörfer, wo die Weinberge unter verschiedene Besitzer vertheilt sind. Wie

es sich mit Steinberg verhält, weiß ich nicht. Der Johannisberger in bester Lage steht in sehr hohem Rufe; auch der Geißenheimer ist sehr angenehm von Geschmack, und nimmt rasch im Preise zu; doch der Hochheimer Dom-Wein wird sehr gesucht, und von dem Rüdesheimer Hinterhäuser habe ich Ihnen schon berichtet. Doktor Sommerville hat mir einmal gesagt, er habe reinen Johannisberger Wein einer chemischen Analyse unterworfen, und gefunden, daß derselbe weit weniger Säure als irgend ein ihm bekannter Wein habe. Der Steinberger fängt jetzt an, immer mehr in Aufnahme zu kommen; er duftet unter allen deutschen Weinen am lieblichsten; sein Duft oder seine „Blume“, (die Franzosen sagen: bouquet) ist mitunter fast zu stark.

Rüdesheim war vor Zeiten ein römisches Standquartier, und wahrscheinlich stammen die Weinanpflanzungen aus den Zeiten der römischen Herrschaft her. Noch sieht man hier beträchtliche Trümmer, wie ich glaube, dem Grafen von Ingelheim gehörig, von welchen man glaubt, daß sie von römischen Bauten herrühren; der jetzige Besitzer hat sie zum Theil ausbessern und zu einem Lustaufenthalt, während der Weinlese, einrichten lassen. Das ist also eine wahrhaft klassische „villagiatura.“ Es war uns merkwürdig, diese ziemlich ausgedehnten Ueberreste zu untersuchen, nachdem wir erst kurz vorher ein Schloß aus der Feudalzeit durchspähet hatten; und man kann nicht anders, als zugeben, daß die Söhne des

Südens ihr weit und breit behauptetes Uebergewicht auch hier nicht verläugneten. Ingelheim, wo Karl der Große einen Palast hatte, und woselbst er auch, nach der Meinung Einiger, geboren wurde, kann an dem andern Ufer des Flusses deutlich gesehen werden, aber von dieser Stelle aus wenigstens sieht man nicht das Geringste mehr von seinem Palaste. Da zeigt sich der Unterschied zwischen dem falschen und dem wahren Römer. Noch eine Ruine ist da, ein kleiner runder Thurm, der an unser Wirthshaus anstößt, und auch Eines von unsern Zimmern zufällig enthält, und das ebenfalls sehr alt ist, wahrscheinlich eben so alt, als das Andenken des großen fränkischen Herrschers.

Nach dem Frühstück verließen wir Rüdesheim, fuhren ganz nahe an die Geißenheimer Höhen, und lenkten von der Landstraße abseit, um den Johannisberg zu besuchen, der eine (englische) Meile vom Wege abliegt. Wir fuhren rings um den Hügel, der von drei Seiten her ein kegelförmiges Ansehen hat, und von der übrigen den Anblick eines unregelmäßigen Hügelkammes darbietet, und sich an die hintere Seite des Schlosses anlehnt. Wenn Sie das Glück haben, eine Flasche Wein von diesem Weinberge (ächt oder unächt, denn in diesem Falle ist der falsche Simon Petrus dem wahren fast täuschend ähnlich) zu erhalten, so werden Sie ein ziemlich gut getroffenes Abbild des Schlosses auf dem Siegel desselben zu sehen bekommen.

Ich weiß Ihnen keinen andern Grund dafür anzugeben, warum dieser Wein früher so wenig bekannt war, während dagegen der Hochheimer in so großem Rufe stand, als blos den Umstand, daß Berg, Schloß und Weinanlagen vormals einem geistlichen Orden angehörten, bis die französische Revolution ausbrach; und die Mönche zogen natürlich vor, ihren guten Wein allein zu trinken. Hierin unterschieden sie sich ganz und gar von den Einwohnern von Brie. Ich ging nämlich eines Tages mit Lafayette durch seine Ländereien in Lagrange spazieren, und drückte ihm meine Verwunderung darüber aus, als ich sah, daß einige Bauern Wein machten. „Ja wohl, mein lieber Freund, wir machen hier Wein, aber wir nehmen uns auch gar wohl in Acht, ihn nicht zu trinken", antwortete der General. Die Kloststerbrüder des Johannisbergs hingegen machten Wein und tranken ihn auch allein.

Der Johannisberg hat öfter seine Besitzer gewechselt. Bald nach unserer Rückkehr von unserer früheren Rhein-Reise, saß ich einmal bei Tische zwischen dem Chargé d'Affaires von Nassau und dem Herzog von Valmy. Ersterer sprach davon, daß ich kürzlich im Nassauischen gewesen sei, und fragte mich, wie mir das Land gefallen habe. Bei solcher Gelegenheit lobt man gern, wenn man kann, und das konnte ich aus Ueberzeugung, und daher sprach ich von den reichen Weingärten, und gelegentlich fing ich an, den Johannisberg hoch zu preisen. Je mehr

ich ihn lobte, desto ernster wurde der Diplomat, so daß ich der Meinung war, ich wäre noch weit entfernt, seine eigene hohe Meinung zu erreichen, daher in meinen belobenden Ausdrücken immer weiter ging. Ein Wink, unter dem Tische gegeben, hieß mich schweigen. Der Chargé d'Affaires gab mir bald darauf zu verstehen, der Johannisberg trage blos etwas herbe Trauben für meinen Nachbar; denn Napoleon hätte dem erstern Herzoge diese Domäne geschenkt, und die Alliirten hätten sie dem Sohne desselben wieder abgenommen. Das war nicht das einzige Mal, daß ich die Erfahrung machte, wie aufmerksam man in diesem Theile der Welt seine Worte bewachen müsse, damit man nicht irgend eine empfindliche politische Saite rauh berühre.

Der jetzige Besitzer des Johannisbergs hat das Schloß, welches sehr geräumig ist, recht schön einrichten lassen, aber ohne allen Prunk, und es befindet sich dort wirklich eine freundliche Folge großer und bequemer Gemächer. Ich sah im ganzen Gebäude wenig Spuren der frühern klösterlichen Einrichtung. Die Weinstöcke ranken sich längs dem ganzen kegelformigen Hügelabhange bis zu den Fenstern des Schlosses hinauf. Die besten Weinstöcke befinden sich in der Nähe des Schlosses in der Richtung gegen Südosten. Die Aussicht ist schön und dehnt sich weit aus; Alles was dieser Anlage fehlt, um sie zu einem recht angenehmen Aufenthalte zu machen, ist Schatten; aber den kann man an derselben Stelle

nicht zugleich mit dem guten Wein verlangen. Der gänzliche Mangel an Baumpflanzungen benimmt indessen einer solchen Anlage viel von ihrer guten Wirkung. Der Eigenthümer befindet sich selten hier, wie man dieses aus dem Hausrathe abnehmen kann, der zwar neu und angemessen war, aber doch mancher kleinen Annehmlichkeiten ermangelte, die man in einem gewohnten Aufenthalte regelmäßig anzutreffen pflegt.

Nach den Angaben der Lagerbücher hält dieser Weinberg drei und sechzig Acres, also ungefähr so viel, als ich die Größe desselben nach dem Augenmaß schätzte. Der Ertrag ward auf fünf und zwanzig Stückfässer angegeben, jedes zu dreizehnhundert Flaschen gerechnet *). Manche dieser Weine aus den besten Jahrgängen werden um vier oder fünf Dollars die Flasche verkauft. Ich machte die Bemerkung, daß der Boden aus sehr verschiedenartigen Bestandtheilen und Steinen von muschelartigem An-

*) Die Flaschen in Nordamerika sind größer, als unsere Halbmaßbouteillen. Dreizehnhundert nordamerikanische Flaschen mögen mit sechzehnhundert der unsrigen ziemlich übereinkommen; sechzehnhundert unserer Flaschen, oder achthundert Maß, sind zehn Ohm, und in so fern konnte das englische „Hogshead", im nordwestlichen Deutschland und in den Niederlanden „Orhoft" genannt, durch Stückfaß wiedergegeben werden, da solche acht bis zehn Ohm enthalten.

Anm. des Uebers.

schen und weißlicher Farbe gemengt war. Ich vermuthe, daß bei weitem die meisten Landleute solchen Boden als zum Ackerbau untauglich verwerfen würden *).

Ich kaufte eine Flasche Wein von einem Hausofficianten, welcher sagte, er habe Erlaubniß, ihn zu verkaufen. Der Preis war zwei und einen halben Gulden, oder einen Dollar, und der Wein war weniger werth, als der, den ich um denselben Preis aus dem Keller meines Wirthes in Rüdesheim bekommen hatte. Vielleicht steckte ein Betrug dahinter, obschon die geringern Sorten Johannisberger auch nicht besser als der größere Theil der gewöhnlichen Weine der Umgegend zu sein pflegen.

*) Daß hier der Verfasser auf den Muschelkalkgehalt des Bodens anspielt, sieht jeder, der auch sonst dem mineralogischen Wissen desselben nicht viel zutrauen möchte, wobei übrigens noch immer die Frage unentschieden bleibt, ob der sonst vielseitig gebildete Verfasser dieser Briefe nicht blos dem beschränkteren Wissen desjenigen, an welchen dieselben geschrieben sind, sich accomodiren wolle. Von dieser Seite betrachtet, erscheint diese leicht zu mißdeutende Stelle vielmehr, als eine bescheidene Hinweisung auf den Einfluß der Verschiedenheit des Bodens in Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit seiner Erzeugnisse, ein Umstand, worüber der ferne Empfänger der Briefe keine hinreichend deutliche Vorstellung haben mochte, um unsern Verfasser verstehen zu können, wenn er sich ausführlicher darüber hätte verbreiten wollen. Anm. d. Ueb.

Vom Johannisberg stiegen wir die Ebene hinab, und folgten der Richtung nach Bieberich. Dieses ist ein kleines Städtchen am Ufer des Rheins, und ist ein kleiner Aufenthaltsort des Herzogs von Nassau. Nassau nimmt, nach den Tabellen, unter den deutschen Bundesstaaten die vierzehnte Stelle ein, denn es hat dreimalhundert und acht und dreißigtausend Einwohner, und stellt etwa dreitausend Mann zum Bundeskontingent. Allem Anschein nach ist die Bevölkerung eher etwas größer. Die herrschende Linie stammt aus dem alten Geschlechte der nassauischen Fürsten, von dessen einem, wie ich glaube, jüngern Zweige der König von Holland abstammt; die jetzige Herzogin ist eine würtembergische Prinzessin und eine Schwester der Großfürstin Helena, von der ich Ihnen schon so oft erzählt habe. Dieser kleine Staat ist eine von den im Jahr 1815 neugebildeten souveränen Herrschaften, die außer den alten Besitzungen aus verschiedenen hinzugefügten Trümmern zusammengesetzt wurden. Im Ganzen scheint er blos zur Oberherrlichkeit und zur bessern Verwaltung einer Anzahl trefflicher Weinanlagen ins politische Dasein gerufen worden zu sein.

Während der letztern Zeit ist Nassau durch die sogenannten liberalen Umtriebe ziemlich beunruhigt worden, obschon die Regierungsform bereits das ist, was man auf dieser Seite des atlantischen Meeres eine repräsentative Regierungsform nennt. Es ist die alte Theorie,

daß kleine Staaten besser als größere geeignet seien, eine populärere Verfassung zu haben. An die Wahrheit dieser Theorie kann ich nun schlechterdings nicht glauben; diese Theorie ist meiner Meinung nach blos in der Absicht ersonnen worden, um den zufälligen Verhältnissen Europa's zu genügen. Die Gefahren der Volksherrschaft sind Ueberschreitungen der Gesetze von Seiten des Volkes, wie jene furchtbaren Irrungen, in welche die Menschen durch Mißverstehen dessen, was Wahr und Recht ist, hineingerathen können, Mißdeutungen, Unverstand, falsche Vorstellungen von ihren wahren Interessen, und jene kleinen Dorfklätschereien, in welchen Jeder sich zum Richter über die Denk- und Handlungsweise seiner Nachbaren aufwirft, wenn er auch nicht immer im Stande ist, einzelne Handlungen und Thatsachen zu beurtheilen. Dagegen die Mißbräuche der Herrschaft Einzelner sind geradezu herabwürdigende Gewaltthätigkeit, in welcher die Rechte der Gesammtheit lediglich den Interessen und der Politik Eines Herren und seiner Günstlinge aufgeopfert werden. Aber eben deshalb kann es nicht fehlen, daß in einem großen Staate die vom Volke ausgehenden Verkehrtheiten und Anmaßungen, durch die Uebermacht und durch das Gesammtinteresse der übrigen Mitbürger in Schranken gehalten und unterdrückt werden. Denn es ist kaum möglich, daß ein Wahn, im Volke angeregt, der zu Volksaufständen führen könnte, sich unverweilt über die ganze Ausdehnung des Gebietes einer größern

Bevölkerung verbreiten sollte; folglich werden alle übrigen Bewohner, so lange sie ruhig bleiben, besonnen erwägen, was vorgeht, und am Ende durch ihren Einfluß die Aufgeregten in die gesetzlichen Schranken zurückweisen. Ebenso wird der Absolutismus in kleinen Staaten durch die Nachbarlichkeit und die Vertrautheit mit allen Einzelnheiten in den gehörigen Schranken gehalten. In Hauptstädten werden verletzende Ereignisse und weitgreifende Schlechtigkeiten gar nicht einmal beachtet, während man auf Dörfern viel darüber spricht und thätig entgegenwirkt. Daher wird ein Alleinherrscher in einem kleinen Ländchen sich weit eher gegen den Einfluß einer thätigen öffentlichen Meinung nachgiebig beweisen. Wann ich der Freiheit wirklich als eines köstlichen Gutes mich erfreuen soll, so will ich sie auch einathmen in langen Zügen, gleich den Wissenschaften, so soll sie mich gleich einem eigenthümlichen Luftkreise umwehen; und muß ich dagegen dem Loose mich fügen, der Unterthan eines Despoten zu sein, so bescheere mir der Himmel, daß mein Oberherr nur einen kleinen Staat beherrsche. Dieses Letztere kann ich freilich nur so lange wünschen, als ich ein redlicher Mann bleibe; denn wollte ich durch knechtischen Sinn und durch Verläugnung rechtschaffener Gesinnungen steigen, so müßte ich freilich vorziehen, daß mein Schutzherr zugleich der größte und mächtigste Alleinherrscher sei. Kleine Staaten sind an sich selbst gewöhnlich ein Uebelstand; aber sie werden es weit weniger sein, wenn

jeder einen unumschränkten Gebieter hat. Das Nassauer Volk hätte besser gethan, sich zu mäßigen in seinen Anforderungen an die Fortschritte der neuen Zeit; während dagegen die Einwohner von Frankreich ihrem Ziele mit Macht und Nachdruck nachstreben sollten; allein statt dessen, drängt das Volk von Nassau desto ungeduldiger vorwärts, blos weil die Macht ihres Herzogs so viel weniger furchtbar ist; denn die Menschen halten desto weniger den „richtigen Mittelweg", jemehr sie demselben in leeren Worten zugethan scheinen.

Wir begaben uns in das Biebericher Schloß, welches ohne gerade größer zu sein, als gewöhnlich, ein recht sehenswürdiges Gebäude ist. Wir konnten nicht umhin, mit dem Hause unseres Präsidenten Vergleichungen anzustellen, und gewiß, so weit Geschmack und Annehmlichkeit hier in Betracht kommen, konnte diese Vergleichung nur zum Nachtheile für uns Amerikaner ausfallen. Es ist leicht, übelgemeinte Glossen über verschwenderische Ausgaben zu schreiben, während man eben recht damit beschäftigt ist, den Armen des mühsamen Ertrages seiner Erndten zu berauben. Was aber das Schloß von Bieberich betrifft, so wüßte ich nicht, daß es mit solchen schmählichen Hülfsmitteln aufgebaut worden sei. Die Sucht, Alles zu tadeln, was nicht in dem Bereich unsrer Lieblingsmeinungen paßt, ist dem wahren republikanischen Geiste eben so fremd, als Heuchelei der Frömmigkeit. Mißbräuche solcher Art haben auch bei uns stattgefunden,

und die öffentlichen Gelder sind auch bei uns nicht immer redlich und besonnen verwaltet worden. Doch dieses sind Fehler, die von der menschlichen Natur bisweilen unzertrennlich sind, und es ist Thorheit, wider jeden Fehltritt der einzelnen Menschen anzukämpfen, bis wir wirklich im Stande sind, überall Fehlerfreies an dessen Stelle zu setzen. Der einzelne Umstand, daß eine Nation gleich der unsrigen es ertragen, daß eine ganze Generation darüber hinging, während ihr oberster Staatsbeamter in einem Hause zubringen mußte, überall von Ländereien, so nackt, wie Kornfelder sein können, umgeben, beweist nichts für die Sparsamkeit in ihrer öffentlichen Verwaltung; sondern zeigt vielmehr, daß uns der Zartsinn oder das Mitgefühl mangelte, um die Entbehrung zu fühlen, (wie es wahrscheinlich hier der Fall war), oder daß es uns an der erforderlichen Aufmerksamkeit und Bereitwilligkeit gebricht, um reichlich zu geben, wo uns doch die Mittel, reichlich zu geben, zu Gebote stehen.

Die Gartenanlagen in Bieberich sind von ziemlichem Umfange und dazu schön. Wir selber können es durch unser Beispiel bezeugen, daß diese Anlagen nicht kleingeisterischer Weise blos zum ausschließlichen Vergnügen einiger Weniger angelegt worden sind; und dasselbe dürfen wir jedem Fürsten nachrühmen, dessen Gärten wir in Europa betraten. Das Innere des Schlosses ist mit einem Marmor eigener Art, der in diesem Herzogthume gebrochen wird, geschmückt und der eine herrliche Wir-

kung hervorbringt. Eine kreisförmige Halle in der Mitte des Gebäudes, die von einer Kuppel überragt wird, macht einen vorzüglichen Eindruck, weil sie durch eine Kolonnade aus diesem Material verschönert wird.

Die herzogliche Familie war eben anwesend, und in einem der Säle wurden die Vorbereitungen zum Anrichten des Mahles gemacht; die ganze häusliche Einrichtung war in dem Geschmacke eines begüterten und umgänglichen adeligen Geschlechtes gehalten. Die Hofhaltung war durchaus nicht geräuschvoll, wir sahen nur wenige Dienerschaft, und doch begegneten wir einigen Sprößlingen des Herrscherhauses unter Obhut einer Gouvernante auf einem Spaziergange durch die Anlagen.

Bieberich, das Städtchen sowohl, als das Schloß, liegt ganz nahe am Ufer des Flusses, der zwischen Bingen und Mainz vielfältige Krümmungen macht, viele Inseln bildet, und dabei im Ganzen fast eine halbe (englische) Meile breit ist. Dieses gewährt, von den Anhöhen her betrachtet, eine Ansicht, als ob man einen See überblickte.

Von Bieberich aus wandten wir uns gerade in das Innere des Rheingaues nach Wiesbaden, einem einigermaßen berühmten Badeorte und zugleich Sitz der herzoglichen Regierung. Wir kamen bei guter Zeit an; denn es ist kein großes Unternehmen, von der Grenze eines dieser kleinen Staaten in deren Mitte zu kommen.

Wir bestellten unsere Mahlzeit und begaben uns auf den Weg, um die Löwen zu sehen. Die Gegend von Wiesbaden hat von der Natur keiner besonderen Gaben, außer seiner Heilquellen, sich zu erfreuen. Der Ort liegt in einer Vertiefung, denn ein Thal kann man es nicht nennen; im Sommer soll es darin außerordentlich heiß, aber im Winter soll der Aufenthalt hier sehr angenehm sein. Ich kenne keinen Ort, wo man so Viel aus Wenigem zu machen verstanden hätte, als dieß mit den öffentlichen Spaziergängen in Wiesbaden der Fall ist. Die Quellen sind beinahe, oder vielleicht völlig eine (enlische) Meile von der Stadt entfernt, und das zwischenliegende Land erhebt sich ganz allmählig bergan. Von der Anhöhe windet sich ein kleiner Bach, kaum breit genug, um eine Mühle treiben zu können, abwärts der Stadt zu. Die Ufer dieses kleinen Baches sind mit Bäumen bepflanzt worden; hin und wieder sind künstliche Hemmungen angelegt und Wasserfälle hergerichtet worden; Wege sind anmuthig gebahnt, Brücken über den Bach geschlagen, Felsen aufgethürmt u. s. w. und mit Hülfe dieser Einrichtung spaziert man diese (englische) Meile Weges unter dem Schatten eines anmuthigen Gehölzes, das nur wenige Ruthen breit ist, und kann dabei sich einbilden, man durchstreiche einen Park von zweitausend Acres. Zehn Jahre würden hinreichen, einen solchen Spaziergang bis zur größten Vollendung zu bringen, und dennoch findet sich Nichts dem Aehnliches in ganz Nordame-

rika. Freilich kann man bei uns Cigarren rauchen. Congreßwasser trinken, politische Streitfragen erörtern, und sich selbst für einen großen Staatsmann halten; mitunter pfeifen, seine Nägel in Gesellschaft säubern, nie aus dem Zuge der Unterhaltung herauskommen; schwören, man sei mit dem zufrieden, wie man es habe, ohne mit einem anderen gesellschaftlichen Zustande bekannt zu sein; Dollars auf lästigen Aufwand vergeuden und mit Cents knickern, wo Annehmlichkeit und Angemessenheit die Börse in Anspruch nimmt, eben weil man nichts Besseres kennt; dabei diesen verkehrten Geschmack mit dem Namen der Anhänglichkeit an vaterländische Sitte beschönigen, ohne dazu des Genusses eines anmuthigen Spazierganges durch schattende Gebüsche längs einem murmelnden Gewässer zu bedürfen! Alles dieses kann man thun und mehr noch, wenn solches unwidersprechliches Behagen gewährt; eben so steht es dem Esquimaux-Indianer ganz wohl an, zu behaupten, ein Stück Wallfischspeck sei weit vorzüglicher, als Beafsteaks. Ich wundere mich, daß diese verhärteten hochweisen Patrioten nicht wieder rückwärts gehen zu Schlachtkeulen, Skalpiermesser und gemalter Antlitzzier!

Die Stadt Wiesbaden, wie alle einigermaßen wichtigen deutschen Städte und Städtchen, die ich bisher gesehen habe, Köln ausgenommen, ist freundlich und reinlich in ihrem Aeußern. Auch die Bauart der Häuser ist

gut und schreitet sichtlich vorwärts in gutem Geschmack. Wohl werden Sie schon manches von den Boulevards und anderen Annehmlichkeiten gehört haben, die sich bei französischen Städten oder in deren Nähe befinden; aber im Ganzen sind sie offene Lichtungen, ohne Geschmack angelegt. Sogar die Champs-Elisées in Paris haben an sich wenig Schönes aufzuweisen; denn landschaftliche Gärtnerei fängt jetzt erst an, in Frankreich in Aufnahme zu kommen; mir scheint es fast, als seien sie bei den Deutschen in und nahe bei ihren Städten weit häufiger, als selbst in England.

Am nächsten Morgen verließen wir Wiesbaden, nachdem wir von den Bädern Gebrauch gemacht, und fuhren ganz langsam nach Frankfurt am Main, das von Wiesbaden etwa zwanzig (englische) Meilen entfernt ist. Hier fanden wir uns abermals in unserem früheren Quartier, im weißen Schwan ein, das den Ruf eines Gasthauses zweiten Ranges hat, und wohin mich vormals der Zufall hingebracht hatte; wir hatten, wie gewöhnlich, vortreffliches Essen und guten Wein. Der Wirth ließ, zum Ruhme Deutschlands, uns Pilgern eine besondere Schüssel, die ganz volksthümlich und sehr beliebt sein sollte, auftragen. Es war, was die Franzosen eine „jardinière" nennen, ein Rebhuhn mit etwas Kohl, gelben Rüben, weißen Rübchen und dergleichen umlegt.

Ich benutzte die Gelegenheit, mich wieder einmal mit dem Gange der Weltangelegenheiten „au courant" zusetzen, indem ich mich in eine der Lesegesellschaften begab, die man durch ganz Deutschland unter dem Namen Redouten, Casinos, oder denen ähnlich, antrifft. Es scheint, daß Pfeifen auf dem Frankfurter Casino nicht geduldet werden, weil es ein anständiges und stattliches Gesellschaftshaus ist. Fremde müssen, wie gebräuchlich, sich darin einführen lassen.

Vierzehnter Brief.

Die Boulevards von Frankfurt. — Politische Störungen in der Stadt. — Le petit Savoyard. — Fernsicht von Homburg. — Darmstadt. — Die Bergstraße. — Heidelberg. — Lärmender Marktplatz. — Die Ruinen und Gärten. — Der alte Krieger. — Das Neckarthal. — Heilbronn. — Ludwigsburg. — Das Schloß. — Die vorige Königin von Würtemberg. — Schillers Geburtsort. — Vergleichende Würdigung Schillers und Göthe's. — Stuttgard. — Die königlichen Gebäude. — Die Fürstin von Hechingen. — Deutsche Königreiche. — Der König und die Königin von Würtemberg. — Sir Walter Scott. — Tübingen. — Mittelalterliche Burgtrümmer. — Hechingen. — Das Dorf Bahlingen. — Die Donau. — Der Schwarzwald. — Aussicht von einem Berge an der Badenschen Grenze. — Einzug in die Schweiz.

Mein lieber — —

Ich habe Ihnen von Frankfurt nicht viel Neues zu sagen. Wie bei meinen ersten beiden Besuchen, erschien mir diese Stadt eben so geschäftig, reinlich, freundlich und gut gebaut auch jetzt. Wir besuchten ihre Boulevards mit etwas mehr ins Einzelne gehender Aufmerksamkeit als früher, und sie gefielen uns noch weit mehr, als vormals. Ich habe Ihnen schon früher bemerkt, daß

die eigenthümliche Anordnung dieser geschmackvollen und schönen Spaziergänge der größern deutschen Städte ganz in ihrer Nähe und selbst in ihrer Mitte, (wie in Dresden) meistens durch die Abtragung der alten Befestigungswerke veranlaßt worden ist, wodurch man den nöthigen Raum gewann, und ihn vernünftiger Weise zu Gesundheit fördernden und freien Luftdurchzug gewährenden Anlagen benutzte. So wird Leipzig ganz vorzüglich durch schöne Gartenpartieen verschönert, an deren Stelle man früher nur gräuliche Geschütze und furchtbare Wälle sah. Frankfurt ,ist erst kürzlich der Gegenstand politischer Störungen gewesen, und diesen Morgen hörte ich von einem Banquier, es bestehe ernsthafte Unzufriedenheit dem ganzen Rheine entlang. So weit ich mich mit den Verhältnissen bekannt machen konnte, scheint mir es, daß diese Bewegung von dem Bestreben der Großhandel treibenden, Kapitalien umsetzenden, auf dem Gewerbfleiß fußenden Ständen, überhaupt von den „Neuen Reichen" ausgehe, um dem Wiederaufkommen der Macht und des Einflusses der alten Adelichen und reichen Grundbesitzer entgegen zu wirken. Das königliche Ansehen vermag nehmlich in unsern Tagen an sich nicht viel, und die Hauptfrage ist gegenwärtig, ob Wenige, ob Viele oder Wer überhaupt an den Vortheilen derselben mehr oder weniger ausschließlichen und bevorrechtenden Antheil erlangen werde. In diesem einfachen Beweggrunde beruht der Keim der französischen Revolution, so wie der engli=

schen Reform. Die Geldmacht geht aus einer Hand in die Andere über, und die Herrschaft über alles Andere reißt sie mit sich fort. Das ist jetzt der Fall, war es sonst, und wird es immer sein; außer wo die wichtigsten und größten politischen Angelegenheiten mit völligem Vertrauen in die Hände der Gesammtheit gelegt werden; und selbst dann wird in allen praktischen Ergebnissen immer auf der Seite der Geldmacht das Uebergewicht bleiben. Wo der Druck so groß wird, daß er einen Widerstand findet, da ist es immer der Kampf der Armuth gegen den Reichthum; und wo die Armen Rechte erlangt haben, Widerstand zu leisten; da werden die Reichen desto tüchtiger dahin arbeiten, um die Besseren unter den Armen zu sein. Dies ist der Fluch, der da lastet auf Adams Nachkommen, und der Mensch müßte sich in seiner Natur durchaus umwandeln, ehe er von diesem Elende befreit werden könnte. Alles, was wir durch die besten geselligen Einrichtungen erlangen können, reicht höchstens hin, um das Uebel erträglich zu machen.

Wir verließen Frankfurt um elf Uhr; vorher hatten wir die Dienste des berühmten „voiturier", welcher unter dem Beinamen des „petit Savoyard" vielen Reisenden bekannt ist und den François mit warmer Belobung seiner Treue und seines Diensteifers uns zuführte, abgelehnt. Diese Art von Leuten hat überall ihre Bekannten und Gönner, und sie haben meistens ihre Spitznamen, wie die

Schiffe ebenfalls ihren Namen tragen. Dieser kleine Savoyarde hatte so eben eine Her-Fracht von „Miladies" abgeladen, die nach England eingeschifft werden sollten, nachdem sie auf seiner Karrenfahrt sich achtzehn Monate lang erlustigt hatten, und daher wartete er hier auf gelegentliche Rück-Fracht. Da seine ganze Reiserüstung aus einem Viergespann, dem Riemenzeug und einer langen Peitsche bestand, so strebte er gewaltig nach der Ehre, meinen Reisewagen einige hundert Stunden weit zu fördern, nach welchem Ende der Welt mir es irgend gefällig wäre. Doch mußten vermuthlich seine Miladies recht gewichtige Personen gewesen sein; denn selbst François, der auch aus einer Familie von „voituriers" abstammt und folglich seinen Genossen treu anhängt, mußte zugeben, daß das Gespann des kleinen Savoyarden übermäßig abgejagt worden war. Die Unterhandlungen währten eine Stunde und endigten damit, daß ich den Paß auf die Post sandte.

Bald hatten wir den Thurm hinter uns, der unweit der Grenze des Frankfurter Gebiets auf dem Wege nach Darmstadt sich befindet. Indem wir dort die Anhöhe hinanfuhren, hatten wir rückwärts einen fernen Anblick des Städtchens Homburg, welches die Hauptstadt und zugleich den größten Theil des Grundgebietes des Fürstenthums Hessen-Homburg ausmacht; ein Staat, dessen voriger Herrscher die Ehre hatte, eine englische Prinzessin zur Gemahlin zu besitzen. Etwas Ausgezeich-

netes muß in dem Wesen dieses Herrn durchaus gewesen sein, denn er hatte zu seiner Empfehlung über nicht mehr, als drei und zwanzig tausend Unterthanen, zu gebieten!

Darmstadt ist eine von den Städten, die in so großem Maaßstabe angelegt sind, daß sie ein kleines Ansehen bekommen. Dieses ist ein gemeinschaftliches Mißverhältniß der deutschen, wie der amerikanischen Städte; denn die Wirkung weitgespreizter Alleen, die man in fünf Minuten durchmessen kann, ist der Kontrast zwischen Wollen und nicht Können, zwischen großer Unternehmung und kleiner Ausführung. Mannheim ist eine ähnliche Fehlgeburt. Das Mißverhältniß indessen endet mit dem Schein; denn Darmstadt ist geräumig, lüftig und anmuthig; auch ist die Bauart sehr gefällig.

Die alten Landgrafen von Hessen-Darmstadt sind Großherzöge geworden, mit einer beträchtlichen Vergrößerung ihres Gebiets; denn der gegenwärtige Herrscher hat über mehr als 700,000 Unterthanen zu befehlen. Das alte Schloß steht noch in der Mitte der Stadt, wenn man von einer Mitte reden kann, wo kein eigentlicher Umkreis vorhanden ist. Wir traten in die alten Schloßräume ein, um sie zu betrachten; aber der Mann, der das Amt der Schlüssel verwaltete, war zufällig nicht aufzufinden. In der Nähe des alten Schlosses befindet sich ein neuer Palast in gutem Styl erbaut, und, wie gewöhnlich, waren dabei ausgedehnte Gartenanlagen, so

viel wir äußerlich davon urtheilen konnten, in englischem Geschmack.

Eine kurze Strecke weiter, nimmt südwärts von Darmstadt die Bergstraße ihren Anfang. Sie ist vollkommen eben längs dem Fuße einer Hügelreihe, auf einer Erderhebung angelegt, die einen weiten Ueberblick über die ausgedehnte Ebene der vormaligen Pfalz gewährt; denn wir befanden uns jetzt an der Grenze dieses alten Gebietes, das durch die Begebenheiten der letzten fünfzig Jahre in das Großherzogthum Baden übergegangen ist. Auch darf ich dabei nicht vergessen, zu bemerken, daß Baden ein ziemlich beträchtliches Gebiet umfaßt, mit einer Bevölkerung von nahe an dreizehnhunderttausend Seelen.

Die Bergstraße bietet viele Burgruinen dar auf den Anhöhen, welche dieselbe überragen, und der Fluß entfernt sich dennoch nicht über eine oder zwei Stunden von der Straße. Auch fanden wir hier Postilione ihres Berufes würdig und in der That ganz vortrefflich eingefahren. In Deutschland erhält man immer nur einen Postilion zu vier Pferden, und da die Vorspannpferde immer in ziemlichem Abstande von den Deichselpferden angeschirrt werden, so ist es keine leichte Aufgabe, acht (englische) Meilen in einer Stunde zurückzulegen, und dabei, auf dem Sattelpferd reitend, das ganze Viergespann fast nur mit der Peitsche in gehörigem Gange zu erhalten. Die Pferde sind abgerichtet, ohne Scheuleder

im Zuge zu bleiben, und, gleich den Menschen, welchen man in politischen Dingen einiges Vertrauen schenkt, desto weniger pflegen sie zu straucheln. Dagegen rennt so manches tüchtig durchschulte Pferd, von Zangengebiß und Scheuledern geplagt, mit euren Staatskutschen, wie mit den Reisewagen tollkühn ins Weite, oder läßt seinen Reiter den Hals brechen.

Es war schon dunkel, als wir über die Neckarbrücke fuhren und in die gewühlvollen Straßen von Heidelberg einzogen. Der Düsterheit ungeachtet, konnten wir doch die stolzen Burgtrümmer erkennen, die gleichsam über dem Ort zu schweben schienen, und in den Schauern der einbrechenden Nacht einen erhabenen grauenhaften Eindruck machten.

Die Aussicht aus unseren Fenstern am folgenden Morgen gewährte einen äußerst lebendigen Anblick. Der große Marktplatz befand sich nehmlich gerade vor dem Gasthofe, und es war daher ein Getümmel vor dem Hause, als ob die Hälfte der Bauern des ganzen Großherzogthums sich hier versammelt hätte, um ihr Obst und ihre Gemüse feil zu bieten. Ein Markt ist immer ein Ort des Plauderns und Lärmens; wenn aber der Vorzug der deutschen Sprechweise hinzukommt, dann ist das Bild des Verworrenen vollkommen. In allen guten Gesellschaften unterreden Männer und Frauen sich mit gedämpfter Stimme, und es ist kaum nöthig, dieses mehr als im Vorbeigehen zu erwähnen; aber sobald man

ein Wenig von den gebildeteren Ständen absieht, dann kann man wohl sagen, daß die Anstrengung der Lungen ein gewöhnlicher Fehler der Deutschen ist. *)

Wir gingen, die Burgtrümmer zu besuchen, während die Nebel noch um die Spitzen der Hügel gelagert waren. Auf mich machte dieser Spaziergang dieses Mal weit geringeren Eindruck als das letzte Mal; denn die Ueberraschung fehlte, und so blieb mir Muße zu vergleichenden Bemerkungen. Im Ganzen sind diese Ruinen mehr durch ihren Umfang, als durch ihre Schönheit beachtenswerth; doch erfreuen die im Geschmack der Zeiten Elisabeths **) aufgeführten Abtheilungen das Auge durch ihre edle Einfachheit. Auch besitzt dieß alte Schloß einen malerischen Thurm; aber das Schönste ist gewiß die Aussicht von der Gartenterrasse dort oben. Ein Amerikaner, der den trefflichen Boden, den freundlichen Himmel seiner vaterländischen Gegenden in lebhaftem Andenken behält, muß trauern über den Mangel an gutem Geschmack, der eine große, wenigstens der Volkszahl nach, große Nation unbekannt ließ und noch unbekannt

---

*) Vor der Revolution von 1830 war dem Verfasser nur ein einziges lärmendes Weib in Paris vorgekommen. Seit jener Zeit hört man aber doch etwas mehr von dem „tintamarre du comptoir." A. d. Ueb.

**) Elisabeth von England, wie der Leser leicht errathen wird. A. d. Ueb.

bleiben läßt mit dem Hochgenuß dieser anmuthigen einsamen Anlagen! So wie Nelson einst sagte: „Mangel an Fregatten" würde über seinem Grabe einst geschrieben stehen, wenn er einst seinen Tod fände; so könnte man über dem meinigen setzen: „Mangel an Gärten."

Unser Geleitsmann bei dieser Gelegenheit war ein alter Kriegsmann, der in dem verflossenen Kriege unter der Heeresabtheilung von De Watteville in Nordamerika gedient hatte. Er war ein Badner von Geburt und sagte, daß ein beträchtlicher Theil der Mannschaft Deutsche gewesen seien. Er war fast in allen Gefechten am Niagara dabei gewesen und er schüttelte sein Haupt ganz ernsthaft, als ich des Angriffs auf das Fort Erie erwähnte. Nach seiner Erzählung war das Corps, bei dem er sich befand, gar sehr im Feldzuge von 1814 mitgenommen worden, und sie hatten die Mehrzahl ihrer Leute verloren. Ich fragte ihn, wie er dazu gekommen wäre, gegen uns zu Felde zu ziehen, da wir ihm doch nie Etwas zu Leide gethan hätten; und er antwortete: Napoleon habe ganz Europa zu Soldaten oder Räubern gemacht, und hätte sich übrigens nicht darum bekümmert, was Recht oder Unrecht sei.

Nach einem späten Frühstücke fuhren wir ins Neckarthal hinauf, auf einer vortrefflichen Straße und während der ersten Stationen durch eine sehr schöne Gegend. Dann entfernten wir uns von dem Flusse und fuhren weiter bergan über ein wellenförmig erhobenes

Land, das immer weniger Anziehendes darbot, bis wir endlich diese Gegend für die einförmigste Gegend, die wir jemals in Deutschland gesehen, erklären mußten. Das Land war nicht durchaus unfruchtbar; aber es bot durchaus nichts Auszeichnendes dar, und war also weit weniger geeignet, als Alles, was wir jemals gesehen hatten, unser Interesse zu erregen.

Noch bis jetzt waren wir über das Ziel unserer Reise nicht einig, obgleich ich beinahe Willens war, nach Nürnberg zu reisen, und von dort aus über Regensburg und dann die Donau hinunter nach Wien zu gehen; aber wir kamen sämmtlich darin überein, daß je weiter östlich, Alles ein desto düsterer Ansehen darbiete. Dabei waren wir schon einmal durch Baiern von Süden nach Norden durchgereist, und wir wünschten daher eine Aenderung der Scene. Ein Glied der königlichen Familie hatte einmal gesagt, Würtemberg biete einem Reisenden weit weniger Interessantes, aber desto mehr dessen Hauptstadt. Da nun gegen solche hohe Auctorität gar kein Widerspruch gelten darf, so beschlossen wir endlich, uns nach Stüttgard zu wenden. In Heilbronn nahmen wir also statt ostwärts unsern Weg südwärts weiter.

Dieses Heilbronn war eine einförmige alte deutsche Stadt, mehrere Häuser waren von außen bemalt, wie ich Ihnen von den Häusern in der Schweiz früher erzählt habe. Nahe bei dieser Stadt liegt Weinsberg, das wegen seinen Frauen berühmt ist, die ihre Männer

bei der Uebergabe der Veste dadurch von dem Schwerte der Belagerer retteten, daß sie solche auf ihren Schultern hinaustrugen. Weil es aber in Amerika keine befestigten Städte gibt, und das Beispiel also keinen guten Eindruck machen konnte, so unterließen wir es, dorthin zu pilgern. Die Nacht brachten wir in Bessingheim, einem kleinen Landstädtchen zu, und der Neckar, dem wir bereits in Heilbronn begegneten, rauschte auch hier an unsern Fenstern vorüber.

Am nächsten Morgen machten wir uns frühe auf den Weg, um die Hitze zu vermeiden, und trafen zum Frühstücke in Ludwigsburg ein. Hier änderte sich die Scene. Auf einer Wiese sahen wir Truppen einüben; und als wir der Stadt näher kamen, machte uns der Postilion auf einen stattlichen Offizier aufmerksam, einen Herzog von Würtemberg, einen jüngeren Sohn des königlichen Hauses, der mit seinem Staabe sich daselbst befand. Soldaten zu drillen, ist seit undenklichen Zeiten eine Lieblingsbeschäftigung der deutschen Herrscher gewesen. Es gewährt ihnen solches eine entzückende Unterhaltung, wie den Einwohnern der Manhattan-Insel das immerwährende Plaudern von Dollars eine unerschöpfliche Quelle von Lust gewährt.

Ludwigsburg ist das Windsor, das Saint Denis der würtembergischen Regenten. Da sieht man ein weitläufiges Schloß, einen großen Gottesacker und dazu eine Stadt von fünf- bis sechstausend Einwohnern. Wir

gingen durch das Schloß, das geräumig und stattlich von Ansehen ist, einige hübsche Hofräume nnd Aussichten hat; aber die Bauart ist niedrig und teutonisch — um geradeaus englisch mich auszudrücken, „erdwärts kauernd“ — wie die fast zu Zwergen sich zusammenkrümmenden geharnischten Standbilder, die man auf den Marktplätzen mehrer deutscher Städte antrifft. Auch eine Gemäldegallerie befindet sich hier mit wenigen wirklich schönen Gemälden, vorzüglich einigen Werken Rembrandt's. Eines der letzteren ist in demselben Geschmacke, wie „das Schatzungsgeld“, das ich selbst besitze, und ich fange daher an, weniger an der Aechtheit des letzteren zu zweifeln. Die vorige Königin von Würtemberg war eine königliche Prinzessin von England und bewohnte diesen Palast. Da man uns für Engländer hielt, so zeigte man uns die Gemächer derselben, worin sie verschieden, und die sich noch genau in dem Zustande befanden, in welchem sie solche verlassen. Sie muß eine große Anhänglichkeit an ihre Verwandten gehabt haben, denn die Wände waren überall mit den Bildnissen der Familienglieder bedeckt. Den König von England sahen wir überall; und was ihren Gemahl betrifft, wovon ein einziges Abbild einer verständigen Frau genügt hätte, so waren dort nicht weniger als sechs Portraite desselben in einem einzigen Zimmer!

Je weiter nordwärts, desto weniger zierliche Ausschmückung der Gemächer wird man antreffen, und die

deutschen, wie die englischen Paläste haben daher sämmtlich dasselbe förmliche alterthümliche Ansehen. Auch Ludwigsburg macht keine Ausnahme, außer daß uns in den Gemächern der Königin ein ungewohntes Streben nach Bequemlichkeit deutlicher hervortrat, und offenbar war hier der Einfluß des Englischen nicht zu verkennen.

Wir standen auf einem Balkone, von welchem man einen anmuthigen Strich waldiger Gegend und gartenähnlicher Anlagen übersehen kann; da zeigte unser Führer uns ein Dorf von Weitem, dessen Kirchthurm über eine Waldecke in einem etwas abgelegenen Thale oder vielmehr auf einer Erderhöhung herübersah. „Können Sie es sehen, mein Herr?" — „Ich sehe es wohl, — nichts weiter, als ein abgelegenes Dorf, dessen Umgebung übrigens recht hübsch ist." Es war Marbach, Schillers Geburtsort! Es gibt kaum einen Menschen, der weniger die allgemeine Neugier der übrigen Leute nach den Gewohnheiten, Wohnungen und persönlichen Angelegenheiten berühmter Männer mitempfindet, als ich. Der bloße Anblick eines berühmten Mannes, oder von Etwas, das von ihm herrührt, versetzt mich noch keineswegs in eine Aufregung. Doch erinnere ich mich nicht, jemals inniger empfunden zu haben, wie weit mächtiger wahre Größe auf das Gemüth einwirkt, als bloß eingebildete; dieses bewies der Eindruck, den jene Mittheilung auf mich machte. Das abgelegene Dörfchen dort drüben erhob sich mit einem Male vor meinem

Gemüthe mit einer alle Eindrücke und Erinnerungen königlichen Glanzes überwältigenden Wirkung, wogegen also auch das Ludwigsburger Schloß verschwand. Schiller ist nicht mehr! In meinen Augen steht er da, als der deutsche Genius dieser Zeit. Göthe hat von allen Enden jene Beifallsbezeugungen bereitwillig und verschwenderisch gespendet erhalten, die weit öfter als die Wirkung von Gönnerschaften, glänzender Thee's und modischer Zirkel hervorgehen, als aus inniger Ueberzeugung von der wahren Genialität eines Mannes; und Göthe hatte das Glück, einer „heißbrodelnden Celebrität" sich zu erfreuen, — denn, Sie müssen bedenken, daß in diesen Dingen die Mode auch ihre Stimme hat, und daß es hierbei auf eigentliches Verdienst durchaus nicht ankommt; — Schillers Nachruhm hingegen beruht einzig auf sein nacktes Verdienst. Mein Leben setze ich dafür ein, Schillers Ruhm wird am längsten währen, und bei der fernen Nachwelt wird er in der schönsten Verklärung fortleuchten. Die Schule, der vorherrschende Geschmack, die Laune der Mode kann Männer, wie Göthe, dutzendweise schaffen, so oft und so viel man es irgend wünschen mag; aber Gott allein ruft Männer, wie Schiller, ins Dasein. Die Deutschen werfen uns Ausländern vor, wir seien nicht im Stande, Göthe zu verstehen; aber Uebersetzungen sind vielleicht weit sicherere Bürgen für wahre Genialität, wo solche sich findet; denn wenn es auch von schlechten Uebersetzungen wimmelt, so wird doch

das ächte Metall, wo dessen wirklich vorhanden ist, sich selbst im Abhub und in den Schlacken nicht verkennen lassen.

Von Ludwigsburg nach Stuttgart ist nur Eine Station; um zwölf Uhr kamen wir dort an. Das Aeußere der Stadt entsprach durchaus nicht unserer Erwartung. Zwar zählt sie an 30,000 Einwohner, gleicht aber weit eher einem geschäftigen Schweizerstädtchen, als einer deutschen Hauptstadt; man müßte denn die königlichen Gebäude und Gärten ausnehmen. Unter einem Schweizer Städtchen verstehe ich hier freilich nicht solche Orte, wie Genf, Bern, Zürich, sondern Oertchen, wie Herisau und Luzern, ohne dabei die Mauern der letztern mitzuverstehen. Stuttgart steht am Ende eines unregelmäßigen Thales, am Fuße einiger Anhöhen, und dieser Anblick, das ländliche Aeußere, die Lage selbst machte von Weitem einen überraschenden Eindruck. Aber die Stadt selbst wird, wie man auf dieser Seite des atlantischen Meeres sich ausdrückt, mit jedem Tage immer mehr Europäisch, sie verliert, mit andern Worten, zusehends ihr eigenthümliches Ansehen.

In der Nähe und in der Umgebung der Schloßgebäude findet sich noch Etwas, das einigen Eindruck machen kann. Das alte mittelalterliche Gebäude, das, wie ich glaube, das Stammschloß des Hauses Würtemberg ist, steht da, gleichsam als der Kern der ganzen übrigen Stadt. Es ist ein fester, Gefängniß ähnlicher

weitläufiger Bau, der aus ungeheuern Rundthürmen und kleinen Gehöfen besteht, und noch immer den Zwecken des Staates, hoffentlich nicht als Zwinghof, entspricht. Ein anderes Gebäude in neuerem Geschmack, eine königliche Wohnung, befindet sich in dessen Nähe an der einen Seite, während der ganz neue Palast von der andern Seite daranstößt. Letzterer ist ein schönes Gebäude im italienischen Geschmack, und dem Palais Luxemburg in Paris nicht unähnlich, und nach meiner Meinung ist es das vorzüglichste königliche Gebäude, das man, Preußen und Oesterreich ausgenommen, in den kleinern deutschen Staaten antrifft.

Wir mietheten einen Wagen, und fuhren durch das Gefilde nach einem kleinen neuen klassischen Palaste, der am andern Ende sich auf einer Anhöhe etwa zwei (engl.) Meilen davon befindet. Wir besahen das Innere dieses Schlosses, welches im Baustyle dem von Trianon in Versailles etwas ähnelt; es ist kleiner als das große Trianon und größer als das kleine Trianon. Diese Prachtbauten königlicher Schlösser fielen uns indessen auf, als durchaus im Mißverhältniß stehend zu der geringen Größe und zu der Armuth des Landes. Das letztgenannte ist nur ein Lustschloß, und gut genug, wenn es zur Erschwerung der Abgaben nichts beigetragen hat; ob dies der Fall war, weiß ich nicht. Die meisten gekrönten Häupter haben großes Privatvermögen, zu dessen Gebrauch sie ein Recht, wie andere Privatleute haben, und welches mitunter auch

zur Belebung des guten Geschmacks der Unterthanen benutzt wird.

Ein Badeort befindet sich in der Nähe des Schlosses, und eben machte man Anstalten, eine Mahlzeit für den König zuzurichten, der hier mit einer ausgesuchten Gesellschaft speisen wollte. Dadurch wurden wir an unsere eigene Mahlzeit erinnert, die wir um sechs Uhr bestellt hatten, und begaben uns deßhalb auf den Rückweg. Ich saß am Fenster, während angerichtet wurde, und die Ankunft einer Kutsche erregte meine Aufmerksamkeit. Es war eine große, vorzüglich schöne Postkutsche, so reich verziert, als irgend mit einer Fahrt über Land sich verträgt, und mit einem reichen Wappen geschmückt. Eine einzelne Dame saß im Wagen, ein Diener und eine Dienerin im Außensitz. Die Dame hatte eine Haube auf, und war im Fahren, wie es mir vorkam, mit Filetarbeit beschäftigt. Ich habe öfter deutsche Familien auf Reisen in solcher häuslichen Beschäftigung angetroffen, die demnach sich ebensowohl zu Hause fühlten, als ob sie unter ihrem gewohnten Obdach sich befänden. Diese Dame hatte übrigens so wenig Gepäck bei sich, daß ich dadurch veranlaßt wurde, mich zu erkundigen, wer sie sein möge. Sie war eine Fürstin von Hechingen, die also gelegentlich aus ihrem Nachbarstaate herübergefahren kam, vermuthlich, um mit einigen ihrer Verwandten in Würtemberg einen Thee zu trinken.

Diese kleinen Reiche sind von so geringem Umfange,

daß solche gegenseitige Besuche sehr leicht auszuführen sind, und, wie ich vermuthe, aber nicht gradezu behaupten kann, ist die deutsche Förmlichkeit, so steif und so albern, als sie Jedermann bekannt ist, wohl vorzüglich deshalb ausgedacht worden, damit dergleichen Besuche nicht zu mißbräuchlichen Störungen ausarten.

Das System der Mediatisirung hat aber die Zahl der Hauptstädte vermindert, und ihre Abstände von einander dadurch vergrößert; durch zufällige Einflüsse aber ist noch hier und da ein Fürst geblieben, dessen fortbestehende Herrschergewalt nicht eben nothwendig zum Ganzen gehörte, und deren Grundgebiet sich mitten in den Ländern derer befindet, welche bei jener Einrichtung gewonnen haben. So ist Baiern zu einem Königreiche mit einer Bevölkerung von vier Millionen Einwohnern angewachsen, so sind die Herzöge von Würtemberg zu Königen geworden, aber in weit geringerem Maaßstabe, vermöge der früheren Freigebigkeit und Staatsklugheit Napoleons. Das Königreich Würtemberg umschließt nun die zwei unabhängigen Fürstenthümer von Hohenzollern, die man vielleicht blos aus Familienrücksichten nicht dem übrigen Lande einverleiben wollte, innerhalb seiner Grenzen ganz und gar. Einer der Prinzen dieses fürstlichen Hauses ist mit einer Nichte Murats, des ehemaligen Königs Joachim, vermählt.

Nach dem Essen besuchten wir wieder den Schloßgarten, und sahen dort zufällig die Rückkehr der könig-

lichen Gesellschaft von dem erwähnten Mahle. Der König fuhr die Königin selbst in einem mit kleinen Pferdchen bespannten Phaëton, in der bei Monarchen üblichen Geschwindigkeit, nämlich so schnell, daß die kleinen Thiere kaum Zeit hatten, mit ihren Beinen den Boden zu berühren. Er war ein großer starker Mann mit einem tüchtigen Schnurbart, und glich in seinen Gesichtszügen sehr den Prinzen des englischen Königshauses. Die Begleitung bildeten zwei Reitknechte zu Pferde in Scharlach-Livree. Ein jüngeres Glied der Familie, von dunkelem, fast italienischem Aussehen, kam bald hinterdrein, ebenfalls selbst fahrend, in einem offenen Wagen. Kurz darauf wurden wir auch durch den Anblick der Köche und Küchendiener erfreut, die in einem besondern Wagen mit den Ueberbleibseln und Geräthschaften nachkamen. Nicht lange nachher sahen wir auch die Königin und drei oder vier ihrer Töchter auf einem Altane des Schlosses, und die Filet strickende Dame war bei ihnen. Sie schienen sämmtlich schöne Frauen zu sein.

Im Gasthause vernahm ich zu meinem Leidwesen, daß Sir Walter Scott nur zwei Tage früher durchgereist sei. Man sagte, er habe sich sehr übel befunden, und das so sehr, daß er gar nicht aus dem Wagen habe aussteigen können, und daß er sich so viel als möglich darin verborgen gehalten habe.

Früh am andern Morgen verließen wir Stuttgart, und während unsere Reisekutsche mühsam die Anhöhe,

welche die Stadt überragt, sich hinaufwand, fiel mir die Gegend durch manches Störende auf. Die Hügelabhänge waren Weinberge, das Schloß, trefflich unterhalten, bot einen warmen, sonnigen Anblick, dabei riefen die alten rohen Thürme der mittelalterlichen Burg die alten Zeiten Deutschlands ins Gedächtniß zurück, und die schweizerischen Häuser erinnerten an winterliche Landschaften, Schneegestöber und fröstelndes Februarwetter. Doch fragt es sich, ob ein so beschirmter Ort jemals viel von der Kälte erfahre. Die Stadt scheint fast in dieser Vertiefung nur deshalb erbaut zu sein, um das Brennmaterial zu sparen.

Wir begegneten nochmals dem Neckar; nachdem wir eine Reihe waldiger Berghöhen überstiegen hatten, und in Tübingen hatten wir eine Stadt, eine Universität, mittelalterliche Trümmer, geschlossene Gesellschaften, Pfeifen und andere Dinge, die Deutschland bezeichnen, beisammen. Hier frühstückten wir und bekamen einen Besuch von einem jungen Landsmanne, dessen Eltern, deutscher Abkunft, ihren Sohn, wie ich vermuthe, zu seiner Ausbildung hierhergesandt hatten. Dieser junge Mann wird nun wahrscheinlich mit guten griechischen Kenntnissen, völlig vertraut mit metaphysischen Grillen, wie mit seiner Pfeife, überspannt in seinen politischen, schwankend in religiösen Ansichten, wieder zu uns zurückkehren, und vielleicht einige Ideen über das Poetische im Denken und Handeln mitbringen, wie ein Neu-Engländischer Tanz

meister dergleichen von der Poesie der Bewegung aufstellen würde, oder ein Psalmensangmeister von der Kunst des Singens. Demungeachtet schadet dieser Mißgriff weit weniger, als wenn man einen jungen Menschen nach England sendete, von wo er mit den Lehren eines Sir William Blackstone zurückkehren würde, mit der Anleitung, wie die Einrichtungen seines Vaterlandes nmgestürzt oder verderbt werden können, und überfüllt mit Anekdoten von Lords unb Ladies aus der zweiten Hand. Wir sind in diesem Punkte der Jugendbildung in großer Verlegenheit, denn wir haben keine leichte Gelegenheit, unserer Jugend, weder bei uns noch in der Fremde, eine den Anforderungen der Zeit wie den besondern Verhältnissen unserer Staaten gleichangemessene Bildung zu verschaffen. Bei uns zu Hause fehlt es an Wissenschaft, Forschungsgeist, Lernbegierde, Ausdauer und Muße; von Außen her bedrohen uns die Vorurtheile, die dort aus eingebildeten Vorstellungen und künstlichen Einrichtungen nothwendig hervorgehen, oder, was noch weit schlimmer ist, von Außen her bedrohen uns die Einflüsse fremder Meinungskämpfe, knechtischen Kastengeistes oder die Greuel des Umsturzes aller Verhältnisse.

Ungefähr eine Station weiter, als Tübingen, erschien eine ehrwürdige Ruine einer mittelalterlichen Veste von Fernen auf dem Gipfel einer kegelförmigen Anhöhe. Das waren die anmuthigsten Burgruinen, die wir seit langer Zeit gesehen hatten, nnd von der Landstraße aus

gewährte sie uns über eine halbe Stunde lang einen reizenden Anblick. Es war die Burg Hohenzollern, um das Jahr 980 erbaut, die Wiege des königlichen Hauses Brandenburg. Dieses Geschlecht soll, wie behauptet wird, von den alten Herzogen des Elsasses abstammen, was, wenn es gegründet wäre, bei ihnen denselben Ursprung wie dem Hause Oesterreich und Baden nachweisen würde; doch es ist gebräuchlicher und wahrscheinlich auch richtiger, anzunehmen, daß die Grafen von Hohenzollern die Stammväter seien. Irgendwo wird immer unsere Stammtafel Lücken finden, ehe sie bis zu Adam hinaufreicht.

Ich sann schon darüber nach, welche unvorgesehene Ereignisse einem nachgebornen Sohne, einem jüngern Zweige einer Familie, aus der Lehenspflichtigkeit der alten gräflichen Besitzer dieser Veste, auf den fünften europäischen Thron in Macht und Ansehen berufen habe, als wir in ein unregelmäßiges, fast unwegsames Städtchen einfuhren, das etwa 3000 Einwohner zählt, und nicht einmal so gut gebaut war, als die Städtchen von gleicher Größe bei uns. Ein Schild über einer Thüre, wie sich dessen ein betriebsamer Handelsmann bedienen würde, mit der Aufschrift: „Kriegsdepartement", veranlaßte mich, mich genauer umzusehen, und siehe da, wir befanden uns in Hechingen, der Hauptstadt von Hohenzollern-Hechingen, — ein unabhängiger Staat, der seinen eigenen Fürsten hat, in einer Beziehung das Haupt, in

der andern der Schweif seiner Familie; denn, außer dem Könige von Preußen, gibt es noch einen Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, der in der Reihenfolge der jüngere, aber an Macht der überwiegende Zweig ist, denn er zählt 40 bis 50,000 Unterthanen, während Hechingen deren nur 15,000 hat.

Wir fuhren im Orte selbst eine Anhöhe hinauf, und kamen an einem unausgebauten Hause vorüber; es stand nur erst der Vorderbau, in der Straße selbst, und dabei befand sich nicht einmal der nöthige Raum zu einer schönen Gartenanlage; das Gebäude war an sich kaum so groß und so gut angelegt, als ein ansehnliches Landhaus bei uns. Dieses Gebäude war, wie man uns sagte, zur städtischen Wohnung des Thronerben bestimmt, der mit einer Tochter von Eugen Beauharnois, folglich einer Nichte des Königs von Baiern, vermählt ist.

Dies war eine königliche Pracht in „kurzem Auszuge", wie ich noch keine gesehen hatte. Die sächsischen Herzogthümer, so wie Baireuth und Anspach, jetzt zu Baiern gehörig, hatten früher uns Stoff zu eigenen Betrachtungen gegeben; und doch waren jene noch Besitzungen mächtiger Herrscher zu nennen, im Vergleich mit diesem kleinen Fürstenthum. Ich fragte nach dem Aufenthalt des Fürsten, welcher nicht weit entlegen sein konnte, ohne außerhalb seiner Staaten zu liegen. Er war außer der Stadt hinter einem eine (englische) Meile davon entfernten Walde, und war von dem Gasthause aus, wo

wir eingekehrt waren, nicht sichtbar. Dieses war ein Hauptmißgriff. Wäre das alte Schloß, das blos eine halbe Meile Weges entfernt war, gut erhalten worden unter dem Titel eines gräflichen Schlosses von Hohenzollern, und hätte man das Kriegs- und Staatsdepartement in einen seiner Thürme verlegt, so würde Niemand die Anmaßung belächelt haben, möchte er auch noch so sehr dazu geneigt gewesen sein; so aber — —

Wir hatten große Lust, die Ruine zu besuchen, welche die Trümmer der Habsburg noch weit hinter sich läßt; aber ein Gewitterregen, der das Fürstenthum bis in sein Inneres erbeben machte, hinderte uns daran. Die Burghalle, die Kapelle und der Glockenthurm sollen, wie man sagt, wieder hergestellt sein und sich jetzt in gutem Zustande befinden. Wir konnten aber nur sehnsüchtige Blicke hinaufgleiten lassen, als wir unten an der Anhöhe vorbeifuhren; denn der Boden war zu sehr durchnäßt, als daß wir Frauen dem Wagniß eines Bergsteigens hätten aussetzen können. Wir hatten einen Hechinger Postilion in Hechinger Postilionstracht, und obschon der Mann seine Würde fühlte und mit der nöthigen Vorsicht sein Gespann lenkte, so brachten wir doch gerade eine Stunde zu, um die Lande seines Herrn zu durchfahren.

Wieder ins Würtembergische zurückgekehrt, brachten wir die Nacht in dem Dorfe Bahlingen zu. Die Gegend, durch welche wir am nächsten Morgen kamen,

war einförmig, obschon nicht flach; erst gegen Mittag gewann das Land ein reizenderes Ansehen und breitete sich vor unseren Blicken in lieblichen Thälern und waldigen Anhöhen aus. Der Tag war schön und während wir durch eines dieser Thäler hintrabten, deutete A— — nach einem kleinen Bächlein, das uns zur Rechten sich zögernd hinwand, und lobte das schöne Bächlein. „Ich wette darauf, daß es einen Namen hat; man muß den Postilion fragen.“ — „Wie heißt dieses Flüßchen?“ — „Die Donau, mein Herr.“ Die Donau! Es lag etwas überraschend Unerwartetes in diesem unverhofften Anblick dieses mächtigen Stromes, dessen dunkle Fluten wir vordem durch Städte und Königreiche wogen sahen, als wir ihn hier als Bächlein wieder fanden, über das ich fast im Stande war, hinüber zu springen. Es war, als wenn wir dem, welchen wir früher als mächtigen Herrscher gekannt, mit einemmale wieder als Privatmann irgendwo begegnet hätten. Ich war noch immer über das Gewässer in Gedanken vertieft, das vor uns vorübergleitend, seinen Weg bis ins ferne schwarze Meer verfolgt, als wir vor der Thüre des Wirhshauses in Duttlingen anhielten.

Jetzt waren wir im Schwarzwalde, und noch dazu befanden sich einige Bäume darin. Das Gehölz war meist Lärchenholz, daher mag der Name kommen. Unser Wirth erfuhr von unseren Dienstboten, daß wir Amerikaner seien, und da brachte er bald das Gespräch

auf die Auswanderungen. Er sagte uns, gar viele Leute zögen von Würtemberg nach Amerika, und gab dabei zu verstehen, wir könnten uns Glück dazu wünschen, — es seien lauter gebildete Menschen! Das war eine neue Art, die Sache anzusehen, und ich will mir nicht die Verantwortlichkeit aufbürden, das Gegentheil zu behaupten.

Während des Frühstückes fragte uns der Gastwirth, der zugleich Postmeister war, wo wir die Nacht zuzubringen wünschten, und ich antwortete ihm: in Schaffhausen am Rhein. Darauf bedeutete er mich, wir würden in diesem Fall einen langen aber nicht steilen Bergpfad zu übersteigen haben, welcher die Gewässer der Donau von den Rheinzuflüssen scheide, und daß zwei Extrapferde diesen Weg sehr erleichtern würden. Ein Ueberblick der Landstraße bewog mich, ihm beizustimmen, und so verließen wir das Posthaus in dem prächtigen Aufzuge eines Reisewagens mit sechs Pferden. Das war augenscheinlich eine Wirkung des vorhergegangenen mächtigen Eindrucks, und nachdem wir beim Eintritte ins Würtembergische und bei unserer Durchreise uns öfter über die Langsamkeit der Pferde beklagt hatten, so verließen wir es jetzt mit „Eclat" und legten stündlich zehn (englische) Meilen zurück. Auf dem Gipfel der Berghöhe trafen wir die Badensche Grenze wieder. Hier hatten wir eine schöne weitausgedehnte Aussicht, die auch den Konstanzer See umfaßte. Das Wasser hatte ein dunkles und verworrenes Ansehen und die

ganze Scene erschien in einer Beleuchtung, die mich stark an das mystische Wesen des Deutschen erinnerte. Wir mochten uns auf einem ziemlich erhobenen Hochlande befinden, obschon keine Berggipfel deutlich hervortraten; im Gegentheil konnte der Blick frei umherschweifen, bis er, wie auf der See, durch die Krümmung der Erdfläche den endlichen Gesichtskreis fand; die Bäche in unserer Nähe flossen in den Rhein und halb Europa durchströmend, entlasteten sie sich in die Nordsee; während der Strom unten im Thale seine südöstliche Richtung verfolgte, bis an die Grenzen Asiens hin. Es ist etwas Erhebendes und Entzückendes in der Verknüpfung der Bilder, die die Betrachtung solcher Gegenstände in unserem Innern anregt.

Von dieser Stelle aus führte unser Weg bergab, entkleidet von dem Stolze unseres Postzuges, denn auf der nächsten Station konnten wir mit großer Schwierigkeit nur drei Pferde bekommen. So ist es im Leben, wo der eine Augenblick uns im Ueberfluß schwelgen, der nächste uns mit Entbehrungen kämpfen sieht. Wie im Leben, behalfen wir uns, so gut es angehen wollte, durchfuhren eine reizende unebene Gegend, allmählich bergabsteigend, bis wir plötzlich uns wieder unten an das Ufer des Rheinstromes versetzt sahen, und abermals vor der Thüre eines Wirthshauses anhielten in der Schweiz!

Zweiter Besuch in der Schweiz.

Fünfzehnter Brief.

Das Schweizer Wirthshaus. — Der Rheinfall. — Der Kanton Zürich. — Die Stadt Zürich. — Sonderbares Zusammentreffen. Furchtbares Bergansteigen. — Ausgezeichnet schöne Aussicht. — Einsiedeln. — Das Kloster. — „Par exemple." — Die Ufer des Zuger Sees. — Die Hohlgasse. — Wasserfahrt nach Alpnach. — Der Luzerner See. — Liebliche Landschaft. — Wirkung der Nebel auf Fernsichten. — Natürlicher Barometer. — Aussicht von Brünning. — Ankunft im großen Kanton Bern. — Politische Ansichten eines Engländers. — Unser französischer Reisegefährte. — Der Gießbach. — Musik der Bergbewohner. — Lauterbrunn. — Der Grindelwald. — Das Steigen der Wasser im Jahre 1830. — Anekdote. — Fahrt auf dem Thunner See.

Mein theurer — —,

Am Rheine suchten wir uns zu entschädigen für das Langweilende und Einförmige Würtembergs! Zwar gebe ich zu, daß dieses Land manche schöne Gegenden besitzt, Vieles, das Bewunderung erregt und zu nützli-

chen Betrachtungen führen kann; aber für einen blos Durchreisenden bietet das Land nichts Interessantes dar. Gleich einem Boote, das unerwartet in eine starke entgegengesetzte Strömung geräth, hatten wir das Steuerruder erfaßt und aus der Strömung heraus uns dem nächsten Ufer zugewandt. Da saßen wir nun fest, und nun entstand die Frage, wohin weiter uns wenden? Meine eigenen Blicke schweiften sehnend nach Osten und folgten dem Wege längs dem Konstanzer See, nach Inspruck, über Salzburg nach Wien; doch von unserer Reisegesellschaft waren bei unserem früheren Besuch in der Schweiz im Jahre **1828** mehrere noch so jung gewesen, daß es unstatthaft schien, ihnen diese günstige Gelegenheit zu versagen, um bleibende Eindrücke in ihr Gemüth aufzunehmen von einer Gegend, welcher keine von der Welt an die Seite gestellt werden kann. Deßhalb ward, ehe wir uns zur Ruhe begaben, fest beschlossen, mit dem folgenden Morgen aufs Neue die Reise durch die Schweizer Kantons zu beginnen.

Ich horchte auf das trommelähnliche Dröhnen im Wirthshause wieder einmal mit großem Behagen; denn obgleich das Gebäude, nach den Krönlein und Wappenzierrathen von außen zu urtheilen, einst einem Grafen zum Wohnhause gedient haben mochte, so fehlte es doch in ihm nicht an den Wiederhallen der Wandungen ächter schweizerischer Bauart, eben so wenig als an der Zierlichkeit, die solchen eigen ist. Dieses Dröhnen hinderte

uns indeß durchaus nicht an unserem tiefen Schlummer; und nach einem zeitig eingenommenen Frühstücke begaben wir uns von neuem auf den Weg ins gebirgige Land hinein.

Hier ging das Extrapostreisen zu Ende; denn in diesem Theile der Schweiz bekommt man keine Extrapferde, und ich sah mich also genöthigt, mich der Redlichkeit eines mir unbekannten Fuhrmannes anzuvertrauen, einer Menschenart, welche vorzugsweise allen den Gebrechen aller derer ausgesetzt ist, die mit Pferden, Wein, Lampenöl und Religionssätzen Handel treiben. Wir überließen es diesem wichtigen Manne, uns mit der Reisekalesche zu folgen, und gingen längs dem Ufer des Flusses zu Fuße auf einem schlechten und schmutzigen Wege, zwischen Schmiedeessen und Mühlen nach dem Rheinfalle. Welche Zugaben zu einem Wasserfall! Wie lange wird es dauern, bis die Einbildungskraft unseres Volkes, die immer in dem Streben fortschreitet, alles Große in Natur und Kunst mit der Elle der Gewerbsamkeit zu messen, auf ähnliche verschönernde Umgebungen des Niagarafalls bedacht sein wird? Glücklicherweise sind ihre Kraftäußerungen ihren Wünschen nicht gewachsen, und so wird eine Mühle an der Seite dieses Weltwunders niemals etwas mehr vorstellen, als eine bloße Mühle; dagegen ist der Rheinfall jetzt nicht viel mehr, als eine Wehr, denn die Naturschönheit ist hier durch die Macht des Gewerbgeistes gänglich verun-

staltet worden. Der Wasserfall selbst machte auf uns auch weit weniger Eindruck, als jemals sonst, und wir verließen diese Stelle mit der Ueberzeugung, daß wenn man vielmehr für einige angemessenere Verschönerungen gesorgt hätte, dieser Wasserfall immer noch zu den schönsten unter den schönen Wasserfällen, die wir gesehen haben, gezählt werden könnte; daß aber, nach dem zu schließen, was bereits geschehen ist, er in kurzer Zeit Alles, was er noch Schönes besitzt, gänzlich einbüßen werde. Fürs erste fanden wir keinen Grund, die von dem ersten Besuch erhaltenen Eindrücke ganz aufzugeben, meinten aber, abgesehen von der Größe des Wassersturzes, überträfen mehre Sturzbäche der Schweiz in vieler Hinsicht diesen Wasserfall.

Wir folgten dem Laufe des Stromes einige (englische) Meilen Weges weiter, und trafen den Fluß, tief in die Erde sich bergend, bei einer seiner plötzlichen Krümmungen; und an einem steilen Abhange hinabsteigend, gingen wir auf das linke Ufer desselben hinüber und gelangten so in den Kanton Zürich. Diese plötzliche Begegnung des Rheines in so geringer Breite setzte uns in Verwunderung, und wir konnten uns kaum vorstellen, daß dieses der mächtige Rhein sei, dessen dunkle Wogen unter uns hinabbrausten, als wir mittelst einer bedeckten fast zweihundert Fuß langen Brücke hinüber kamen. Wohl Hunderten von Flüssen begegnet man, von gleicher Breite, wenn man durch Amerika reist,

aber selten erfreut dort das Auge solche großartige Strömung und zugleich solch tiefdunkles Blau der Gewässer.

Wohl zwei Stunden brachten wir auf dem Wege nach Zürich zu, ehe unsere Augen der Anblick ferner schneebedeckter Berggipfel erfreute. Sie sahen gleich alten Bekannten nach uns herüber; die Ferne benahm ihnen das ernste schauerliche Ansehen, und so ergänzten ihre erhabenen Umrisse in sanfteren Zügen. Wir waren im Gehen weit voraus, während die Pferde gefüttert wurden, als dieser erfreuliche Anblick uns plötzlich überraschte, und da ich ein wenig weiter voran ging, brach ich in ein unwillkührliches Freudejauchzen aus, als ich um einen Hügel mich wendend, längs dem fernen Horizonte geschaart, zuerst die Berge wieder erblickte. Meine Reisegefährten eilten sogleich herbei, und es war, als träfen wir mit theuren Freunden wieder zusammen, als wir die herrlichen Bergzinnen wieder die sichtbare Erde umgürten sahen.

Die Gegend, durch die wir reisten, war das niedrige Land, von dem ich so oft bereits geredet habe, auch fanden wir das Laud weder besonders schön, noch vorzüglich angebaut, bis wir in die Nähe des Hauptortes kamen, wo die Gegend den Anblick der Verfeinerung in den Umgegenden großer Städte annahm; die Annäherung an Zürich von dieser Seite ist zwar weniger romantisch, da hier der Anblick der Berge und des See's fehlt; aber sie sind dagegen auch weit schöner, als von

der Seite, von welcher wir im Jahre 1828 diese Stadt zuerst erblickten.

Der Anblick von Zürich machte einen recht angenehmen Eindruck auf uns; weit mehr, als bei unserem früheren Besuch, und zwar desto mehr, weil die Stadt ungewöhnlich menschenleer schien. Der unruhige Zustand von Europa, vorzüglich von England, hat die gewöhnliche Klasse von Reisenden zu Hause bleiben lassen, obschon, wie man behauptet, sämmtliche Kantone von Karlisten wimmeln, welche man beschuldigt, daß sie hier zusammenkommen, um ihre Plane zur Reife zu bringen. Herr von Chateaubriand wohnte mit uns in demselben Hotel; aber ich habe nie das Glück gehabt, diesen ausgezeichneten Schriftsteller zu sehen, oder mit ihm gelegentlich bekannt zu werden, obschon ich erst später erfuhr, daß ich einmal zwei Stunden lang auf einer Bank gerade vor ihm gesessen während einer öffentlichen Versammlung in der französischen Akademie. Dießmal hatte ich kein besseres Glück; denn eine Stunde nach unserer Ankunft reiste er ab, ohne daß ich ihn zu Gesicht bekommen hätte. Manche Leute glauben sich berechtigt, sich einem berühmten Manne aufzudringen, und meinen, die schmeichelhafte Aufmerksamkeit müsse durchaus ihre Zudringlichkeit entschuldigen; ich kann aber diesem Wahn nicht beistimmen; ich glaube vielmehr, Nichts sei lästiger, als Berühmtheit, und Nichts sei denjenigen, welche die

Unannehmlichkeiten der Berühmtheit erduldet haben, angenehmer, als ungestörte Einsamkeit.

Durch ein sonderbares Zusammentreffen befanden wir uns zum zweitenmale gerade an einem Sonntage in Zürich und noch dazu fast an demselben Tage des Jahres. Im Jahre **1828** fuhren wir längs dem Ufer des See's am **30.** August nach Zürich, und nach einem Zwischenraum von vier Jahren fuhren wir aus Zürich längs dem See am **28.** August. Dieselben Gegenständen traten uns unter ähnlichen Umständen vor Augen; der See war mit Kähnen bedeckt, deren große Seegel träge hinflatterten; die feierlichen Glockenklänge tönten in schwermüthigem Wiederhall, und die Einwohner waren ausgeflogen, jetzt, wie damals, in ihren Feiertagsgewändern, oder drängten sich im Innern der Kirchen. Die einzige Veränderung der Scene machte die Veränderung unserer Reiserichtung. Damals blickten wir den See hinab und hatten seine Dörferbesetzten Ufer gerade vor uns, und die nach dem Rheine zu verschmelzende Gegend bildete den Hintergrund des Gemäldes; während jetzt diese damals fernen Gegenstände an unsern Blicken nahe vorübergleiteten, und unsere Fernsicht in den verworrenen und geheimnißvollen Gebirgen von Glarus einen Ruhepunkt suchten.

Im Pfau nahmen wir unser goûter ein, und um nicht im Wagen über die Brücke zu kommen, gingen durch die gewühligen Straßen von Rapperschwyl vor-

aus, und ließen den Kutscher nach seiner Gemächlichkeit uns nachfahren. Wir brachten gerade eine halbe Stunde auf dieser Brücke zu, die noch dasselbe gebrechliche Ansehen wie früher hatte; doch konnte unser P — — die Lust nicht bezähmen, zu versuchen, wie nahe bis an ihrem Rande er sich wagen könne. Sobald wir in Schwytz angekommen waren, holte uns der Wagen wieder ein, und so fuhren wir weiter bis zum Fuße des Berges, den man erklimmen muß, um nach Einsiedeln zu kommen. Hier nahmen wir Vorspannpferde, und als kräftige Vorspann bewährten sie sich in der That; denn ich entsinne mich kaum, zwei solche edle Thiere zu solchem Zwecke je bekommen zu haben; diese Thiere schienen nach demselben Maßstabe gebildet, wie die Berge, die sie zu besteigen hatten. Uns belustigte hierbei das Benehmen unseres Wagenlenkers, der sich alle Mühe gab, seine eigenen Pferde so anzuschirren, daß alle Anstrengung dem neuangeworbenen Gespann allein zu Theil werden solle. Er konnte dieses aber nicht bewirken, ohne Argwohn zu erregen; aber er bemühte sich, seine Absicht dadurch zu erreichen, daß er seinen Thieren geschickte Rippenstöße beibrachte, um sie zum Anziehen unwillig zu machen. Zum Zeichen seines Triumphs folgte jedem listigen Streich ein schelmischer Seitenblick des Einverständnisses nach unserm François, dessen Anhänglichkeit, vermöge seiner Abstammung von Fuhrleuten, an diese Leute ich zu meinem Schaden immer wieder aufs Neue

gewahr wurde. Dieses Einverständniß mit der Kutschergilde war so offenbar, daß wenn ich gewohnt gewesen wäre, öfter mit Lohnkutschern zu reisen, ich diesen Bedienten gewiß keinen Monat lang behalten hätte.

Es war ein milder Abend, als wir diesen furchtbaren Weg bergan begannen, der einer der steilsten Wege in der Schweiz war, und wir hatten uns längs den Ufern des See's so lange aufgehalten, daß wir die nöthige Zeit völlig versäumt hatten. Zum Umkehren war es zu spät, und so mußten wir die Sache nehmen, wie sie nun einmal nicht zu ändern war. Es ist immer weit angenehmer, bergan, als bergab zu reisen, wegen der steigenden Ueberraschung der Aussichten; und so wie von schönen Landschaften immer eine nach der andern vor unseren Blicken aufstieg, wurde das früher gewohnte Jauchzen immer lauter, bis wir uns vollkommen in einem fieberhaften Zustande von Bergbegeisterung befanden. Daß ich im Jahre 1828 beim Herabsteigen von diesem Berge auf einem Fußpfade mich in östlicher Richtung hinwandte, brachte mich damals um eine der schönsten Folgen verschiedener Ansichten, deren ich dießmal unter den günstigsten Umständen mich zu erfreuen hatte. Die ganze zusammenstoßende halbmondförmige Ausdehnung des nördlichen See's, mit weißleuchtenden Kirchen, Dörfchen und Hütten besprenkelt, lag vor uns ausgebreitet, und als die Abendsonne mit falbem mildem Lichte die überreiche und mannichfach gruppirte Landschaft be-

leuchtete, riefen wir unwillkührlich aus: „Fast wie die Küsten Neapels im Abenddämmerschein!“ Wie die zunehmende Dunkelheit sich über dieses Gemälde ausbreitete, wie sie einen Thurm nach dem andern, wie sie Dörfchen, Hütten und Fluren nach und nach umhüllte, bis endlich nur noch der dunkelblaue Spiegel des See's das sparsam durch die Wolken auffallende Licht widerstrahlte, das war ein unbeschreiblich schöner Anblick, war eine jener Zauberwirkungen, wie sie nur die großartige Natur der Alpengegenden darbietet.

Es war dunkel, als wir das Wirthshaus auf dem Gipfel endlich erreichten; doch war es nicht möglich, die Nacht dort zuzubringen, denn es war dort für nichts gesorgt, als für Kirschenwasser. Die Nacht brach immer düsterer und drohender herein, und über zwei Stunden lang krochen wir bergan und bergab auf den steilen Wegen weiter, und um die Reise noch schlimmer zu machen, fing es überdieß an zu regnen. Das war freilich eine geeignete Bußfahrt nach der Wohnung mönchischer Schwärmerei; doch kaum war ich mit meinen Bemerkungen dieser Art im Zuge, so hielten wir auch schon vor der Thüre meines früheren Absteigequartiers, des Ochsen in Einsiedeln, stille. Es war fast zehn Uhr, wir bestellten also nur eine Tasse Thee und begaben uns gleich darauf zur Ruhe.

Am nächsten Morgen besuchten wir die Kirche und das Kloster. Erstere zeigte nur ein mittelmäßiges Gemälde

von dem, was mich hier bei meinem frühern Besuche so sehr ergriffen hatte; denn jetzt war kein einziger Wallfahrer hier, während es früher von ihnen wimmelte. Blos Einige der Dorfbewohner fanden wir vor dem Altare knieend, die einzige malerische Gruppe, die wir hier sahen. Wir begaben uns in den obern Theil des Gebäudes, und gingen durch jene schmalen Bogengänge, aus welchen ich damals die Benediktiner, als verstohlne Beobachter, die unten knieenden Andächtigen von oben herab forschend betrachten sah. Ich erhielt Erlaubniß, das Innere des Klosters, die Zellen, die Büchersammlung, und Alles sonst zu sehen, aber meine Begleiterinnen mußten, weil es nicht anders thunlich war, zurückbleiben. Es ist nichts als ein geräumiges deutsches Kloster, sehr reinlich und erinnert dabei bisweilen an die ärmlichen Hütten der Berggegenden. Eine neulich erschienene Schrift über dieses Kloster kam mir in den Sinn, und machte mich einigemal unwillkührlich lächeln, als der fromme Vater die Seltenheiten der Büchersammlung pries, und über die Geschichte und die Angelegenheiten seines Klosters sich ausführlich verbreitete; indessen vermuthe ich, daß jenes Buch, wenn auch jemals, doch wenigstens bis jetzt noch nicht in diesem entlegenen Winkel bekannt ist.

Wir hatten hier einige Mühe, uns mit der französischen Sprache durchzuhelfen, und unser Deutsch (worin es wenigstens einige von uns ziemlich weit gebracht haben) hatten wir in Sachsen gelernt, und dieses war hier nicht

viel mehr werth, als ungebräuchliche Geldmünzen. Unser Wirth war ein aufmerksamer Gastwirth, und versuchte es auf alle mögliche Weise, recht gesellig und entgegenkommend sich auszudrücken, und das gelang ihm auch über die Maßen wohl, indem er sich dazu blos zweier Worte öfter bediente, „par exemple.” Um zu zeigen, wie weit er es darin brachte, erwähne ich blos, daß auf meine Erkundigung, ob ich hier ein Extrapferd bekommen könne, seine Antwort folgende war. „Par exemple, Monsieur; par exemple, oui; c'est-à-dire, par exemple.” Wir bekamen auch wirklich ein Extrapferd, par exemple, und reisten weiter.

Unser Weg führte uns geradezu durch die Wiesen, welche durch den Sturz des Roßberges im Lowerzer See gebildet worden waren. Als wir uns auf ihnen befanden, erschienen sie mir weit ausgedehnter, als sie mir damals aus der Ferne, vom Berge aus gesehen, vorgekommen waren. Sie bilden einen durchaus unebenen Boden und bringen blos einen rauhen, schilfähnlichen Graswuchs hervor, obschon sich nur wenige Felsentrümmer darauf befinden. Durch die Umgebungen der Ruinen von Goldau begaben wir uns in starkem Trabe aus dem Schauplatze der Verwüstung weiter in die herrlichen Umgebungen von Arth. Hier aßen wir und erlebten abermals einige mönchische Späßchen.

Nach Tische fuhren wir die Ufer des Zuger See's entlang; indem wir der Straße um den Fuß des Rigi=

kegels folgten, und unmittelbar unter der Stelle uns befanden, wo dem Reisenden der erhebende Anblick so vieles Schönen zu Theil wird, wo von ich Ihnen früher schon so Manches erzählt habe. Dieses war die anmuthigste Fahrt, die wir bis dahin in der Schweiz erlebten. Ganz nahe zu unserer Rechten hatten wir das Wasser, und zu unserer Linken befanden wir uns völlig abgesperrt durch die steile Berghöhe, bis wir endlich an einer Bucht des Luzerner See's bei Küstnacht herauskamen, nachdem wir auf vier Seiten von Bergen eingeschlossen, die hohle Gasse hindurch waren. Abermals überfiel uns die Nacht, während wir die schöne Landstrecke, welche die Bucht von Küstnacht vom untern Ende des See's abschneidet, durchfuhren; weil aber die Straße vortrefflich gebahnt war, so trabten wir ohne alle Besorgniß weiter, bis wir um neun Uhr in der Stadt Luzern vor unserm Absteigequartier anhielten.

Da am nächstfolgenden Tage das Wetter außerordentlich schön war, so wurde François mit der Reisekutsche und unserem Gepäck auf dem Wege nach Bern weiter geschickt; wir mietheten dagegen ein Boot nach Alpnach, und versahen uns mit einem Führer. Um elf Uhr bestiegen wir unsern Kahn, und schifften zwischen den lieblich grünenden Ufern, von Landhäusern besäumt, bis zu dem Arm des See's, der in südwestlicher Richtung sich ausdehnt. Da faßte uns ein herrlicher Luftzug, und mit aufgespanntem Segel glitten wir flüchtig durch

die Wogen, und legten acht (englische) Meilen in der Stunde zurück. Einige mal überraschte der Wind uns mit solcher Stärke, daran uns erinnernd, wie viel Vorsicht auf einem Gewässer nöthig ist, das von so vielen steilen Felsenmassen umgeben ist. Wir erreichten den einsamen Thurm von Stanzstadt mit Windesschnelle, und in weniger als zwei Stunden, nachdem wir ins Boot gestiegen, befanden wir uns bereits vor Alpnach.

Hier nahmen wir zwei landesübliche Wägeli und fuhren weiter. Unser Weg führte uns durch Sarnen, wo meine Reisegesellschaft, die die Gegend von Unterwalden noch nicht gesehen hatten, stille hielten, um die Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Ich will Sie nicht mit der Wiederholung von Dingen, die ich Ihnen bereits früher beschrieben habe, aufhalten; sondern unserem Ruheplatze für die nächste Nacht zueilen. Als wir den Fuß der Felsen erreichten, welche den natürlichen Damm bilden, der den Luzerner See einfaßt, stiegen P — — und ich aus, und gingen zu Fuße voraus. Da der Weg bergan nur kurz war, so kamen wir so weit voraus, daß wir das obere Ende des kleinen Wasserspiegels im Abstande von einer Stunde Weges erreichten, ehe die übrigen uns einholten; und als wir wieder zusammentrafen, tauschten wir gegeneinander unsere freudigen Ausrufungen des Entzückens aus über die bezaubernden Schönheiten dieser Stelle. Ich erinnere mich keines ungetrübteren Genusses reiner Freude, als die mir

dieser Augenblick gewährte, wo alle um mich mit meinen Empfindungen übereinstimmten.

Unsere Freuden, unsere Empfänglichkeit für das Schöne, unsere Urtheile sogar hängen so sehr von den Umständen ab, unter welchen sie thätig werden, daß man nothgedrungen bisweilen an ihrer Untrüglichkeit zweifeln muß, wäre dies auch nur, um den Vorwurf der Unbeständigkeit von sich abzulenken. Mir gefiel der Luzerner See zwar auch im Jahr 1828, aber dieses Wohlgefallen von damals ist ein zu schwacher Ausdruck für die innige Lust, die ich bei dem Wiedersehen desselben empfand. Vielleicht wirkte das Wetter, der eigenthümliche Wechsel von Schatten und Licht grade bei solcher Beleuchtung vom Himmel herab; die bereits vorhandene Aufregung des Gemüths, oder noch andere begleitende Veranlassungen bewirkten vereint gerade diesen Zustand erhöheter Empfänglichkeit; auch könnte es sein, daß die Aussichten wirklich durch die veränderte Reiserichtung sich reizender darstellten; denn alle, die mit Landschaftscenerie bekannt sind, stimmen darin überein, daß der Hudson weit anziehender ist, wenn man stromab-, als wenn man stromaufwärts fährt; mag dies sein, wie es wolle, wäre ich damals gefragt worden, welches besondere Fleckchen in Europa mich am meisten entzückt habe durch vollkommene Naturschönheit oder durch kunstlose Verschönerung der Umgebungen, so hätte ich gewiß einzig und allein die Ufer des Luzerner See's genannt. Und ich war es nicht allein,

der diesem Gefühle sich hingegeben hätte; sondern wir Alle, Groß und Klein, — kurz die ganze Reisegesellschaft vereinigte sich im übereinstimmenden lobpreisenden Urtheile, daß diese Landschaft ganz ausgezeichnet schön sei *). Eine

---

*) So richtig die Bemerkung des Verfassers ist, daß das Zusammentreffen vieler einzelner für sich allein oft ganz unwirksamer Umstände oftmals der unbewußte Grund unserer wechselnden Urtheile, Ansichten, Empfingungen über dieselben Gegenstände zu sein pflegt; so hat er doch, wie es scheint, einen wichtigen Umstand weniger beachtet, der tief im menschlichen Innern liegt, und der in dem wahrhaft warmen Gefühle des Verfassers dieser Briefe, wie aus allen Aeußerungen desselben hervorgeht, so innig mit seiner Natur verwebt ist, daß es ihm schwer fallen mochte, sich dessen als einer einzelnen Regung deutlich bewußt zu werden. Die Leser erinnern sich aus den frühern Briefen, daß damals in seinen „Ausflügen in die Schweiz", unser Reisender allein, ohne seine Reisegefährten, eben diese Gegend durchwandelte, daß damals sein Gemüth von dem Großartigen, Erhabenen, Romantischen ergriffen, weniger von den sanfteren, ruhigeren, schönen Landschaften angeregt werden konnte, als gerade jetzt, wo er aus einer Gegend kommend, die wenig Interessantes, nach seiner Ansicht, darbot, zuerst wieder ächter Schweizergegenden sich erfreute. Darin liegt aber der Hauptumstand, früher stand er hier allein, jetzt umgaben ihn die Seinigen, seine mit ihm empfindenden, gleichgestimmten, seelenvertrauten Begleiterinnen und Begleiter, die bei der frühern Schweizerreise öfter im Landhause bei Bern zurückgeblieben waren.

unbedeutende Veränderung, ein wenig mehr oder weniger Feuchtigkeit des Luftraumes, die Anwesenheit oder Abwesenheit einzelner Wolkengebilde, eine verschiedene Tagesstunde oder eine veränderte Gemüthsstimmung hätte vielleicht unsern innigen Genuß getrübt; denn Freuden dieser Art gleichen dem angenehmen Dufte vorzüglicher Weine, oder den bezaubernden Tonweisen einer lieblichen Musik, die durch eine Verstimmung unseres Nervensy-

---

Mittheilung und Mitgefühl erhöht unsere Freude, sänftigt unsern Schmerz; nur in der Mitfreude derer, die unserem Herzen am nächsten sind, besteht der innigere Genuß des Lebens; die Mitfreude der Unsrigen, die uns völlig verstehen und nachempfinden, wandelt selbst die Wüste in Eden, in die Verbannung zaubert sie lebhafte Bilder verschollener Jahre in eine heitere Gegenwart zurück, und in die Nacht der verworrensten Schicksale weckt sie den Traum ferner beseligender Zukunft. Wir streben nach Wahrheit, wir dulden für das Rechte, wir wirken Herrliches, nicht für uns selbst, sondern im dunkeln Vorgefühl der Mitfreude gleichgestimmter Seelen. Dieser Trieb der Geselligkeit, diese Erhöhung alles Genusses in der Mitfreude Anderer, diese Unmöglichkeit fast, allein sich zu freuen, liegt so tief in der menschlichen Natur, daß daraus die Behauptung jenes Weisen sich rechtfertigen muß, daß, wer über die Sterne erhaben, dahin gelangt wäre, wo er die Größe, die Pracht und die Herrlichkeit des Weltalls in einem Ueberblick erfassen, begreifen und bewundern könnte, darum nicht seeliger sich fühlen würde,

stems oder durch eine einzige mißtönende Saite gänzlich ihre Wirkung verfehlen.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen werden Sie selbst fühlen, wie schwer es sei, Ihnen den Grund unseres Entzückens deutlich zu machen. Die Hauptzüge der Landschaft, die uns so berauschend entzückte, indessen, waren ein Landweg, der längs dem Ufer eines Waldes fortzog, etwa zehn Fuß vom Wasser entfernt sich windend, sich verlierend und wieder hervorkommend, in den Biegungen des Ufers; eine Wasserfläche durchsichtig, wie die Luft und blau gleich der Himmelswölbung, durchaus eben und rein und, fast möchte ich sagen, heilig in ihrem Anblick den reinen lautern Aetherraum widerstrahlend; ein Gebirgabhang am jenseitigen Ufer, hoch genug, um den Gegenständen, die seine Abdachung vor unseren Blicken ausbreitete, in den verschiedenen Verhältnissen des Höhenabstandes, eine sichere Abschätzung nach dem

---

so lange er allein und einsam sich solchen herrlichen Schauspiels erfreuen müßte; vielmehr werde ihn die Betrachtung so vieles Wunderbaren, Erhabenen und Schönen durchaus elend machen, wenn ihm die Mittheilung seiner Empfindungen versagt bliebe; nur die Mitfreude von befreundeten Gemüthern werde ihn erst mit seinem Glücke vertraut und empfänglich machen für eine Seeligkeit, die nur gemeinschaftlich gefühlt werden könne. (Vergl. Cicero's Abhandlung über die Freundschaft.) A. d. Ueb.

Augenmaße zu erschweren, und doch nahe genug, daß man sich versucht fühlen mochte, jedes Einzelne in Pfeilschußweite richtig zu treffen; über den breiten Abhängen, uns zugewendet, gleich geebneten Grasplätzen glatt geschorene Alpmatten; zerstreute Lärchenwaldungen, die, ihren düsteren Schimmer in den hellglänzenden Wiesenschmelz hinabsenkend, und deren dunkelnde Schatten den Reiz der Landschaft durch sanfte Uebergänge hoben; bräunliche Sennhütten, die aus der verschwimmenden Farbenpracht, gleichsam auf einen Wink des spähendeu Auges hervortraten, und hier und da eine Hütte auf schwindelnder Höhe rastend, und dort eine Kapelle, oder auch zwei, über das Ganze fromme betrachtende Ruhe verbreitend! Diese Ansicht hatte durchaus nichts, das den bewundernden Blick fesseln zu wollen schien, es war eine Folge einfacher Züge eines ländlichanspruchlosen Gemäldes, aber es war ein Ideal vereinter ländlicher Einfachheit und Schönheit, und so ganz ohne alles Störende, das den guten Eindruck vermindern konnte. Es war ein Naturgemälde gleich den Gebilden, welche die jugendliche Einbildungskraft voll Vertrauens und erhebenden Selbstgefühls im fünfzehnten Jahre sich von der Liebe entwirft.

Die Nacht brachten wir in Lungern in der „Trommel zu*), und am folgenden Morgen regnete es heftig,

*) Es scheint nicht, daß das Wirthshaus die „Trommel“ geheißen; sondern es sollte wahrscheinlich nur auf das

als wir erwachten. Doch die strömenden Regengüsse ließen bald in ihrer größten Stärke nach und gingen allmählig in einen zarten Dunstregen über, und um diese Zeit erschien das von immerfort beweglichen Nebeln umwölkte Thal wo möglich noch reizender als sonst. Alle Nebenzüge des anmuthigen Gemäldes erhöheten den Ausdruck des vollendeten Ganzen; so genau erschien jeder Gegenstand dem großartigen Maßstabe angepaßt, so eben der Graswuchs, so rein das Wiesengrün; so schimmerten einzelne Stellen der Alpmatten, wo sie durch zerrissene Nebelwolken durchblickten, gleich sorgfältig ausgeführten flandrischen Gemälden hervor; und desto überraschender war der Anblick, weil die Anordnung der Gegenstände, der Sennhütten, der Hirtenhäuschen, wie alles Uebrigen, gerade die war, welche der Künstler wählen würde, um seinem Gemälde jeden möglichen Reiz der Vollendung zu geben. *) Gewiß, wir haben

---

öfter erwähnte trommelähnliche Dröhnen der Holzwandungen in den Schweizerhäusern angespielt worden.
Anm. d. Ueb.

*) Es ist nicht schwer auszumitteln, wie unser Reisender eine solche Behauptung niederschreiben konnte. Unstreitig ist ein Gemälde desto schöner, je mehr es in der Anordnung der Gegenstände genau dem einfachen Gange der Natur zu folgen, diese getreu wieder zu geben, gerade ihre Schönheiten, keine erkünstelten, dem Beschauenden vorzuführen bemüht ist. Der Verfasser

täglich, ja stündlich Gelegenheit zu bemerken, wie Alle, die mit dem Malerischen sich beschäftigen, ihre Hülfsmittel zur Belebung ihres dichterischen Schwunges, wie der kühneren Züge des Pinsels, aus der Fülle des Schönen in diesen außerordentlichen Naturscenen schöpften, von welcher Art die Wege sein mochten, die sie wählten, um unser Gemüth mit Bewunderung und Entzücken zu erfüllen.

Der Aufwärter im Wirthshause deutete nach einem Nebelstreifen, der sich längs einem bezeichneten Berge ausbreitete, und sagte, das sei der untrügliche Barometer von Lungern. Wir könnten sicher sein, binnen einer Stunde schönes Wetter zu bekommen. Ein wirklicher Barometer bestätigte die Vorhersagung des Nebelstreifens; aber das Wetter änderte sich langsamer, als die Vorher-

---

kehrt aber den Satz um; er nennt hier eine Natur schön, die den Genius des Künstlers zu errathen scheint, das vorbildend, was er nachbilden würde, — was der Künstler nachbilden würde, — darin liegt es eben; denn der wahre Künstler bildet nur die wahrhaft schöne Natur nach, denn nur diese ist seines Strebens würdiges Ziel; in dieser Beziehung allein konnte also der Verfasser mit Wahrheit sagen, eine solche Anordnung würde ein Künstler treffen, um dadurch anzudeuten, wie schön sie in der Wirklichkeit gewesen! Suche also kein Dialektiker der alten oder neuen Schulen weder Synecdoche noch Metaplasiasmus, wo keine sind.

Anm. d. Ueb.

sagung versprach; und wir wurden endlich der Schönheiten der Landschaft vor uns müde, weil wir ungeduldig waren, weiter zu kommen; denn wider Willen läßt sich Niemand den übermäßigen Genuß, nicht einmal des Schönen aufdringen.

Um zehn Uhr endlich konnten wir das Wirthshaus verlassen; ein Theil unserer Reisegesellschaft folgte dem Saumpfade unter der Obhut zweier Pferdeeigenthümer, während wir Uebrigen, die es vorzogen, sich der eignen Beine zu bedienen, zu Fuße auf einem kürzeren Wege bergan einem Geleitsmanne folgten. Die Aussicht von dem Brünig fand ich dießmal nicht so schön, als ich sie im Jahre 1828 gefunden; vielleicht weil ich damals völlig überrascht worden war, vielleicht auch, weil damals die Unbekanntschaft mit den entfernteren Gegenständen den Zauber des Geheimnißvollen über den Hintergrund des Gemäldes verbreitete. Jetzt aber sahen wir die Scene nach und nach deutlich vor uns, und jedes Einzelne konnten wir sehen, und nach dazu sahen wie Alles im Bergansteigen; denn wiewohl es angenehmer ist, bergan, als bergab zu steigen, so wird die schönste Wirkung einer Gegend dadurch hervorgebracht, daß man den völligen Ueberblick auf einmal und nicht nach und nach erhält.

Auf dem Gipfel holten wir unsere berittenen Gefährten ein, ließen die Pferde zurückgehen und legten den übrigen Theil des Weges zu Fuße zurück. Bald

begegneten wir dem Berner Bären und betraten folglich den großen Kanton. Den Anblick des Meyringener Thals und der Gießbäche begrüßten wir nun als alte Bekannte, und unser Spaziergang auf einem Pfade, der sich durch Gebüsche hindurch wand und uns die einzelnen Theile des herrlichen Rundgemäldes nach Muße betrachten ließ, machte uns Allen großes Vergnügen. Endlich schimmerte nns der Brienzer See entgegen, und mit eilenden Schritten drangen wir vorwärts und erreichten das Städtchen noch vor zwei Uhr.

Hier bestellten wir ein Voressen, und als wir alle an demselben Tische sitzend, gerade mit Essen beschäftigt waren, trat eine Gesellschaft englischer Reisender, die erste, die uns bis dahin begegnete, in das Wirthshaus ein. Die Zahl der Gäste bestand jetzt außer der englischen Gesellschaft und uns, noch aus einem einzelnen Franzosen, der uns scharf anblickte, aber kein Wort sagte. Bald leuchtete mir etwa so viel aus den stattfindenden Unterredungen ein, daß irgend eine politische Krisis bevorstehe; denn der Engländer führte das große Wort gegen die anwachsende Macht demokratischer Bestrebungen innerhalb der Schweizerkantone. Alle seine Anspielungen zu verstehen, war ich weder im Stande, noch war ich darüber im Reinen, ob er selbst von dem, was er vorbrachte, ganz klare Vorstellungen habe; denn er verbreitete sich über einen seiner, wie es schien, beliebtesten Kontroverspunkt, indem er das alte Waidsprüch-

lein: „statt eines Zwingherrn werden sie deren bald Viele haben!“ vertheidigte, ein Satz, der übrigens gar nicht geeignet ist, die Aristokraten irgendwo zu überwältigen. Es ist sehr traurig, wie wenige Menschen wirklich fähig sind, über politische Gegenstände richtig zu urtheilen und gesunde Ansichten sich zu bilden, und daß ihre Urtheile und Ansichten keine anderen zu sein pflegen, als ihnen ihre besonderen Interessen und ihre Selbstsucht solche einflößen. Wenn wir nicht den Grundsatz aufstellen dürften, daß alle öffentlichen Einrichtungen den Hauptzweck haben, die menschlichen Leidenschaften im Zaume zu halten; so möchte man wohl in der Verzweiflung die Sache lieber ganz aufgeben. Denn so viel kann ich bezeugen, daß, bei meinem so vielfältigen Zusammentreffen mit Menschen der verschiedensten Länder, ich bis jetzt kaum etwa zwölf gefunden habe, die über dergleichen Dinge richtige Ansichten bewahrten, oder die im Stande waren, etwa vorfallende Veränderungen in den Staatsverhältnissen in irgend einer theilnehmenden Hinsicht zu betrachten, ohne sich durch ihre persönlichen Geldangelegenheiten leiten zu lassen.

Der Franzose hörte uns in seiner Sprache reden, was ich in der Absicht that, um den John Bull einmal abzustreifen; deßhalb bat er mich um einen Platz in dem Kahn, den ich zur Fahrt nach Interlachen bestellt hatte. Unter der Bedingung, daß er sich den Abweg nach dem Gießbach gefallen lasse, gingen wir den Vorschlag ein

und begaben uns auf den Weg. Dieß war das vierte Mal, daß ich den Brienzer See befuhr, aber das erste Mal, daß ich diesen mit Recht berühmten Wassersturz besuchte, dem wir jetzt zusteuerten, so wie wir vom Ufer abstießen.

Unser Begleiter zeigte sich als muntern Lebemann, und schien gerade recht aufgelegt zu sein, auf dieser Ueberfahrt seinen Witz geltend zu machen. Ich bin längst durch die Erfahrung von dem Wahn zurückgekommen, „daß der Name eines Amerikaners ein Empfehlungsbrief durch ganz Europa sei." Vielmehr habe ich mich daran gewöhnen müssen, daß man mit der Vorstellung von einem Amerikaner vorneweg den Begriff von Gemeinheit, Grobheit, Unwissenheit und Dummheit zu verbinden pflegt; auch glaube ich durchaus nicht, daß die Franzosen, als Nation, irgend eine sonderliche Meinung von uns hegen; aber überzeugt von dem festwurzelnden Widerwillen, den jeder Franzose gegen jeden Engländer bewahrt, und weil die neue gekünstelte Verbrüderung, die aus dem auf Handelsinteressen gegründeten Verwaltungsprinzip hervorgeht, dem unbetheiligten Beobachter den alten Groll nur noch auffallender offenbart, so nahm ich eine Gelegenheit wahr, um unserem neuen Gesellschafter zu verstehen zu geben, daß wir von der anderen Seite des Atlantischen Meers herkämen. Diese Mittheilung bewirkte eine augenblickliche Veränderung in seinem Benehmen, und sogleich begann er uns mit sei-

nen Einfällen zu unterhalten. Doch aller seiner Artigkeiten ungeachtet wurde ich bald gewahr, daß dieser Mann ein Geschäftsträger der Karlisten sei, und daß seine Geschäfte in der Schweiz mit politischen Planen zusammen hingen. Er verrieth sich, als er eben recht im Zuge war, uns glauben zu machen, er sei nichts weiter, als ein Bewunderer schöner Naturscenen. Wie er sich verrieth, läßt sich nicht geradezu erzählen; aber es wurde so deutlich, und zwar von uns allen bemerkt, daß wir daran durchaus nicht mehr zweifeln konnten.

Der Gießbach ist eine Reihe von Wasserfällen, deren Zufluß aus einem Gletscher entspringt; die Unebenheiten der Abstürze und die steilen Abhänge einer Bergwand, unterstützt von Felsenvorsprüngen und Abgründen, verursachen diesen Wassersturz. Der Gießbach gewährt einen schönen Anblick und man kann ihn als den dritten oder vierten Wasserfall der Schweiz aufzählen, in Ansehung der Verschiedenheit der Umgebung, der Wassermenge, und des Eindrucks, den das Ganze hervorbringt. Zwischen den Felsen hatte sich eine Familie angebaut, um etwas Weniges durch das Verfertigen von lärchenholzernen Kästchen und durch das Singen verschiedener Weisen des Kuhreigens zu verdienen. Doch solche Bergmusik kann keinen sonderlichen Eindruck machen, wenn sie es so ernstlich auf Gelderwerb anlegt, und man wird der Unterhaltungen dieser Art gar bald überdrüssig, die höchstens Einmal ihren Zweck erreichen können, bei

denen, die noch Neulinge sind. Ach! es ist noch nicht lange her, da stand ich vor dem Portale der Kathedrale von Rouen, und meine stärkste Empfindung in diesem Augenblicke war die Verwunderung, wie meine Nerven ehemals schaurig erbebten, als ich zum erstenmale dieses Gebäude betrat. Ich behaupte durchaus nicht, daß die Kindheit in ihrer Unbefangenheit und Empfänglichkeit der größten Genüsse sich erfreue, denn jede kommende Stunde überzeugt mich, daß die Reife des Urtheils und die vermehrte Erfahrung unsere Freuden und Genüsse merklich erhöhen; allein es giebt Empfindungen für manche Gegenstände, die der Mensch wirklich nur Einmal erlebt; und wenn auch eine Oper von Rossini oder Meyerbeer uns immer mehr anzieht, je öfter wir sie hören, oder wirklich schöne Verse immer besser gefallen, je vertrauter wir mit ihnen werden; so kann ich dagegen versichern, daß die Gesänge der schweizerischen Nachtigallen weit angenehmer das erstemal unterhalten, als das zweitemal.

Nachdem wir eine Stunde beim Gießbach verweilt hatten, so ruderten wir längs dem östlichen, oder vielmehr dem südlichen Ufer des See's nach Interlachen zu. Der Anblick der blauen Aar erneuerte alte Erinnerungen, und wir landeten an den Ufern mit unendlicher Lust. Einige höfliche Reden wurden jetzt zwischen dem muntern Franzosen und mir gewechselt, darauf schieden wir; er war sogleich verschwunden, und wir nahmen unsern Weg nach dem großen Fremdenhause, welches,

wie die meisten öffentlichen Vergnügungsörter in der Schweiz, jetzt fast ganz leer war. Doch war die Großfürstin Anna von Uffnau, ihrem Aufentshaltsorte an der Aar, herabgekommen, um einen Abstecher ins Oberland zu machen, und befand sich daher unter der Zahl der anwesenden Fremden. Wir sahen sie flüchtig, als sie eben von einer Spazierfahrt zurückkehrte, und es schien uns, als ob sie ihrem herzoglichen Bruder weit mehr als ihrem königlichen Bruder ähnlich sähe.

Am andern Morgen fuhren wir nach Lauterbrunnen hinauf, und ich muß gestehen, daß wir so wenig dafür eingenommen waren, daß Alle, die dieses Thal früher gesehen hatten, erklärten, es sei weniger schön, als das Thal von Lungern. Und um Ihnen zu zeigen, welchen Eigensinn oftmals der Mensch in seinen Neigungen zeigt, mir gefiel diesesmal der Staubbach weit besser, als bei dem ersten Besuche. Nach den Bergen hatten wir dießmal keine sonderliche Sehnsucht, sondern wir umfuhren die Höhen in unsern Wägelchen bis nach Grindelwald, wo wir unser Mittagsmal einnahmen und die Nacht über blieben. Sei es nun, daß die veränderte Richtung unseres Herweges, oder ein besserer Geschmack die Ursache war; wir zogen dießmal die Gegend von Grindelwald der Umgebung von Lauterbrunnen als Thalgegend weit vor. Das gewöhnliche Anstaunen war bei uns vorüber, und unsere Augen betrachteten die einzelnen Züge des Gemäldes mit vergleichendem Urtheil.

Wir gingen nach dem niedrigeren Gletscher zu, dessen Gestalt während der vier Jahre kaum irgend eine sichtbare Veränderung erlitten hatte, und von den Fenstern des Wirthshauses hatten wir eine schöne Aussicht nach beiden. Es war gerade erstes Mondsviertel, und ich ging hinaus, um dessen Wirkung auf die hohen Gletscherspitzen zu beobachten, die durch seine milde glanzvolle Beleuchtung einen ungewöhnlich überirdischen Eindruck machten. Veränderte Umstände erhöhen oder schwächen also auch die Erhabenheit dieser hohen Gipfel! —

Ganz frühe am nächsten Morgen verließen wir den Grindelwald und begaben uns nach Neuhaus. Unser Weg führte durch einen Schauplatz der Verwüstung, die durch das Steigen der Gewässer im Jahre 1830 entstanden war, und wir untersuchten die Verödungen mit desto wärmerer Theilnahme, weil einige unserer Bekannten in der Strömung fast ihr Leben eingebüßt hatten.

Diese Familie hatte für einige Zeit sich in Interlachen niedergelassen; zwei von den Damen mit einem Kinde waren, von einem schwarzen Diener begleitet, auf einer Spazierfahrt nach der Lauterbrunner Schlucht hinan, eben unterwegs. Da wurden sie von Sturm und Regen überfallen, und mit einemmale vom herabströmenden Bergwasser überrascht, das so schnell anschwoll, daß ihnen jeder Rückzug abgeschnitten ward, und ihnen Nichts übrig blieb, als den steilen Abhang hinaufzuklettern, der dem Auge fast senkrecht erscheint. Doch auf

einem der Absätze des Berges befand sich ein Dörfchen, und dorthin wurde der Diener eilig abgeschickt, um Hülfe zu holen. Die ehrlichen Landleute hielten ihn anfänglich für einen Teufel seiner Farbe wegen, und ließen sich nur mit Mühe bewegen, ihm zu folgen. Die Frauen retteten sich zufällig auf den Felsen; aber unser Kutscher, der damals auch den Kutscher machte, versicherte uns, daß er damals nur mit äußerster Mühe seine Pferde hätte retten können.

Dieses unglückliche Ereigniß war noch keineswegs weder eine Wasserhose noch eine Schneelawine; gibt aber eine deutliche Vorstellung von den plötzlichen Gefahren, denen ein Reisender mitten in diesen erstaunenswürdigen Umgebungen ausgesetzt ist. Eine beträchtliche Strecke der wunderschönen Wiesen von Interlachen wurde durch diesen Unfall verwüstet, und dieser kam so plötzlich, daß zwei zarte junge Frauen auf ihrer Morgenspazierfahrt fast umgekommen wären!

Wir fuhren geradesweges nach dem kleinen Hafen von Neuhaus und mietheten einen Kahn nach Thunn, und stießen vom Ufer ab, mitten in den See, während ein frischer Wind uns gerade ins Gesicht wehte. Das malerische kleine Schloß Spietz erhob sich auf seinem grünen Vorländchen und alle Gegenstände, die wir auf unsern frühern Fahrten mit solchem innigen Behagen angestaunt hatten, lagen jetzt wieder vor uns, wie damals, mit neuen, eigenthümlichen Reizen, deren anziehende

Wirkung ungeschwächt sich erhalten hatte. Endlich, nach einer heftigen Anstrengung der Ruderer, sahen wir uns in die Strömung der Aar mit fortgerissen, welche uns bald dem Landungsplatze zutrieb.

In Thunn frühstückten wir, und nachdem wir einen Retourwagen gemiethet hatten, setzten wir uns in Trab nach Bern, durch das Ihnen schon oft geschilderte Thal. François war schon dort, uns erwartend, und wir bekamen recht wohnliche Zimmer im Gasthofe zur Krone.

Unser Geschmack ändert sich mit den Jahren, mag er sich nun läutern, oder auch verschlimmern. Wir fangen an, zu fühlen, daß das blos anstaunende Bewundern, selbst von Naturschönheiten, eben nicht das Zeichen gebildeten Geschmacks sein könne; jetzt halte ich mehr dafür, die einzelnen Züge zu betrachten, welche den Eindruck des Ganzen hervorbringen nnd deren Vereintwirkung das Gemälde vollenden hilft, als blos bei dem stehen zu bleiben, was weiter Nichts, als Anstaunen zu erwecken vermag. Wir haben bereits zu Vieles gesehen, um durch einigen Knalleffekt sogleich außer uns zu gerathen; und diesen Vorsprung verdanken wir einem längern Aufenthalt in Italien, in einem Lande, wo die Uebergänge des Erhabenen in das Anmuthige mit so zarten Pinselstrichen, mit solchem sanften Farbenhauch angedeutet sind, wodurch ein Schönheitsgefühl entwickelt wird, das uns belehrt, daß beide unzertrennlich

verbunden sein müssen, um etwas wirklich Schönes darzustellen.

Bei diesem letzten kleinen Ausflug in das Oberland haben sich zwar viele, vielleicht die meisten früher empfundenen Eindrücke in unserem Innern erneuert und befestigt; aber die Vergleichung der einzelnen Schönheiten dieser herrlichen Landschaften hat uns die Ueberzeugung gegeben, daß sie durchaus nicht das überschwengliche Lob verdienen, das wir ihnen beigelegt haben würden, wenn wir sie nicht nochmals genauer und ruhiger betrachlet hätten. Das Wetter war schön, wir waren sämmtlich heiter gestimmt, und da die Gegenstände auf so gleichförmige Weise auf uns einwirkten, so bin ich zu glauben geneigt, daß diese veränderte Stimmung eine natürliche Folge längerer Erfahrung und fortschreitender Geschmacksbildung ist. Doch von den Thälern kann ich jetzt nur reden; denn die Hochalpen dagegen sind so sehr über die Launen veränderlichen Geschmacks erhaben, als ihre prachtvollen Verhältnisse und ihre unverrückbaren Grundzüge, über allem Wechsel erhaben, unveränderlich fortbestehen.

Sechszehnter Brief.

Entdeckte Verschwörung. — Die österreichische Regierung und die französischen Karlisten. — Spaziergang nach La Lorraine. — Unser alter Freund, der „Türk.“ — Unterredung mit Herrn W — —. — Ansicht der Hochalpen. — Jerome Buonaparte in La Lorraine. — Die Bären von Bern. — Scene auf der Plateforme.

Mein lieber — —,

Bald nach unserer Ankunft in Bern kam François mit geheimnißvoller Miene zu mir, um mich zu fragen, ob ich nichts Neues von Wichtigkeit erfahren habe. Ich hatte durchaus Nichts vernommen; da erzählte er mir denn, so eben seien mehre Personen verhaftet worden, und man habe eine Verschwörung der alten aristokratischen Partei entdeckt, die eine Gegenrevolution bezweckt habe. Ich sage, eine Gegenrevolution, denn Sie werden ebenfalls vernommen haben, daß seit dem Jahre 1830 in der Schweiz bedeutende politische Veränderungen eingetreten sind, wobei Frankreich immer in den Kantonen den ersten Anstoß gab. Das demokratische Prinzip hat sich einigermaßen Bahn gemacht, und mehre herkömmliche Meinungen, Gesetze, Einrichtungen haben den Neuerun-

gen weichen müssen. Das hat denn in dem Lande einer herrschenden Bürgerschaft nothwendig große Veränderungen herbeigeführt, und die Verschwörung, womit dieses Land bedroht worden sein soll, wie man sagt, soll von der alten bevorrechteten Partei zur Wiedererlangung der früheren Macht angestiftet worden sein. Weil aber François, ungeachtet er mehre Kavallerieangriffe auf das Volk und zwei oder drei Revolutionen in Paris mit erlebt hatte, dennoch keineswegs ein so scharfsinniger Kopf in dergleichen Dingen ist, daß ich ihm hätte trauen dürfen; so machte ich mich lieber deßhalb auf den Weg, um von einsichtsvolleren Leuten, wo möglich, etwas Näheres zu erfahren.

Das Resultat meiner Erkundigungen war in Kurzem folgendes: Neufchatel, dessen Fürst der König von Preußen ist, hat sich vom Bunde getrennt, der neuerlich eingetretenen Veränderungen wegen, und die Anführer der aristokratischen Partei waren beschuldigt worden, daß sie einen Plan verfolgten, um mit Wissen und mit Beihülfe jenes Staates eine Gegenrevolution in Bern herbeizuführen, um den mächtigen Einfluß dieses großen Kantons alsdann weiter zu benutzen. An diesem Tage sollte nun der Versuch gewagt werden, und das Gerücht fügte hinzu, daß eine bedeutende Schaar bewaffneter Landleute aus dem Oberlande bereits gestern über den Brünig anrücken sollten, um in andern Landestheilen mitzuwirken. Das wäre freilich eine lustige Gesellschaft

gewesen, wenn es sich so gefügt hätte, daß wir in so zahlreicher Begleitung unsern Weg hierher hätte zurücklegen müssen! Nun beschuldigt man sogar, ob mit Recht oder mit Unrecht, kann ich nicht wissen, sowohl die österreichischen Behörden, als die französischen Karlisten, daß sie bei jenem verborgenen Treiben betheiligt gewesen seien, wozu doch irgend ein Grund vorhanden sein mußte. Der Argwohn, den ich wider meiner Reisegefährten gefaßt hatte, kam mir dabei wieder ins Gedächtniß; vermuthlich war er dort der Bauernschaar entgegen gegangen, um derselben eine militärische Richtung anzudeuten; auch hatte er ganz das Ansehen und die Keckheit eines altfranzösischen Soldaten. Der Plan ward aber damals schon verrathen; mehrere Personen wurden gefänglich eingezogen, und Andere hatten sich durch die Flucht gerettet. In der Stadt war Alles ruhig; nur hatte man die Wachen verstärkt, und die Volkspartei bewies sich in wachsamer Regsamkeit.

Den nächsten Morgen gingen wir umher, um uns neuerdings im malerischen, klösterlichen, anlagenreichen Bern umzusehen. Nichts schien sich verändert zu haben; doch waren wenig Fremde in der Stadt, und einigermaßen hatte die frühere Lebhaftigkeit sich vermindert. Wir gingen über die Aar und spazierten nach La Lorraine. Als wir so die Fluren durchstrichen, fielen mehre Hunde uns an; kaum aber hatte unser P—— laut gerufen: „Türk!" da schien das edle Thier ihn gleich zu erkennen, und wir

wurden nun nicht weiter aufgehalten, und gingen ungefährdet unsern Weg, mehr geleitet, als gestört durch die ganze Meute. Dieß nahmen wir als eine gute Vorbedeutung; es that uns wohl, daß sogar ein Hund nach vierjähriger Abwesenheit uns noch in gutem Andenken behalten hatte.

Wir fanden dieselben Leute noch im Besitze des Pachthofes, obschon sie im Begriffe waren, ihren Aufenthalt anderswo zu nehmen. Unsere Aufnahme im Hause war noch weit herzlicher, als die, welche wir bei Türk gefunden, und unsere dankbare Erwiederung entsprach derselben. Unsere ehemalige Wohnung war leer, und wir besuchten sie mit einem frohen und dabei traurigem Gefühl, denn der arme W — —, der mit uns hier lebte in der Fülle jugendlicher Kraft und heiterer Laune, ruht jetzt auf dem Friedhofe von Pere la Chaise. Als wir wieder weggingen, gaben uns sämmtliche Hunde, Türk an ihrer Spitze, bis zur Fähre das Geleite, und standen noch eine Weile, sehnsüchtig vom Ufer hinüberschauend, als wir in Bern ans Land stiegen.

Bald darauf begegnete ich Herrn W — —, den ich nicht zu Hause getroffen, auf der Straße, begrüßte ihn und bat ihn, mit uns in der Krone zu speisen. Der jetzige Zustand der öffentlichen Angelegenheiten wurde natürlich während der Mahlzeit nicht unberührt gelassen; das würdige Glied der Berner Bürgerschaft beklagte die eingetretenen Veränderungen, wie solches seinen Ansich-

ten gemäß nicht anders möglich war, und ich war dagegen über diese Veränderung erfreut, wie dieses nach meinen Ansichten ebenfalls nicht anders sein konnte. — Er fragte mich, ob ich wirklich glaube, daß Menschen, welche in Verwaltungsgeschäften durchaus keine Erfahrung hätten, geeignet wären, die öffentlichen Angelegenheiten zu leiten, — eine alte herausfordernde Redensart, die bei den Anhängern politischer Bevorrechtungen sehr beliebt ist. Ich versuchte ihm zu beweisen, daß die Verwaltungskunst keine große Kunst sei; daß hingegen von Leuten, die zu viel verständen im Verwaltungsfache, weit weniger zu fürchten sei, als von denen, die noch zu wenig wüßten, weil nach dem Sprichworte die alten Soldaten weit sorgfältiger, als die jungen, auf ihre persönliche Sicherheit bedacht wären. Ferner sagte ich ihm, er brauche nicht seine Erwartungen zu überspannen; denn diejenigen, welche mit dem Gange der Angelegenheiten in freien Staaten bekannt wären, wüßten gar wohl, daß man nicht hoffen dürfe, redliche und uneigennützige Männer lange in der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten zu behalten, so wie nämlich die menschlichen Neigungen einmal nicht anders sein können; denn es gehe eben aus der Ausübung anvertrauter Macht ein verderblicher Einfluß hervor, der diese Hoffnung nicht aufkommen lasse. Aus diesem Grunde, fuhr ich fort, sei Alles, was strengrechtliche Männer erfahrungsgemäß von der Wirkung volksthümlicher Einrichtungen sich versprächen,

nicht vielmehr, als um eine größere Beschränkung der eigennützigen und selbstsüchtigen Handelsweise derer, die mit der Ausübung der öffentlichen Gewalten bekleidet werden, eben durch diese Einrichtungen zu begründen, sofern dieses auf anderen Wegen nicht erreicht werden könne. Ich fügte hinzu, daß ein Mann, der in einer Republik um die Volksgunst sich bewirbt, sich gleicherweise um die Gunst des Fürsten in einem monarchischen Staate auch bewerben würde, denn die Bewegungsgründe eines Demagogen und eines Hofmannes seien ganz dieselben; daher sei es in beiden Fällen, ausserordentliche Begebenheiten ausgenommen, ganz fruchtlos, dahin zu arbeiten, um dergleichen Menschen von öffentlichen Aemtern auszuschließen und ihren Einfluß auf die Menge unwirksam zu machen, weil die Selbstsucht derselben weit thätiger sei, als die Bestrebungen ihrer uneigennützigen Mitbürger. Eben so hätten wir selbst, sagte ich, so lange der erste Antrieb der Revolution und der Einfluß großer Begebenheiten sich erhalten hätten, nur große Männer bei uns steigen sehen; jetzt aber, da alle Dinge den frühern Gang in ruhigem Gleise des gewöhnlichen menschlichen Treibens wieder fortgehen, sähen wir uns genöthigt, einzig mit tüchtigen Geschäftsmännern des gewöhnlichen Schlages vorlieb zu nehmen. Daher, setzte ich hinzu, habe einer der weisesten Männer (Bacon), die jemals gelebt, einst gesagt: „wenige Menschen gelangten in irgend einem Staate zu Macht und Ansehen, ohne eine Verbindung

hochherziger mit niederträchtigen Eigenschaften, und dieses sei vermuthlich eben so wahr in Bern, wie in Washington, in Paris, wie an irgend einem andern Orte. Dazu, meinte ich, habe die frühere Verfassung seines Landes nur zu viel Beigeschmack von jener Theorie gehabt, welche die Milch zweier Kühe einem einzigen Kalbe zuwenden will, und er möchte wohl bedenken, daß man durch ein solches Verfahren ebensowohl schlechtes als gutes Kalbfleisch bekommen könne; daher sei es weit vortheilhafter, nach dem gewöhnlichen Verfahren dieselbe Menge blos guten Kalbfleisches zu erzielen; und, schloß ich, er werde in Kurzem bald zu seiner Verwunderung inne werden, wie bald die neuen Machthaber sich die nützlichen Eigenschaften und Gewöhnungen ihrer Vorgänger aneignen würden, und rieth ihm noch zuletzt, seinerseits dafür zu wachen, daß sie nicht auch die schädlichen Eigenschaften und Gewöhnungen derselben annähmen.

Ich hatte mir noch nie geschmeichelt, daß ich den alten Hauptmann durch meine Meinungen von den seinigen abbringen würde, denn er hörte mir zwar höflich zu, aber mit einer Miene, die mir nicht mehr Beifall schenkte, als ich bei einem Angriff auf seine Lieblingsmeinungen von diesem Herrn erwarten konnte, der mit den Vorrechten eines Berner Bürgerschaft-Mitgliedes geboren, im Bewußtsein der unbestreitbaren Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche, sein fünfzigstes Jahr erreicht hatte.

Den nächsten Tag war Sonntag, und wir hielten

uns noch immer in unserm bequemen Gasthofe zur Krone auf. Vor dem Frühstück ging ich nach der Plateforme, und erfreute mich wieder einmal der wunderschönen Aussicht nach den Hochalpen, die, ungeachtet Bern eine sehr schöne Lage an sich selbst und dazu schöne Umgebungen hat, doch das am meisten Anziehende dieser Stadt immer bleiben werden. Die herrlichen Gipfel waren im Wolkenschmuck zu schauen, nicht verhüllt von ihnen; und es war schwer zu unterscheiden, ob die schneeweißen Dunstmassen oder die eisigen Gipfel selbst den schönen Glanz über die dunkeln Abhänge verbreiteten. Doch waren ihre Umrisse völlig deutlich, und bildeten entschiedene Gegensätze von Dunkel und Helle, gleich den matten und glänzenden Stellen gelungener Werke des Grabstichels.

Wir besuchten auch die Kirchen und hörten einiges vortreffliches Deutsch, und machten dann unsern letzten Besuch in La Lorraine. Dieses Landhaus hatte König Jerome auf kurze Zeit gemiethet bald nach seinem Exil von 1814, und sein Bruder Joseph bewohnte eine benachbarte Wohnung. Die W — — s erzählten mir, Jerome mit seiner liebenswürdigen Gemahlin, sei in einem königlichen Aufzuge mit Reutern, Kammerherrn, Pagen und anderer Herrschern geziemender Begleitung angelangt, und merkwürdig, ja schmerzlich wäre es gewesen, mit anzusehen, wie eilig alle diese Getreuen das Weite suchten, sobald das Loos des königlichen Hauses einigermaßen

entschieden schien. Wenige blieben, nachdem zehn Tage verflossen waren, die Pferde ausgenommen!

Von diesem Besuche zurückgekehrt, gingen wir alle miteinander, um den Bären, unsern alten Freunden, ebenfalls unsere Ehrfurcht zu beweisen. Ich glaube wenigstens, daß Sie längst wissen, daß die Stadt Bern in geräumigen Verschlägen vier lebendige Bären unterhält, und daß man gewohnt ist, diesen Thieren beim Besuchen derselben einigen Imbiß zu reichen an Nüssen, Kuchen, Aepfeln u. s. w., nachdem der Besuchende mehr oder weniger freigebig oder sonst gelaunt ist. Dieser Gebrauch ist uralt, und hängt genau mit einer Sage zusammen, von welcher der Namen dieses Kantons herrührt. Auch das Wappen des Berner Staats ist ein Bär. Eines dieser Thiere ist ein Muster feinen Anstandes, er schreitet auf seinen Hintertatzen einher gleich einem Alderman in einem Ballsaale. Sie können sich leicht vorstellen, daß P — — sehr froh war, diese alten guten Freunde wieder zu sehen. Die Berner besitzen ein Abbild dieses anmuthigen Bären in aufrechter Stellung in Kupferstich, und der Ofen in unserm Salon in der Krone, der mit Malereien geziert ist, stellt unter andern Göttern und Göttinnen auch Braun's edle Gestalt in einer seiner Zierrathen dar.

Nach dem Essen erschien François in der Begleitung seines Freundes, — le petit Savoyard, der von Frankfurt kam, und nochmals uns seine Dienste anbieten

wollte, um uns nach Lappland oder sonst, wohin es uns beliebe, zu fahren. Es wäre sehr unhöflich gewesen, einen so beständigen Bewerber durchaus abzuweisen, und so ließen wir ihn denn sich auf morgen bereit halten, uns nach dem Genfer-See zu fahren.

Am Abend gingen wir nach der Plateforme, um die Sonne untergehen zu sehen, aber die Berge waren von Wolken verhüllt. Der Platz war gedrängt voll, und man bot Erfrischungen in Hütten feil, die zu diesem Zweck errichtet schienen. Wir Amerikaner, etwa die Schotten ausgenommen, sind die einzigen den Sabbath heilig haltenden Protestanten. In England wird es weit weniger streng mit der Sonntagsfeier genommen, als bei uns, und auf dem Festlande pflegen die Protestanten, wenn gleich weniger lustig, als die Katholiken, den Sonntag als einen Tag der Aufheiterung und Zerstreuung anzusehen, sobald der kirchliche Gottesdienst beendigt ist. Ich habe selbst Manche hier behaupten gehört, wie mißverständen die Bedeutung des Wortes „Feier", dessen wahren Sinn das Wort „Feiertag" andeute. *) Doch

*) Die Worte des Originals: holy und holyday heißen wörtlich „heilig" und „heiliger Tag", welches mit den Ausdrücken: „Feier" und „Feiertag" durchaus nicht gleichbedeutend ist. Insofern findet in den kirchlichen Ansichten der Engländer allerdings eine Mißdeutung statt. Denn die wörtliche Uebersetzung des aus dem Hebräischen Urtext in die neutestamentlichen

Niemanden hörte ich darin so weit gehen, als Hannah Moore solches von Horace Walpole erwähnt, welcher behauptete, die zehn Gebote seien nicht für Standespersonen verfaßt worden. Keiner, dessen Einsichten sich aus den Nebeln kleinlicher Vorurtheile einigermaßen hervorgehoben, wird läugnen, daß wir in Amerika eine Menge widerwärtiger moralischer Gebrechen haben, die im Gewande frommer Andachtübungen und selbst religiöser Meinungen Eingang finden, die aber nichts Anderes, als die Folgen schwärmerischen Sektengeistes sind, und die in der That die Nächstenliebe untergrabend die wesentlichen Züge des Christenthums durchaus entstellen; aber davon abgesehen, glaube ich dennoch, daß wir uns den Hauptwahrheiten der Religion eben so sehr annähern, als irgend andere Völker des Erdkreises. Herr — —, der englische Chargé d'Affaires, dessen vorübergehende Bekanntschaft ich in Paris gemacht hatte, und Herr — —, der sonst bei der englischen Gesandtschaft in Washington angestellt war, befanden sich auch auf der Plateforme. Der letztere erzählte mir, Carroll von Carrolton sei gestorben, er sei seit einem Jahre todt, und er habe bei dieser

Schriften übergegangenen Wortes „Sabbath" ist: Ruhetag, und dieses bedeutet auch das Wort Feiertag in unserer Sprache, und nimmt höchstens noch den Begriff der betrachtenden, beschaulichen und erbauenden Ruhe in sich auf, die also durch rauschende, lärmende und überräubende Lust nicht gestört werden soll!

Gelegenheit Beileidsbriefe geschrieben. Ich versicherte ihn dagegen, der alte Herr sei noch am vergangenen 4ten Juli am Leben gewesen, denn ich hätte einen Brief desselben in den öffentlichen Blättern gelesen. Das war für einen ordnungsliebenden Diplomaten ein arger Querstrich, denn jetzt hatte er natürlich nichts Angelegentlicheres zn thun, als eilig heimzureisen und Glückwünschungsschreiben auszufertigen!

Die letzten Veränderungen in England haben im britischen diplomatischen Corps ebenfalls außergewöhnliche Bewegungen bewirkt, die man, außer bei höchstwichtigen Missionen, dort den Ministern ohne Weiteres überläßt. In Amerika gereicht es uns zum Vorwurf, Männer aus ihrem Amte wegen abweichender politischer Meinungen zu entfernen, und man pflegt in solchen Fällen das Beispiel Englands anzuführen, als ob man dort duldsamer zu Werke gehe. Darin liegt aber eine besondere Ungerechtigkeit; denn im eigentlichen Sinne ist diese Vorstellung, wie neun Zehntheil unserer sämmtlicher Vorstellungen von England, durchaus unwahr. Die Veränderungen des brittischen Ministeriums, welche blos als die Folgen von Bestrebungen zu betrachten sind, um die Gewalt von einer aristokratischen Genossenschaft zu einer andern übergehen zu lassen, haben bis jetzt noch keine so wichtigen Interessen berührt, daß es irgend einer der sich der Zügel bemächtigenden Faktionen durchaus nothwendig geschienen hätte, die nicht gleichgesinnten sämmt-

lich auszuschließen; dagegen haben wir seit den letztern ernsthafteren Kämpfen einander widerstreitender Interessen manche Veränderungen in England erlebt, die selbst in Amerika nicht vorgekommen sind. Jetzt wird jeder Tory namentlich von Gesandtschaftsposten ausgeschlossen, mit Ausnahme weniger durchaus einflußberaubter Unterbeamten. Dieselbe Aussonderung Andersgesinnter geht auch in andern Verwaltungszweigen ihren Gang, obschon die Absichten der englischen Verwaltung nicht geradezu nur einen Wechsel der Beamten bezwecken, als vielmehr einen Meinungswechsel unter den Beamten herbeiführen wollen. Wie lange möchte wohl, zum Beispiel, ein Hafenwächter in England seine Stelle behalten, wenn er gegen den ministeriellen Kandidaten stimmen wollte? Ich fürchte, diese Dinge beruhen auf einem gemeinschaftlichen Grundsatze, das ist, auf dem eigenen Vortheil, und zwar überall, und der Nebenumstand, von welcher Art die Regierungsform ist, macht in dieser Hauptsache wenig Unterschied.

Doch von allen Beschuldigungen, die man wider uns vorgebracht hat, ist die vergleichungsweise Unbeständigkeit der Volksgunst, die man von dem Schwanken des Volkswillens als unmittelbare Folge herleiten will, die keckste aller Beschuldigungen; denn sie wird durch das Beispiel jedes monarchischen Landes in der Christenheit widerlegt. Seit der Entwickelung der jetzt bestehenden amerikanischen Verfassung haben blos zwei Veränderungen in der öffentlichen Verwaltung bei uns stattgefunden, bei denen

eine Veränderung der politischen Ansicht, oder eine Aenderung des Volkswillens sich ausgesprochen hätte; — die nämlich, welche Herrn Jefferson auf den Sitz des Herrn Adams den älteren berief, und die, welche Herrn Jackson an die Stelle des Herrn Adams des Jüngern setzte; dagegen habe ich, während der kurzen Zeit meines Aufenthaltes in Europa, sechs oder sieben völlige Umkehrungen des englischen Ministeriums erlebt, mehr als deren zwanzig in Frankreich, außer einer Revolution. Die Völkerfreiheit ist bis jetzt in der Lage eines Löwen gewesen, von dem der Mensch sich ein Abbild verfertigt, welches indessen, wie man vernünftigerweise voraussetzen darf, weit empfehlendere Züge bekommen würde, wenn der Löwe selbst die Palette führte.

Siebenzehnter Brief.

Unser Kutscher und sein Gespann. — Eine Schweizer Diligence. — Murten. — Unbeständigkeit des menschlichen Sinnes. — Unsere Fahrt nach Vevey. — Der Genfer See. — Schwierigkeiten beim Miethen eines Hauses. — „Mon repos" auf einen Monat gemiethet. — Vevey. — Der große Marktplatz. — Das Stadthaus. — Umgebungen von Vevey. — Sommerkirche und Winterkirche. — Die Geistlichkeit des Kantons. — Die Bevölkerung des Waadtlandes. — Erfordernisse bei den Wahlen im Waadtlande.

Lieber — —,

Der kleine Savoyarde war pünktlich, und nach dem Frühstücke wollten wir auf und davon, auf dem ebenen und lebhaft befahrenen Wege, nach Murten zu. Dieser Mann und sein Gespann waren der Inbegriff der ganzen Lohnkutscherkaste und ihres Gewerbes. Er selbst war ein kräftiger, sonnenverbrannter, untersetzter kleiner Bursche, gerade recht dazu gemacht, ein Wagenpferd zu besteigen; seine Pferde waren grobsehnig und so mager, daß man ihren Beruf nicht verkennen konnte. Alle Gebeine ihres Gerippes seufzeten noch vom schweren Druck der Miladies und der Last des schweren englischen Wagens, und mich deuchte fast, sie seien froh, eine ganze

nordamerikanische Familie, statt Einer dicken Engländerin und ihrer Aufwärterin weiter zu bringen. Der Morgen war schön, und unser letzter Blick nach dem Oberlande war so sonnig und ergötzlich. Dort standen sie längs dem Horizonte gereihet, gleich Gebirgswarten (keine Leuchtthürme) der Himmelsräume, ernst, schroff, strahlend und riesengroß.

Ein anderes Reisefuhrwerk der schlechtern Art, oder wo Wagen und Pferde dem Fuhrmanne eigenthümlich gehören, und die Reisenden einzelne Plätze bedingen, fuhr vor uns her, einen langen Hügelweg bergan, und bot uns eine vorzügliche Gelegenheit dar, die darinsitzende Gesellschaft genau zu betrachten. Da es eine von den Gruppen war, wie man sie häufig auf der Landstraße antrifft, so will ich ihnen eine kurze Schilderung davon entwerfen.

Der Fuhrmann war nur ein etwas größeres Exemplar vom kleinen Savoyarden, und seine Pferde, es waren ihrer drei, glichen wandelnden Strohbündeln. Der Wagen war geräumig und, ich möchte sagen, sogar angemessen, aber keineswegs schön. Oben auf war eine Wandung, und innerhalb derselben waren alle Reisegepäcke unter einem darüber ausgespannten Tuche aufgeschichtet, wodurch letzteres obenher ein eckiges Ansehen gleich einem Bergrücken bekam. Die lustigen Leutchen im Wagen hatten es vorgezogen, für sich Raum zu gewinnen, anstatt sich durch allerlei Packen und Bündel in ihrer

freien Regsamkeit stören zu lassen. Hierbei muß ich bemerken, daß das freie und unabhängige Amerika das einzige Land ist, in dem ich jemals gereist bin, wo die Annehmlichkeit und die Angemessenheit bei einem Fuhrwerke das erste ist, worauf gesehen wird, dann erst auf das Gepäck und zuletzt auch auf den Reisenden Rücksicht genommen wird. *) Zum Glücke für die Pferde waren nur vier Passagiere im Wagen, obschon der Wagen Raum hatte für ihrer acht. Der eine war, nach seiner grünen Kappe mit einem mißförmigen Schilde über den Augen, seinen blonden, struppigen, unausgekämmten Haaren, seinen vierschrötigen hohen Schultern, seinem halbmännlichen halbweiblichen Anzuge, seiner Pfeife und dem

*) Die Amerikaner sind ein besonders gutherziges Volk, und wahrscheinlich lassen sie sich daher auch weit eher, als irgend ein Volk der Erde, Dinge einbilden, die dem Wunsche, es Jedem recht zu machen, einigen Anstoß geben dürften. Der Verfasser ist öfter meilenweit gefahren, gefoltert von der Angst, es einem Koffer recht bequem zu machen; und die Einrichtungen auf den Dampfböten sind oft so sehr darauf berechnet, Jedermann zu genügen, daß Jedermann aufs Aeusserste belästigt wird. Alles dieses geschieht mit der unbezähmbarsten Höflichkeit und Gutherzigkeit von allen Seiten, und diese Leute lassen täglich, in allen ihren geselligen Verhältnissen die Wahrheit der Regel empfinden, daß „das, was Alle thun wollen, von Niemanden gethan wird.“

großen Tabacksbeutel zu schließen — unstreitig ein deutscher Student, der eine Reise nach Süden machte, um seine metaphysischen Studien mit der Ausbeute einiger praktischer Ansichten von Menschen und Sachen zu beschließen. Der andere war ein Jude, jeder seiner Gesichtszüge sprach den Handelsgeist deutlich aus, und er gehörte so durchaus seinem Volke an, daß ich keine besondere Heimath für ihn auszumitteln wußte. Er war bejahrter, behutsamer, weniger lustig, und wahrscheinlich weit welterfahrner, als seine übrigen Reisegefährten. Lachten die Andern, so lächelte er bloß; sangen jene, so brummte er zwischen den Zähnen; und schienen sie nachzusinnen, dann sah er fast finster aus. Ich wußte nichts Anderes aus ihm zu machen, als daß er die fortlaufende Baßbegleitung zu den höhern Noten der übrigen Leutchen darstellte. Der dritte war ein Italiener, „für einen Dukaten.“ Sein dichtes, buschiges, verwirrtes, lockiges Haupt voll Haare war mit einem kleinen scharlachrothen Käppchen bedeckt, nachlässig zur Seite aufgestülpt, als ob der Zufall es dahin gebracht hätte; sein Auge groß, blitzend, pechschwarz, der Blick schlau und schwärmerisch; seine Zähne schimmerten wie Elfenbein; und die Sonne, die glorreiche Sonne, die Bilder Italiens, denen er im Geiste zugewandt war, wie er ihnen leiblich entgegenreiste, hatten alle seine Lebensgiister aufgeregt. Ich fing einige Worte schlechtes Französisch auf, die mir andeuteten, daß er und der Deutsche sich einander über ihre

beiderseitigen Nationaleigenheiten neckten. So ist der Mensch; seine Eigenliebe und Eitelkeit findet zuerst im eigenen Ich ihren Mittelpunkt, und jeder ist gleich damit fertig, jeden Vorwurf von sich abzuwehren, und käme er selbst von der eigenen Mutter; dann erst treten Weib, Kind, Bruder, Freund innerhalb der Umzäunung der Selbstliebe, die Alles Uebrige ausschließt, so weit jene allein mit dem Mittelpunkte, dem Ich, in unzertrennlicher Verbindung stehen; darauf kann der Egoismus weiter gehen und sein Geburtsland umfassen, wenn das Land eines Andern feindselige Ansprüche geltend machen will. Erst wenn es sich von dem Menschen, dem Thiere gegenüber handelt, dann kann die Selbstliebe sogar zur allgemeinen Menschenliebe sich erheben!

Murten mit seinen Jericho-Mauern empfing uns bald, und wir fuhren an ein Gasthaus an, wo für unsere Rosse Häckerling und für uns ein etwas mehr widerhaltendes Voressen bestellt wurde. Nachdem wir unser Mahl verzehrt, überließen wir den Pferden ihr kärgliches Futter, und spazierten voran, um den kleinen Savoyarden auf dem Schauplatz der großen Schlacht zwischen den Schweizern und Burgundern zu erwarten. Die Gegend hat sich seit dem fünfzehnten Jahrhundert bedeutend umgewandelt, und der Anbau hat längst den Morast, in welchem so viele der letzteren umkamen, verschwinden lassen, obgleich man leicht gewahr wird, wo dieser Sumpf sich ehemals befunden haben mag. Ich

habe nichts Neues über Avenche mitzutheilen, dessen weitläufige römische Trümmer, nachdem wir Rom selbst gesehen, uns kaum eine Lust anwandeln ließen, sie eines Blickes werth zu halten, und wir fuhren bis vor die Thüre des Bären in Payerne, ohne auszusteigen. So lange wir Kinder bleiben, bilden wir uns ein, Näschereien könnten nie den Magen verderben, und wir weisen die Vorstellung, daß Torten und Zuckerpflaumen uns einst gleichgültig werden könnten, mit Verachtung von uns; ein wenig späterhin schwören wir einer ersten Liebschaft immerwährende Beständigkeit und schließen Freundschaft für die Ewigkeit; die Zeiten vergehen, wir heirathen drei oder viermal, erschießen ein paar Busenfreunde, und vergessen die Gesichter derer, von denen wir wähnten, ihre Züge würden unauslöschlich in unserm Herzen fortleben. Sie werden sich über diese Abschweifung wundern; sie entstand aus der Bemerkuug, daß ich mich selbst im Gähnen überraschte, als ich wieder Einiges von der Königin Bertha und ihrem Sattel reden hörte. *) Dieser

*) Manche Leser erinnern sich noch vielleicht aus des Verfassers „Ausflügen in die Schweiz," daß dieser, zugleich mit einer Fußumkleidung versehene Sattel, der seit neun Jahrhunderten verstorbenen Bertha noch heutiges Tages in der Kirche von Payerne gezeigt wird, wo sich auch das Begräbniß dieser Fürstin befindet, die, während sie ausritt, zu spinnen pflegte, und daher

Zustand von Gleichgültigkeit, zu dem man endlich gelangen kann, ist wirklich schaudervoll! Wir verließen Payerne bei guter Zeit und frühstückten in der „auberge inévitable" zu Moudon. Hier wurde es nöthig, weiter zu beschließen, wohin wir uns wenden wollten; denn dieß hatte ich mir auf unserer Karrenfahrt bei dem kleinen Savoyarden vorher ausbedungen, das wir von hieraus freie Wahl haben müßten. Das Wetter war so herrlich, die Jahreszeit fast dieselbe, und die meisten Nebenumstände waren denen fast ganz ähnlich, unter welchen wir vor vier Jahren eine so überaus ergötzliche Fahrt an das obere Ende des Genfersee's gemacht hatten, daß wir dem Wunsche nachgaben, das Vergnügen von ehedem von neuem auf solch einer Fahrt zu genießen, und uns also nach Vevey wandten.

Hier an dem Punkte, wo die Landstraßen auseinander gehen, lenkten wir wir also von der Hauptstraße, welche nach Lausanne führt, in südlicher Richtung ab. Wir rollten bald darauf längs dem Rande des kleinen bläulichen See's vorüber, der auf dem Hochlande sich befindet und wegen seiner Krabbenkrebse berühmt ist. Wir wußten, nur wenige Minuten bedurfte es, um uns an den Rand des großen Abhanges gelangen zu lassen, und unser

---

ihre Füße vor dem Ausgleiten aus den Steigbügeln durch jene bequeme und in ihrer Art einzige Einrichtung des Sattels zu sichern wußte. Anm. d. Ueb.

aller Augen waren geschäftig und unsere Häupter in eifriger Bewegung. Ich selbst setzte mich ganz vorn an, fest entschlossen, mir solle Nichts von einem Anblick verloren gehen, den ich noch immer mit fortwährendem Vergnügen im Andenken behielt.

Ganz wider die Regel in solchen Fällen, übertraf dießmal die Wirklichkeit unsere Erwartungen. Ungeachtet unseres langen Aufenthaltes in Italien und der großen Abwechselung und Mannichfaltigkeit der schönen Gegenden, die wir dort zu sehen hatten, so glaube ich, empfand doch Niemand von uns das geringste unbehagliche Gefühl fehlgeschlagener Erwartung. Vor uns lag der Genfersee, weitausgedehnt, tiefblau und ruhig, seine Fläche mit Segeln überhaucht, oder beschattet von hochragenden Bergen, die Ufer bald schroff und abstürzend, bald verschwimmend in dem leuchtenden Grün der Niederungen; dort das feierlich-düstere, geheimnißvolle, schluchtenähnliche Rhonethal; rings Schlösser, Städte, Dörfer, Weiler, Thürme; alle Abhänge überreich an Weingelände; Landhäuser, Kirchen; aus den entlegenen Bergwiesen erhoben sich die braunen Sennhütten, gleich matteren Basreliefs, mit dem Hintergrunde von Felsenzacken, Berggipfeln und Gletschern. Alles, in ein Bild vereinigt, ist eine der bezaubernsten Landschaften einer Erde, die nur zu schön ist für ihre oft undankbaren und sinnesverderbten Bewohner, einer Welt, die in

jedem ihrer Züge das Bild des göttlichen Urhebers offenbart!

Einer unserer Freunde pflegte ein Geschichtchen von dem schwarzen Bedienten eines Reisenden, der den Niagarafall besuchte, zu erzählen, der sein Entzücken beim Anblick dieses gemüthergreifenden Wassersturzes nicht anders auszudrücken vermochte, als durch ein überlautes Lachen; ich sollte es kaum eingestehen, aber in der That, ich machte es wie jener Neger, ich lachte, als dieser überherrliche Anblick so plötzlich, meine Fassung bewältigend, mir vor Augen trat. Mein Lachen war aber eine Art triumphirenden Lachens, denn ich bemerkte hier, meine Empfindungen seien noch nicht gänzlich abgestumpft, es sei noch möglich, Begeisterueg für irgend Etwas in mir zu wecken; da diese Gegend mich mit solchem Entzücken erfüllen konnte.

Unser erster Entschluß war, einen Monat in dieser schönen Umgebung zuzubringen. Wir deuteten auf ein Gebäude, das etwa tausend Fuß unter uns, auf einer kleinen grasigten Anhöhe von dem See bespült, uns anlachte. Es hatte ganz das niedliche Ansehen eines mittelalterlichen Schlößleins, und wir fanden es daher ganz vorzüglich zu einem kurzen Aufenthalte von Leuten geeignet, die blos auf schöne malerische Gegenden ausgehen. Wir kamen überein, daß nichts für uns Passenderes könne aufgefunden werden, und wir verfolgten sogleich diese Richtung bergunter, zwischen Weingärten und länd-

lichen Wohnungen, nicht um Schlösser in die Luft zu bauen, sondern um eins im Thale zu bewohnen. Es war beschlossen, in diesem Schlößchen uns anzusiedeln, wenn es für Geld und gute Worte zu haben wäre, oder die Sache sich sonst auf irgend eine Weise ausführen ließe.

Es war noch frühe, als wir das Wirthshaus in Vevey erreichten, und kaum war ich aus dem Wagen gestiegen, so ging ich aus, um wegen des kleinen, einem alten Schloß ähnlichen Häuschens, Erkundigungen einzuziehen. Wie in mehren Ländern Europa's, wies man mich auch hier sogleich an eine weibliche Person, die allerlei Dinge besorge, eine Art Hausmaklerin, die alle Wege und Gelegenheiten kenne. Diese Frau versorgte Reisende mit Wäsche, Tisch- und Bettzeug; wo es nöthig war, selbst mit Silbergeschirr; sie verstand alle Dinge auf eine leichte Weise einzuleiten, weil sie allzeit wußte, wo und an wen man sich wegen alles Benöthigten wenden könne; es ist dieses ein Fortschritt in dem System der in einandergreifen Vertheilung der menschlichen Geschäfte, der Ihnen ein Lächeln abnöthigen wird, der aber von großem Nutzen ist und im Ganzen, wie alle Theilung der Arbeit, der Sparsamkeit förderlich ist.

Diese Besorgerin aller möglichen Aufträge theilte uns mit, es seien ungewöhnlich viele Häuser mit Hausrath zu vermiethen, in der ganzen Umgegend, weil die neueren politischen Unruhen deren gewöhnliche Bewohner,

Engländer und Russen, daraus vertrieben hätten. Mehrere Eigenthümer würden aber, sagte sie, gegen die kurze Zeit, für welche wir uns verbindlich machen wollten, Manches einzuwenden haben; denn, statt auf einen Monat, sei man hier gewohnt, auf ein Jahr zu miethen Indessen kam es auf einen Versuch an, und nachdem wir unsere Mahlzeit bis zu unserer Rückkehr bestellt hatten, nahmen wir einen Wagen und fuhren längs dem Ufer des See's nach Clarens zu, das in den Schilderungen Rousseau's so hoch steht. Nur das muß ich noch erinnern, daß ich nicht eher von der Stelle wich, bis die Frau mich über und über versichert und überzeugt hatte, daß das kleine niedliche alterthümliche Schlößchen auf dem Hügel, das wir vom Berge herab erblickten, und das wirklich eine Burg gewesen war, für eine anständige Familie durchaus nicht bewohnbar wäre, sondern zu einer ärmlichen Pachterwohnung ausgeartet sei; und hier zu Land paßt: „Liebe in ärmlicher Hütte" recht gut in der Einbildung, aber durchaus nicht in der Wirklichkeit. Wir gaben daher unser „Schlößlein am Hügel" auf, so sehr uns dieß leid that, und begaben uns nach Clarens, wo man uns zuerst ein weitläufiges Gebäude, ohne Schatten, ohne irgend eine poetische Zugabe, besehen ließ. Diesen Vorschlag wiesen wir sogleich ab. Wir machten noch einige andere Versuche, bis uns die Schatten der Nacht überraschten. In einer dieser zu vermiethenden Wohnungen war der Eigenthümer beschäftigt,

eine Kuh aus einer Obstbaumpflanzung hinauszujagen, und vermuthlich erhitzt von dieser Anstrengung, wies er die Unterhändlerin auf eine rohe Weise ab, und da er hörte, wir wollten die Wohnung nur auf einen Monat miethen, so sagte er, er habe keine „maison garnie"; ich konnte dagegen nichts einwenden, und so kehrten wir spät Abends unverrichteter Sache in unser Gasthaus zurück.

Den nächsten Morgen früh fingen wir aufs Neue an, mit großem Eifer uns um eine Wohnung zu bemühen. Wir bestiegen den Bergabhang hinter der Stadt; krochen zwischen Weingärten, Obstpflanzungen, Sommerhäuschen, Anhöhen, Schlößchen und Landhäusern umher, um eine ländliche Wohnung aufzusuchen, die wir aber, wegen ihrer Abgelegenheit vom See, wieder aufgaben. Darauf besuchten wir ein freundliches Plätzchen, ein wahrhaftes Ideal eines Aufenthaltes für Leute unseres Schlages, die blos auf das Malerische ausgingen. Es hieß Château de Piel, ein kleiner Weiler unmittelbar am Ufer des See's, und lag ganz in der Nähe von Vevey und doch in völliger Abgeschiedenheit. Das Haus war geräumig, ziemlich bequem eingerichtet, und einige alterthümliche Thürme befanden sich bei dem neuern Anbau; eine einzeln stehende Ruine und eine lange Terrasse lag unter den Fenstern mit der Aussicht über den blauen See nach den herrlichen Felsen von Savoyen hinüber. Auch hier blieben unsere Bemühungen frucht-

los, wegen der nur kurzen Zeit, für welche wir diese Wohnung in Anspruch nehmen konnten. *)

Während dessen blieben uns jedenfalls zwei oder gar drei gewöhnliche maisons meublées in der Stadt selbst vorbehalten, und am Ende nahmen wir unsere Zuflucht zu einem Hause „mon répos" genannt, das

---

*) Es ist für den Verfasser keine leichte Aufgabe, mancher ihn persönlich betreffenden Vorfälle zu erwähnen, ohne daß er befürchten müßte, seine Absicht dürfte in einem Lande mißdeutet werden, wo so Manche geneigt sind, anderen Leuten so niedrige Bewegungsgründe aufzubürden, als irgend möglich. Doch so viel darf er von dem Zustande fortschreitender Civilisation und Intelligenz in Europa voraussetzen, daß er auf jeden Fall sagen darf, daß selbst seine geringen Ansprüche auf literarischen Ruf ihm oftmals von großem Nutzen gewesen seien, und selbst in jenen Ländern, deren Vorurtheile er öffentlich angegriffen, sei ihm bei irgend einer Gelegenheit dieser literarische Ruf nie von erheblichem Nachtheil gewesen. Diese Rücksichten nahm man bei den englischen Zöllen, bei allen Behörden auf dem ganzen Festlande, und sogar sehr häufig in den Wirthshäusern. In Italien wurde ihm bei einer Gelegenheit eine Wohnung, die man ihm bereits verweigert hatte, auf die von ihm selbst gestellten Bedingungen wieder angeboten, blos weil man den schriftstellerischen Ruf achtete; und eben bei der oben erwähnten Gelegenheit, ließ der Eigenthümer des Château de Piel sich sehr höflich entschuldigen und sein aufrichtiges Bedauern ausdrücken, daß sein Aufseher sich genöthigt

ganz nahe am See in einer abgelegenen Gegend der Stadt sich befand. Es wurde sogleich eine Köchin angenommen; und binnen weniger als vierundzwanzig Stunden nach unserer Ankunft in Vevey hatten wir unsere Haushaltung eingerichtet und zählten uns zu denen, die ihren eignen Topf in der Gemeinde kochten. Das ging freilich nicht so schnell von Statten, wie in Spaa; allein hier hatte das Trachten nach dem Malerischen uns aufgehalten, während wir in Spaa nur auf unsere Bequemlichkeit bedacht waren. Unsere Wohnung war hier hinreichend geräumig, vollkommen reinlich, und, wenn auch Teppiche und Matten fehlten, welches Dinge sind, die in der Schweiz fast gar nicht gebraucht werden, so befanden wir uns doch so behaglich darin, als man es von einem Reise-Bivouak nur verlangen kann. Wir mußten für diese Wohnung mit Möbeln, Leinenzeug und Küchengeschirr, im Ganzen für den Monat sechszig Dollars bezahlen. Hätten wir auf ein Jahr miethen können, so würden wir freilich alles um weit billigern Preis erhalten haben.

---

gesehen habe, einem Manne von solchem Rufe eine abschlägige Antwort zu geben. Selbst der Kuhtreiber zollte dem schriftstellerischen Rufe ähnliche Rücksicht. Kurz, um die Wahrheit zu sagen, das einzige Land, in welchem der Verfasser von seinem schriftstellerischen Ruf nachtheilige Folgen erfahren hat, ist sein eigenes.

Das Erste, was wir vornahmen, als wir uns in mon répos eingemiethet hatten, war, uns nach einem Kahne umzusehen. Das war bald geschehen; denn es befanden sich deren immer mehre in dem sogenannten Hafen in Bereitschaft. Einen eigentlichen Hafen besitzt Vevey streng genommen nicht, obgleich einige erste Anfänge eines Hafenfendammes vorhanden sind, hinter denen aber kaum ein Nachen sicher liegen würde. Die Fahrzeuge, deren man sich auf dem See bedient, sind große Böte mit zwei Masten, deren Verdecke weit breiter sind, als ihr eigentlicher Rumpf, und die ihre Lasten meistens auf dem Deck, nicht unter demselben, aufnehmen. Die Segel derselben sind weder leichtflatternde lateinische, noch schwerfällige Schleppsegel, doch ähneln sie jenen weit mehr, und nehmen sich daher, vorzüglich in der Ferne, ziemlich malerisch aus. Diese Fahrzeuge sind auch keinesweges zu schnellen Fahrten eingerichtet, sie suchen bei jedem heftigen Wind das Ufer; es müßte denn sehr günstiger Wind sein, und selbst dann sucht man das Land zu erreichen. Nichts kann eine deutlichere Vorstellung des rohen Anfangs der Schifferei geben, als das Aeußere eines solchen Fahrzeugs, und doch scheint ihre Bauart für diesen See hinreichend zweckmäßig zu sein. Glücklicherweise hat die Schweiz keine Zollhäuser, und der König beider Sardinien scheint verständig genug, um seinen Savoyarden den Genuß freien Handelsverkehrs fast in gleichem Maße zu verstatten, als ihre Nach-

barn sich dessen erfreuen. Drei Kantone, Genf um das untere Ende, Waadtland fast längs dem ganzen nördlichen Ufer, und Wallis um das obere Ende herum, umgrenzen den See, nebst Savoyen, welches die Ufer längs der Höhlung des Halbmondes einnimmt. Viele Städte und Städtchen liegen um den Genfersee her, unter welchem Genf, Lausanne und Vevey die vorzüglicheren sind. Letzterer Ort liegt unmittelbar am Fuße der Chardonne, einer hohen landeinwärtsziehenden Abtheilung des Gebirges, welches der Jorat genannt wird, und wird auf diese Weise völlig vor Nordwinden geschützt. Diesen Vortheil genießt Vevey gemeinschaftlich mit dem ganzen Landstrich zwischen Lausanne und Villeneuve, eine Strecke von mehr als fünfzehn (englischen) Meilen; und da die Berge eine natürliche Mauer bilden, so werden hier die Früchte südlicherer Breiten mit Erfolg angebaut, ungeachtet die Höhe des Sees über dem Weltmeere wohl dreizehnhundert Fuß betragen mag. Zwar wird Vevey häufig von Fremden besucht, aber es ist doch weniger der Sammelplatz der vornehmen feinen Welt als Lausanne; daher scheinen mir auch die Sitten hier weit einfacher zu sein und auch ist es wahrscheinlich hier weit wohlfeiler zu leben. Etwa vier bis fünftausend Einwohner mag der Ort haben, doch da er einige beträchtliche große Plätze hat, so nimmt er bedeutend mehr Raum ein, als dieses bei Orten von gleicher Einwohnerzahl in Europa gewöhn-

ich stattfindet. Kein besonderes ausgezeichnetes Gebäude findet sich hier, im Ganzen ist aber die Bauart des Städtchens nicht übel.

Die ersten drei bis vier Tage brachten wir damit zu, daß wir uns in der Umgegend bekannt machten, und im Ganzen gefiel es uns hier sehr wohl. Unser Häuschen steht nur einen Steinwurf weit vom Wasser entfernt, an einer Stelle, wo sich eine im Manhattanesischen Dialekte sogenannte „Batterie" befindet.*) Diese Batterie

*) Die Art, wie die englische Sprache in Amerika, und eben so sehr in England selbst, verdorben wird, ist ein sehr beklagenswerther Umstand. Irgend eine Veranlassung bewog die Manhattanesen, eine gewisse Einzäunung einen Park zu nennen. Dieser Name war wahrscheinlich im Anfange bezeichnend genug, denn es mochte wohl eine Absicht vorhanden sein, einen Park anzulegen; obgleich diese Einzäunung gegenwärtig kaum groß genug ist, um ein Bleichgarten zu heißen. Doch dieser Name ist später auch auf andere eingezäunte Plätze übergetragen worden, und so haben wir bereits, in gewöhnlicher Sprechweise, einen Sankt Johns Park, einen Washingtonspark, und endlich, nicht letztlich, sogar einen Douane-Street-Park, eine Umzäunung von der Gestalt, und auch kaum viel größer, als ein dreieckiger Hut. Die Anlage eines ehemaligen Fort längs dem Wasser wurde in einen öffentlichen Spaziergang umgewandelt, und behielt passend genug den Namen Batterie. Aber nun hat man ähnliche Spaziergänge anzulegen beschlossen, und auch auf diese den Namen Batterie ausgedehnt. So bezeichnet man

führt zu dem Hafendamme und dem großen Platze. An dem ersten Ende des letztern befindet sich ein kleines halb und halb schloßähnliches Gebäude mit den Farben des Kantons an den Fensterläden, welches einigermaßen als das Staatsgebäude zu betrachten ist, und ehemals die Wohnung des Landvogtes war, des Statthalters, welchen Bern sonst hersandte, um hier im Namen der Bürgerschaft zu regieren. Der Marktplatz ist von bedeutender Größe, und gewöhnlich liegen auf ihm große Haufen von Brettern u. dgl. zur Ueberschiffung nach dem untern Theil des See's bestimmt, denn allerlei Holzwaare scheint ein Hauptgegenstand des Handels dieses Städtchens zu sein. Der gewöhnliche Markt wird ebenfalls hier gehalten, und auch sieht man hier die meisten Wirthshäuser. Das Rathhaus oder Stadthaus ist ein alterthümliches Gebäude in einem engergebauten Stadttheile; und an dem nordwärts befindlichen Thore befinden sich die Ueberbleibsel eines andern Gebäudes alterthümlichen Ansehens, vermuthlich ebenfalls zu öffentlichem

---

nun im Manhattanesischen Dialekte irgend eine Umzäunung, vom Wasser abgelegen, mit dem Namen Park, und eine ähnliche Umzäunung, nahe am Wasser, mit dem Namen Batterie! Unsere würdigen Aldermen mögen dieses für gutes Englisch ausgeben, aber sie werden schwerlich Jemand sonst dazu überreden, daß dieses wirklich Englisch sei, und blos ihre Stadtgenossen werden ihnen vielleicht glauben.

Gebrauche. Außer diesem Wenigen und den schönen Aussichten hat Vevey nichts besonders Anziehendes. Ihre Umgebungen sind ihr eigentlicher Stolz. Außer dem Ufer des See's, das in seinen mannichfachen Formen und eigenthümlichen Reizen ausgezeichnet schön ist, gibt es nicht leicht eine anmuthigere Abdachung, als die, welche hinter der Stadt sich befindet. Gerade an dieser Stelle ist die Neigung des Abhanges nicht so beträchtlich als sowohl weiter östlich und weiter westlich, aber sie ist darum auch weit mehr zum Anbau geeignet, wie zur Anlage von Weilern, und von häufigen Unebenheiten und natürlichen Terrassen unterbrochen. Genau kann ich die Ausdehnung dieser abwärts geneigten Fläche nicht angeben, aber, nach dem Augenmaße zu urtheilen, meine ich, daß man ungefähr eine Stunde Weges weit von der Stadt aus diese Abdachung übersehen kann. Sie ist übersäet von Weilern, Schlössern, Landhäusern, Kirchen, Hütten, dazu mit Weingärten, von denen mehre in der Nähe der Stadt liegen; und das mannigfache Grün der Rasen, Baumpflanzungen und Laubgänge von Nußbäumen ist sehr schön.

Unter andern Gegenständen, welche diesen Hintergrund schmücken, sieht man eine Kirche an einem steilen Abhange ungefähr eine Viertel (englische) Meile hinter der Stadt. Es ist ein steinernes Gebäude von einiger Größe, und nimmt eine geeignete künstliche Terrasse ein, die, wie sich leicht denken läßt, eine herrliche und anmu-

thige Aussicht gewährt. In dieser wohnten wir dem Gottesdienste bei, am ersten Sonntage nach unserer Ankunft, und fanden die Gebräuche einfach und prunklos, denen der Presbyterianer sehr ähnlich. Im Aeußern dieses Gebäudes war dagegen eine Pracht zur Schau gestellt, die Sie kaum bei einem so einfachen Volke anzutreffen glauben möchten, und wogegen der beifallbuhlende Aufputz mit Teppichen, Kissen und Kabinetzierrathen unserer eigenen gottesdienstlichen Gebäude weit zurückstehen muß. Dieses ist die Sommerkirche von Vevey; im Winter bedient man sich einer andern. Dieses geht weiter als der Luxus der römischen Damen, die ihre Sommer- und Winterringe hatten, und doch sich mit denselben Tempeln das ganze Jahr hindurch begnügten. Von dem rechten Gesichtspunkte aus betrachtet, ist in diesem Benehmen etwas recht Vernünftiges; es liegt ein schöner Gedanke darin, eine Anhöhe zu ersteigen, um da die Gottheit zu verehren, von wo aus man die Herrlichkeiten einer prachtvollen Schöpfung weit umher überblickt, was immerdar das Gemüth mit Ehrfurcht gegen die Allmacht erfüllt, und wenn dieses auch nicht das ganze Jahr hindurch ausführbar ist, so zeigt es von gesundem Urtheil, daß man wenigstens die Gelegenheiten nicht von der Hand weist, die solche Vortheile darbieten. Ich habe öfter in der Schweiz in romantischen Lagen schöne Kirchen auf Höhen erblickt; dieses ist aber der erste Fall, der mir einen solchen Zweck der hohen Lage derselben offenbart hätte.

In dieser Kirche befindet sich ein Monument zum Andenken Ludlow's, eines der Richter Karls, und eine Inschrift gibt ihm das Lob hoher bürgerlicher und sittlicher Verdienste.

Die Geistlichkeit in diesem Kanton, wie in den meisten, wo nicht allen andern, wird vom Staate erhalten. Es besteht weit mehr religiöse Duldsamkeit, als früher in Neu-England zu Hause war; jeder Bürger kann sich zu einer religiösen Gemeinschaft bekennen, welche ihm zusagt, ist aber genöthigt, zur Erhaltung der religiösen Gebräuche die Kosten mitzutragen. Hier sind nun die Besoldungen der Geistlichen nach einem gemeinschaftlichen Maßstabe bestimmt, ohne Rücksicht auf besondere Sekten oder Kirchsprengel. Zuerst erhalten die Prediger kaum dreihundert Dollar jährlich. Diese Besoldung wird nach Ablauf von sechs Jahren um etwa fünfzig Dollars erhöht, und nach abermals verflossenen sechs Jahren ebenfalls um andere fünfzig Dollar, bis die ganze Besoldung auf zweitausend schweizer- oder dreitausend französische Franken angewachsen ist, welches nicht ganz sechshundert Dollars ausmacht. Dazu erhalten die Prediger ein Haus mit einem Garten, und ihren Wittwen und Waisen werden Jahrgelder bewilligt. Im Ganzen mengt sich der Staat hier zu viel in die blos den Bürgern zu überlassenden religiösen Angelegenheiten; doch ist Ein Vortheil hierbei wohl zu erwägen, daß hier die Menschen keine Anreizung haben, den Altardienst zum Gegenstand geld-

süchtiger Entwürfe zu machen. *) Die Bevölkerung des Waadtlandes beträgt ungefähr 155,000 Seelen, und zählt einhundert acht und fünfzig protestantische Prediger, außer vier katholischen; demnach beinah Einen Geistlichen auf jedes Tausend Seelen; welches ungefähr das Verhältniß ist, das in Newyork ebenfalls stattfindet.

Im Gespräch mit einem verständigen Waadtländer, beim Zurückkehren von der Kirche, bemerkte ich, daß in diesem Kantone große Theilnahme wegen der letzten Verschwörung in Bern angeregt worden war. Die Waadtländer haben denjenigen Hang zur Freiheit entwickelt, welche immerdar die Folgen einer langwierigen politischen Abhängigkeit zu sein pflegt, und welche den Schwächern

---

*) Die Erfahrung lehrt, daß selbst da, wo Geistliche nicht von ihren Gemeinden allein abhängen, die Religion dennoch der Geldgierde zum Deckmantel dienen könne; letzteres liegt also in der Persönlichkeit der Prediger, nicht in den mehr oder weniger abhängigen Verhältnissen derselben. Der rechtschaffene Geistliche wird es bleiben, mag ihn der Staat, oder die Gemeinde wählen und besolden. Dagegen erwächst den Gemeinden ein Vortheil aus der ihnen verstatteten Wahl des Predigers, ohne Einmischung der Staatsbehörden, indem sie dann einen solchen freiwillig wählen werden, dem sie wirklich vertrauen, und der also desto erfolgreicher auf sie wirken kann; während ein von den Behörden eingesetzter Prediger desto weniger heilsamen Einfluß üben wird, jeweniger er den Wünschen der Gemeinde zusagt, welcher er aufgedrungen wird.

so natürlich antreibt dem Stärkeren sich zu widersetzen. Doch wird keineswegs behauptet, daß die Herrschaft von Bern besonders drückend auf ihren untergebenen Landschaften gelastet habe; wo aber in irgend einem Falle der Vortheil des Waadtlandes z. B. mit dem Vortheile des großen Kantons in Streit kam, da mußte freilich das Waadtland zurückstehen. Selbst die Reaktion, die aus der politischen Abhängigkeit hervorging, die mehr als dritthalb Jahrhunderte währte, hatte weit früher schon, ehe man an die letzteren Veränderungen denken konnte, hier eine weit volksthümlichere Regiernngsform, als in andern Gegenden der Schweiz herbeigeführt, und daher zeigte auch jetzt die Bevölkerung einige Theilnahme in der Betrachtung jener Bestrebungen der aristokratischen Partei. So fern es Ihnen lieb sein kann, die Einrichtungen bei den Wahlen eines der freisinnigsten Schweizer Kantone mit den bei uns bestehenden zu vergleichen, will ich Ihnen die Grundzüge der Wahlordnung des Waadtlandes entwerfen, wobei ich vorzüglich Picot als Gewährsmann benutze.

Der Abstimmende muß ein Jahr lang gesetzlich im Kanton einheimisch gewesen, Bürger geworden sein, das Alter von fünfundzwanzig Jahren erreicht haben, und zu der Zahl der drei Viertheile der höchstbesteuerten Bürger gehören, oder auch drei zur Landmiliz geworbene und dienstthuende Söhne haben. Dienende Personen, solche die von Kirchspielen Unterstützung erhal-

ten, Bankeruttirer, Staatsverbrecher, überführte Missethäter bleiben für immer von dem Rechte der Abstimmung ausgeschlossen.

Diese Einrichtung, zwar weit vorzüglicher als die französische, die einen bestimmten Betrag direkter Besteuerung als Bedingung des Stimmrechtes festgesetzt, ist von Grund aus fehlerhaft, weil dadurch nur das Eigenthum und noch dazu eine besondere Art des Eigenthums zur Bedingung der Macht im Staate gemacht wird. Diese Einrichtung ist im Grunde weiter nichts, als die alte nur etwas anders zugestutzte englische Weise; und die neuere in England vorgegangene, mit dem Namen einer Reform bezeichnete Umwälzung gibt eben einen Beweis, daß dieses System in sich selbst den Keim zu dessen lebendige Thätigkeit bedingenden Veränderungen in sich trage. Da jede politische Streitfrage genau genommen nur im wirkenden Leben praktisch entschieden werden kann; so werden Veränderungen allezeit dann wirklich nöthig werden, wenn eine Veränderung der Umstände solche nothwendig verlangt, und das sind alsdann Reformen im eigentlichen Sinne; wenn sie aber eine solche ernste Gestalt annehmen, um sogar die Grundsätze eines Staates über den Haufen zu werfen, so sind die alsdann entstehenden Veränderungen, auch wenn sie weniger geräuschvoll vollbracht werden, doch im eigentlichen Sinne keine bloße Reformen, sondern wirkliche Revolutionen. Jedes Staatsgrundgesetz müßte daher eigentlich, wo irgend

möglich, so eingerichtet und begründet sein, um die Möglichkeit aller Veränderungen, die die Umstände erfordern könnten, zuzulassen, ohne dadurch selbst aufgehoben zu werden, und sein Fortbestehen als Staatsgrundsatz gefährdet zu sehen. Weil man in Amerika auf dieses nothwendige Erforderniß eines Staatsgrundgesetzes vom ersten Anfange an bedacht gewesen war, so ist bei uns in einem halben Jahrhunderte keine revolutionäre Aenderung der Staatsgrundsätze erlebt worden, wie wohl einige geringere Aenderungen in der Verfassung vorgenommen wurden; während dieser Zeit ist fast ganz Europa, sei es in der Theorie, sei es in der Praxis, sei es in beiden Beziehungen, wirklich revolutionirt worden. Der kurze Zeitraum seit der Begründung unserer Unabhängigkeit kann nicht als Beweis wider uns gelten, weil es nicht sowohl die Zeit ist, als vielmehr die Veränderungen, welche die Zeit herbeiführt, die den eigentlichen Probirstein politischer Systeme darstellen; und wirklich hat Amerika bereits jene gewöhnlichen Veränderungen erlebt, welche das Wachsthum der Macht, die Vervielfältigung der Interessen und andere einflußreiche gesellige Verhältnisse eines Staates hervorbringen, und während der Dauer von fünfzig Jahren, die zwei verschiedenartige Jahrhunderte umfassen, hervorbringen mußten. In allen Dingen, die die Regierungsform nicht zunächst betreffen, ist das heutige Amerika dem von 1776 weit weniger ähnlich, als das heutige Frankreich dem von 1600. Es ist

zwar Mode, unsere Verfassung als eine solche zu betrachten, deren Tauglichkeit erst durch die Erfahrung sich bewähren müsse, oder als einen gewagten Versuch, der noch keineswegs die Probe bestanden habe, und gleichwohl ist unsere Verfassung nahe daran, die älteste Verfassung der ganzen Christenheit zu werden. Nationen werden nicht leicht von der Erde vertilgt, — vielmehr bestehen sie unter mannigfachen Veränderungen fort, und Namen erhalten sich längere Zeit als Sachen. Ich rede hier natürlich nur in Beziehung auf bezeichnende und hervorstechende Veränderungen im Haushalte der Völker, ohne auf die mancherlei Myistifikationen anspielen zu wollen, unter denen persönliche Interessen ihren verborgenen Einfluß auszuüben streben.

Achtzehnter Brief.

Vernachlässigung des Weinbaues in Amerika. — Trunkliebe in Frankreich. — Die Cholera den Trunkenbolden besonders gefährlich. — Gebrechen der Soldaten und Matrosen. — Moussirender und nicht-moussirender Champagner. — Ungeheure Preise dieser Weine in Amerika. — Der Burgunder. — Geeigneter Boden für den Weinbau. — Anekdote. — Weine von Vevey. — Die amerikanische Fuchs-Traube.

Lieber — —

Neulich gab es eine Veranlassung, die mir über den großen Reichthum an Weinen in dieser Weltgegend, im Vergleiche mit der Armuth daran in der unsrigen, Stoff zum Nachdenken gab. Unter dieser Armuth verstehe ich natürlich nicht eine Unbekanntschaft mit diesem Getränke, oder einen Mangel an guten Weinsorten, um sie zu genießen. Denn ich glaube, daß wenige Nationen so viele Verschiedenheiten von Weinsorten, oder so vorzügliche Sorten von Weinen kennen und genießen, als wir. Gewiß ist wenigstens, daß man in Paris nicht so häufig gute Bordeauxweine haben kann, als bei uns in Newyork. Andere gute Weine Frankreichs finden sich zwar nicht so häufig bei uns, und doch war es in Amerika,

wo ich jemals den besten Burgunder getrunken habe *). Ich meine damit auch nicht die verschiedenen Nebeneigenschaften, die bei derselben Sorte von den verschiedenen Weinlagen herrühren; — sondern unter unserer Wein-Armuth verstehe ich den Mangel von Weingärten.

Im ganzen amerikanischen Festlande gibt es übrigens genug Weinpflanzungen in den geeigneten klimatischen Breiten, ausgenommen in jenen Landestheilen, die durch Ansiedler englischer Abkunft bevölkert wurden. Dieser Umstand ist es auch, dem man allein die allgemeine Nichtachtung dieses edeln Gewächses in unserm Lande zuschreiben muß. Die schweizerischen, deutschen und französischen Auswanderer beschäftigen sich jetzt mit dem Weinbau, während unsere eignen Vorfahren wohl zwei Jahrhunderte lang dieselben Gegenden besaßen, ohne ein einziges Ohm Wein zu machen. Wenn dieses auch nicht durchaus buchstäblich wahr sein sollte, so ist es wenigstens so beinah völlig wahr, daß man diese Behauptung als richtig vorausschicken kann. Ich möchte nicht geradezu aus dem Mangel an Weinbau dieselben moralischen Folgerungen ableiten, die gewöhnlich von politischen Staatswirthen aus solchen Umständen hergeleitet werden; obgleich

*) Seit seiner Rückkehr kann der Verfasser daßelbe von den Rheinweinen behaupten; obschon man in deutschen Gasthäusern gewöhnlich weit bessere Weine bekommt, als in den Gasthäusern von Frankreich.

ich der Meinung bin, daß ernstere Uebel aus dieser besondern Quelle entspringen mögen. Die Menschen werden immer nach dem einen oder andern Reizmittet sich sehnen, dessen sie habhaft werden können, mögen ihre Lebensverhältnisse auch sein, welche sie wollen. Obschon der Wein durch den Koran verboten ist, so berauscht sich der Mahomedaner dennoch häufig, und ich bin selbst Augenzeuge gewesen, wie weit die Leidenschaft zum Trunk in den Wein hervorbringenden Ländern gesteigert werden kann. Ueber diesen Gegenstand dürfte wohl Einiges im Vorbeigehen gesagt werden.

Ich kam nach Europa mit der vorgefaßten Meinung, bei uns sei die Trunkliebe weit stärker und allgemeiner, als in irgend einem andern Lande, etwa England allein ausgenommen. Es bedurfte blos eines sechsmonatlichen Aufenthaltes in Paris, um meine Vorstellungen völlig zu ändern. Urtheilen Sie von meinem Erstaunen, als ich zuerst einen Zug königlicher Garden, — buchstäblich ein ganzes Peloton, um nach ihrer Anzahl und der Anordnung ihres Marsches zu schließen — vor Trunkenheit taumelnd erblickte, und das im Angesicht des Palastes ihres Herrn. Von diesem Augenblicke an gab ich weit mehr Achtung, und da verging nun kein Tag, an welchem ich nicht Männer, und selbst Weiber, in demselben Zustande auf öffentlicher Straße fand. Gewöhnlich, wenn die Sache Amerikanern mitgetheilt wurde, so bezeugten sie sich verwundert und sagten, so etwas sei ihnen noch nie

vorgekommen. Sie waren zu sehr von der Betrachtung anderer Gegenstände eingenommen, um hierauf zu achten, und mit verschiedenen Ansichten in die Fremde gekommen, fanden sie es gemächlicher, mit dem Strome gewohnter Meinungen weiter zu treiben, als ihnen entgegen zu schwimmen. Einigemal nahm ich diese Ungläubigen mit mir in die Straßen, und dieses verfehlte niemals, binnen einer Stunde sie ihres Irrthums zu überführen. Dazu fanden solche Beobachtungen gewöhnlich nur in den anständigeren Stadttheilen statt, oder auch in der Nähe unserer Wohnung, wo man doch weit weniger Betrunkene gewahr wird, als in andern Stadttheilen. Einmal gingen wir unserer Vier in dieser Absicht aus, nnd begegneten dreizehn Betrunkenen während einer Stunde. Von diesen waren mehre so betrunken, daß sie durchaus unfähig waren, sich auf den Beinen zu erhalten. Bei Gelegenheit eines Festes sah ich einmal drei Männer unter meinem Fenster sich sogar in der Gosse wälzen, eine tiefe viehische Entwürdigung, die ich in keinem andern Lande gesehen habe.

Ein Franzose pflegt, wenn hiervon die Rede ist, zu erwiedern, die Okkupationsarmee habe dieses verderbliche Uebel in die Hauptstadt eingeführt. Doch ich habe Ihnen schon Herrn M — — genannt, einen Mann, dessen Gewissenhaftigkeit und reiche Erfahrung kaum ihres Gleichen finden; er lachte über jene vermeintliche Veranlassung der Trunksucht, und sagte, er kenne Frankreich

seit fast sechzig Jahren, er sei darin geboren, und er habe, was die Trunksucht betreffe, keinen Unterschied seit der ganzen Zeit wahrgenommen. Zwar läßt sich annehmen, daß während der Kriege Napoleons, wozu bei weitem der größte Theil der Männer aus den untern Ständen immerfort in Anspruch genommen wurde, man vielleicht seltener auf offener Straße solchen Trunkenbolden begegnete, weil es überhaupt an Leuten fehlte; doch geht aus Allem überzeugend hervor, daß es keine Zeit in Frankreich gegeben hat, in welcher die Trunkenbolde nicht gleich zahlreich gewesen wären. Ich kann Ihnen sogar dafür einstehen, daß wenn ich Paris und London vergleiche, ich in ersterer Stadt weit mehr Betrunkene angetroffen habe, als in letzterer.

Vor nicht langer Zeit fragte ich einen Landmann, ob er schon „grisé" gewesen sei? — „Ja wohl," sagte er, „so oft ich dazu kommen konnte." Und seine guten Freunde und Nachbarn, fügte er hinzu, machten es auch so. Dieses „grisé" bezeichnet, wie ich jetzt weiß, den wesentlichen Vorzug des Weinrausches vor dem Brantweinrausch. Es entspricht unserm „benebelt", einem Zustande, von dem man weit schneller wieder hergestellt wird, als von der wirklichen Besoffenheit, und der auch weit weniger verderbliche Folgen hat. Ich bin überhaupt der Meinung, daß selbst die völlige Weinbesoffenheit keine so zerstörende Wirkungen auf Geist und Körper ausübe, als die Brantweinbesoffenheit. Aber der leiden-

schaftliche Säufer begnügt sich hier nicht, wie bei uns, mit Wein, sondern er trinkt ein wasserhelles Destillat, das fast dem reinen abgezogenen Weingeist gleich kommt.

Durch ganz Europa hat die Cholera die verborgenen Sünden der Trunkliebe offenbar gemacht. Zuerst wunderten wir uns, als die Cholera in die höheren Stände eindrang; doch, meiner Erfahrung ungeachtet, setzte es mich öfter in Erstaunen, wenn man von irgend einem scheinbar nüchternen Manne flüsterte, und wenigstens ein Dutzend mal ist mir die Sache besonders aufgefallen, wenn es hieß: „mais il avoit l'habitude de boire trop." Zwar hat die Cholera ohne Zweifel auch manchen Nüchternen getödtet; dagegen aber das heimlich gehaltene Verbrechen der Trunksucht desto öfter offenbart.

Die Trunksucht ist übrigens fast in allen, wo nicht durchaus in allen europäischen Heeren etwas ganz Gewöhnliches. Es ist, wie es scheint, die Trunksucht das eigenthümliche Laster des Soldaten wie des Matrosen, und ich habe manche Vorfälle selbst mitangesehen, die für diese Sache zeugen. Unter andern brauche ich blos des Einen zu erwähnen, wie vor gar nicht langer Zeit eine ganze Wache im Faubourg Saint-Germain betrunken war, die Leute auf der Straße anhielt und sie ins Wachthaus einsperrte. Die Invaliden sind dafür bekannt, daß sie gewöhnlich taumelnd in ihre Kasernen zurückkehren, und ich habe von diesen edeln Herren wohl Tausende beobachtet, die so ganz in selige Vergessenheit

ihrer selbst gerathen waren, als wenn sie ihre eingebüßten Augen, Arme nnd Beine sämmtlich wieder beisammen hätten. Aus den öffentlichen Berichten geht unter andern hervor, daß in Paris zehntausend — Weiber wegen Völlerei im vorigen Jahre festgenommen worden sind. — Doch ich kehre lieber zu den Weinanlagen zurück.

Wie wohl ich überzeugt bin, daß der Trunksucht dadurch keineswegs vorgebeugt wird, daß man den Wein dem großen Haufen zugänglich macht; so ist doch leicht einzusehen, daß der Genuß des Weines weniger schädliche Folgen für den Körper habe, als jene stärkererregende Zusammensetzungen und Destillate, deren der große Haufe in Ländern, die keinen Wein hervorbringen, sich als Ersatzmittel des Weines zu bedienen pflegt. Die Natur versteht das Brauen besser als der Mensch, und der reine Traubensaft ist ein weniger schädliches Getränk, als die gemischten überreizenden Getränke, die in Amerika genossen werden. In mäßiger Menge genossen, hat der Wein durchaus keine nachtheilige Wirkung. Als ich vor fünfundzwanzig Jahren zuerst nach Europa kam, erstaunte ich darüber, daß ich den Wein aus großen Gläsern trinken sah. Denn damals wußte ich noch nicht recht, daß das, was ich bis dahin in Amerika getrunken hatte, zur Hälfte Brantwein war, unter der Benennung Wein.

Die Weine, die man bei uns einführt, sind im Ganzen gut; aber wir verstehen uns nicht immer auf die

rechte Auswahl. So ist es äußerst selten, daß man in Amerika recht guten Champagner zu trinken bekommt. Man braucht davon bei uns häufig, und wir fangen nach und nach an, ihn zu den Tischweinen zu zählen, oder als einen Wein, den man während der Mahlzeit trinkt; aber schäumender Champagner ist bei uns nothwendigerweise nur eine geringere Sorte. Denn, kein Wein moussirt, wie die Franzosen sagen, der hinreichenden Weingehalt hat, um eine gewisse Zeit ohne Gährung auszudauern. Einer meiner Freunde, Herr von V——, ist Besitzer von Weinbergen in Aï, und dieser sagte mir, die Engländer bekämen von ihren guten Weinen das Meiste, nämlich nicht-moußirende Champagner-Weine; die geringern Sorten, die moußirenden, würden dagegen von den Russen und Amerikanern bezogen. Eine große Menge des moußirenden Champagners wird in Frankreich selbst verbraucht, da dessen Preis den haushälterischen Gewohnheiten der Franzosen besser zusagt. Die Weinbauern aber in der Champagne behaupten, wir bezögen nur ihre geringeren Sorten.

In Paris habe ich so guten moußirenden Champagner getrunken, als irgend einer meiner Bekannten; denn Herr von V—— hatte die Gefälligkeit, mir davon aus seinem eignen Keller um den Preis von drei Franken für die Flasche, zu welchem der Weinhändler und der Versender ihn erhalten, zukommen zu lassen. Die Weinzölle und Transportkosten erhöhen diesen Preis

bis zu drei und einen halben Franken. So viel kommt er also dem Restaurateur und den Gastwirth zu stehen. Diese überlassen ihn alsdann ihren Kunden zu sechs Franken die Flasche. Ich glaube nicht, daß eine Flasche von diesem Weine einen amerikanischen Weinhändler höher zu stehen komme; denn der Unterschied des günstigeren Zolltarifs übersteigt wenigstens den Unterschied des weiteren Transports, und demungeachtet wird dieser Wein in unsern Gasthäusern um zwei Dollars, sogar um zwei und einen halben Dollar die Flasche verkauft! Der Trinkende muß also das Dreifache des wirklichen Werths und der Unkosten bezahlen. Daraus geht' hervor, hier müsse etwas starker Spekulationsgeist dahinter stecken, erlaubte Handelsvortheile, wie man bei uns sagt, und das sind die Folgen davon; Sie sehen, wie wahr es ist, was ich Ihnen schon früher sagte, daß uns der Mangel an Krämern und Wirthen, die gar nicht daran denken, etwas mehr werden zu wollen, vieles Geld kostet. Ich sage nicht, daß wir deßhalb weniger Achtung verdienen, aber es entgehen uns, als Volk, auf diese Weise gar manche Bequemlichkeiten. Champagner, Rhein- und Bordeaux-Wein müßten eigentlich in Newyork um eben so billige Preise zu haben sein, wofür man sie in den größern Städten der Länder, wo sie gekeltert werden, haben kann. Denn, wie die Sache sich wirklich verhält, sind die Weinhändler im Stande, sie um jene billigeren Preise zu liefern.

Wenn die Gastwirthe und Dampfboot-Speisemeister in Amerika sich dazu verstehen wollten, Burgunderweine zu geringen Preisen zu beziehen und auch wohlfeiler zu verabreichen, Weine, die, wie die Franzosen sagen, das Wasser gut aushalten, und außer diesen noch andere leichtere Weinsorten; so würde der Gebrauch solches unschädlichen und nützlichen Getränkes bei Tische weit allgemeiner in Aufnahme kommen; so würde man anfangen, den Wein als ein häufigeres Bedürfniß mehr zu beachten, und binnen zwanzig Jahren würden wir selbstgezogene Weine trinken können.

Die Vorstellung, daß unsere Winter zu strenge seien, kann hier nichts ausmachen. In Berggegenden mag dieß allerdings der Fall sein; aber in einem Lande, das sich vom 27sten bis zum 47sten Breitegrade ausdehnt, ist es kaum möglich, anzunehmen, daß da nirgends der Weinstock zur Blüthe kommen könne. Sie wissen, daß selbst an der Elbe noch Wein gebaut wird, und eben so in mehr als der Hälfte der Schweizer Kantone. Eine gute Lage und eine geeignete Beschaffenheit des Bodens ist zu guten Weinanlagen erforderlich, und zwar überall erforderlich, und beides auszumitteln, ist durchaus nicht schwer. Ich vermuthe, daß wir bis jetzt nur zu reichhaltigen Boden aufgesucht haben, einen Boden, der bei seinem vorzüglichen Reichthum gleichwohl derjenigen besondern Eigenschaften entbehrte, welche der Weinstock seiner eigenthümlichen Natur nach verlangt. Alle großen Wein-

anlagen, die ich bis jetzt gesehen, und alle, von denen ich genaue Nachrichten erhalten konnte, befinden sich auf lockerem steinigtem Boden; öfter war es, wie im Rheingau, zerfallener Granit, Quarz und Syenit. Schiefer mit Quarz in einer thonigen Masse gemengt, oder auch mit Basalt, ist ein guter Weinboden; desgleichen Mergel- und Sandboden. Die Deutschen düngen ebenfalls die Weinäcker, in Frankreich pflegt dieß, wie ich glaube, nicht zu geschehen.

Die Trauben, welche guten Wein geben, sind selten zum Essen derselben recht geeignet. Mit großer Sorgfalt werden die verdorbenen Trauben herausgesucht, wo man einen recht wohlschmeckenden Wein bereiten will; so wie wir, um guten Aepfelwein zu bekommen, die Aepfel vorher sorgfältig auslesen. Ein wirklich guter Weinberg ist zugleich ein Schatz für seinen Besitzer, und ein erträgliches Stück Weinland ist wenigstens eine eben so vortheilhafte Benutzung des Bodens, als jede andere. Alle die trefflichen Sorten Hochheimer sind nur der Ertrag von acht bis zehn Acres; südlich vom Dorfe ist unstreitig weit mehr zu Weinpflanzungen benutzter Boden, aber der darauf wachsende Wein wird dem eigentlichen Hochheimer durchaus nicht gleichgeschätzt.

Gute Weine kann nur die längere Zeit hervorbringen, und ein Amerikaner lebt freilich in zu großer Hast, als daß er Zeit erübrigen könnte. Die Trauben wer-

den, je älter der Weinstock wird, desto besser, doch wer- den die Weinstöcke von Zeit zu Zeit durch andere ersetzt; und der Wein nimmt ebenfalls mit den Jahren erst an Güte zu. In diesen Briefen habe ich Ihnen, wie Sie sich erinnern werden, von einer Weinanlage am Zürcher See erzählt, durch die ich gekommen bin, und worauf die Weinstöcke nach den vorhandenen Urkunden bereits fünfhundert Jahre bestanden. Vor fünf Jahrhunderten aber müssen, wenn man den Geschichtschreibern glauben darf, die Winter an diesem See eben so strenge gewesen sein, als sie jetzt gewöhnlich bei uns am Champlain-See zu sein pflegen; die Winter sind auch noch jetzt am Zür- cher See recht kalt.

Manchen Weinen pflegt man in Europa ganz beson- dere Eigenschaften zuzuschreiben. So sollen manche Mosel- weine durchaus keinen guten Essig geben. Wenn dieß wahr ist, wie ich aus meiner eigenen Erfahrung weiß, so muß man aus Essig gar Moselwein machen können. Das Merkwürdigste, was ich in dieser Art gehört habe, war ein Geschichtchen, welches A——'s Großvater zu erzählen pflegte, das also vollkommen wahr sein muß, weil es durch ganz untrügliche Personen verbürgt wird.

Um das Jahr 1750 erhielt er eine Pipe Madeira- wein, der so schlecht war, daß er ihn als eine durchaus verdorbene Waare aufgab; doch ließ er das Faß der Sonne aussetzen mit einer Flasche am Spundloch, damit wenigstens guter Essig daraus entstehe. Die öffentlichen

Verhältnisse nöthigten den alten Herrn, öftere Mahlzeiten zu geben, und bei solchen Gelegenheiten war ein Neger, dessen Name mir entfallen ist, sein zuverlässigster Gehülfe. Dieser Bursche war ein ganz vortrefflicher Diener, wenn er nüchtern war, gelegentlich aber machte er es, wie andere Leute, er betrank sich auch. Das störte alsdann den regelmäßigen Gang jener Mahlzeiten der städtischen Häupter gar sehr. Bei einer solchen Gelegenheit wurde alles aufgeboten, um den so unentbehrlichen Diener bei nüchternen Sinnen zu erhalten, und demungeachtet sah man, gerade wo es am meisten galt, ihn hinter dem Stuhl seines Herrn eben so bezecht, als man es ihm nur irgend hätte nachthun können. Die Sache wurde am nächsten Morgen ernstlich untersucht, und dabei kam nun heraus, daß ein Wunder sich im Haushalte ereignet, der Essig war in Wein verwandelt worden. Der Sage nach war dieser Wein wegen seiner Trefflichkeit unter dem Namen dieses Negers als der beste Wein in der ganzen Ansiedlung berühmt, weil man vielleicht dort bis dahin noch keinen so guten Wein Wein von dieser Sorte getrunken hatte. Wenn aber Jemand in Amerika einen Versuch mit Weinanlagen machte, und erhielte zufällig eine säuerliche Flüssigkeit, aus seinen Keltern, so glaube ich fast, er würde die Geduld nicht haben, die Zeit abzuwarten, bis durch Gährung ein besserer Wein entsteht. Die Geduld fehlt uns; darin liegt das Haupthinderniß, weßhalb un-

ser Land nicht eine reiche Seiden= und Weinproduktion erhalten hat.

Zu diesen Bemerkungen bin ich durch die Betrachtung des Weinbaues in dieser Gegend veranlaßt worden. Die verschiedenartige Güte der Weine wird durch die Lage der Weingärten bewirkt. Denn alle, die Weine machen, machen deßhalb nicht in jeder Lage vorzüglichen Wein; und die eigenthümliche Lage ist daher auch die Ursache, daß die Weine von Vevey für die besten in der ganzen Schweiz gelten. Das beste Gewächs ist der Wein von Sankt Severin, einem Weiler, der ganz nahe bei der Stadt am Fuße der Abdachung liegt, die ich Ihnen bei der Erzählung von unserer Ankunft hierher beschrieben habe. Das kleine schloßähnliche Gebäude, das unsere Einbildungskraft damals so sehr beschäftigt hatte, liegt ganz nahe an dieser trefflichen Weinlage. Alles beweist, daß beim Weinbau außerordentlich viel von Nebenumständen abhänge, und daß man sich nur dann recht viel von einer Weinanlage versprechen könne, wenn man recht sorgfältig alle solche Nebenumstände beachtet.

Sowohl die Hitze, als die Kälte, kann einer Weinlage durch ihre Heftigkeit schaden. In Italien pflegt man deßhalb den Weinstock sich an Bäumen hinaufranken zu lassen, um die Wirkung der Hitze mittelst des durch diese bewirkten Schattens zu mildern. Aber fast überall werden die besseren Weine, man könnte sagen,

fast durchaus, an schmalen felsigen Rändern gezogen, welche durch die engen Absätze steiler Abhänge entstehen. Diese Beobachtung führt mich zu der Annahme, daß wir in den mittleren und selbst in den östlichen Staaten weit mehr Erfolg vom Weinbau, als in den mehr südlich und westlich gelegenen Staaten erwarten können. Es scheint, daß die Kälte für sich allein weniger einwirkt, wenn sie nicht gerade so heftig wird, um die Pflanzen erfrieren zu lassen; und die gute Jahreszeit währt bei uns hinreichend lange, um die Trauben zur Reife zu bringen.

Es wäre ungereimt, wenn ich, bei meinen oberflächlichen Kenntnissen von diesem Gegenstande, mich dafür ausgeben wollte, recht tief in das Wesen des Weinbaues eingedrungen zu sein; doch so viel möchte ich beinahe vorhersagen, wenn Jemand nur hinreichende Geduld haben wollte, sich zu einem Versuche einige Zeit zu nehmen, daß sogar die kleine amerikanische Fuchstraube mit der Zeit einen guten Wein geben würde. Unsere Fuchstrauben haben nämlich mit den Trauben mancher der bessern Weinberge dieser Gegend eine große Aehnlichkeit, und daß die Fuchstraube zum Essen nicht sonderlich sich eignet, ist durchaus kein Einwurf gegen die Möglichkeit, daß sie einen trinkbaren Wein geben könne.

Kurz, ich gebe es zwar nur als eine Vermuthung aus, da ich keine historischen Beweise dafür habe; doch bin ich durch Alles, was ich in Europa vom Weinbau

gesehen und erfahren habe, ziemlich davon überzeugt worden, es könne kaum anders sein, als daß wir bei unsern seitherigen Versuchen mit Weinanlagen, ganz besonders darauf bedacht waren, einen recht fetten Boden auszusuchen und die höheren Breiten des Landes durchaus zu vermeiden. Ich kann es mir nicht anders denken, als daß ein steinigter hügelichter Boden, wohl umgearbeitet, in der gehörigen abhängigen Lage nach der Südseite, im Innern der niedriger gelegenen Gegenden der mittleren Staaten fast überall gute Weine hervorbringen müsse.

Neunzehnter Brief.

Der Genfersee. — Fahrten auf demselben. — Das Ufer von Savoyen. — Das Großartige und Schöne dieser Felsenmassen. — Sonnenuntergang. — Abendgemälde. — Wohnungen amerikanischer Familien längs den Ufern des See's. — Unterredung über Amerika mit einem Einwohner von Vevey. — Die Nullifikations-Streitfrage. — Entstellende Vorstellungen über Amerika in Europa. — Rowland Stephenson in den Vereinigten Staaten. — Unwürdige Bestrebungen, um Amerika in übeln Ruf zu bringen. — Falsche Ansichten in Europa, in Beziehung auf Amerika. — Die Kentukier. — Fremdenverbindungen innerhalb der Vereinigten Staaten. — Unfreisinnige Meinungen mancher Amerikaner. — Vorurtheile.

Lieber — —

Unser Aufenthalt zu Vevey war bis jetzt reich an Ergötzlichkeiten aller Art. Der See mit seinen wechselnden Gegenden und seiner Lebhaftigkeit zieht längere Zeit an, als selbst der Anblick der Oberländer Alpen; und wir sind jetzt völlig überzeugt, daß wir eine fehlerhafte Wahl getroffen, als wir im Jahre 1828 uns bei Bern wohnlich niederließen, so schön auch jene Gegend wirklich ist. Ein Beweggrund war, daß wir mitten in der Schweiz wohnen wollten; die Schweiz ist aber über-

haupt nicht groß, und die Entfernungen können daher nicht hoch angeschlagen werden. Ich würde also allen unsern Freunden, die einen Sommer in der Schweiz zubringen und sich nach einer Wohnung umsehen wollen, lieber rathen, sich irgendwo an den Ufern des Genfer See's niederzulassen. Zwei Dampfboote gehen täglich in verschiedenen Richtungen ab und zu, und an welcher Stelle des Ufers man sich auch ansiedle, das macht im Ganzen wenig Unterschied. Wenn man Alles erwägt, so bleibt der Ausspruch: „mon lac est le premier" durchaus wahr; obschon es noch eine große Frage ist, ob der Herr von Voltaire jemals alle Vorzüge dieses See's wirklich kannte, oder auch nur Gelegenheit gefunden, sie kennen zu lernen.

Der Leman hat für uns nichts Ermüdendes; täglich bringen wir zwei bis drei Stunden auf demselben im Nachen zu. Bisweilen rudern wir, die Stadt im Angesichte behaltend, welche an manchen Stellen wörtlich in's Wasser hineinragt, in Gedanken vertieft über die kunstlosen alten Mauern, oder auf die Worte des alten ehrlichen Johann horchend, der zwei hackenförmig gebogene Ruder mit der Gewandtheit einer Dame der Tropenländer bewegt, aber dabei auch in seinem Leben Zeuge großer Begebenheiten war. Zuweilen scheint uns selbst diese träge Handhabung der Ruder noch zu rasch für die Stimmung des Augenblicks, und wir lassen uns leise längs dem Ufer fortgleiten; denn die Strömung reicht hin,

uns binnen einer halben Stunde längs Vevey in seiner ganzen Ausdehnung vorüberzutreiben. Bisweilen werden wir wie in einer Nußschaale umhergeschaukelt, denn etwas weiterhin bringen die Winde diesen Theil des Wasserspiegels bald in raschere Bewegung. Im Ganzen haben wir aber bis jetzt wenig mehr als Windstille gehabt, und, was in der Schweiz ungewöhnlich ist, wir hatten keinen Tropfen Regen.

Wir haben keinen Grund, den Aufenthalt am See für ungesund zu halten; denn wir sind öfter bis nach Sonnenuntergang unterweges, ohne irgend unangenehme Folgen davon zu spüren. Die Ufer haben um Vevey meistens ein kühnes Ansehen, obgleich Wiesen und Gewässer beim Einströmen der Rhone, etwa acht bis zehn engliche Meilen weiter aufwärts, in einander verschwimmen; so daß man dort vielleicht an Binsen und Sumpflilien denken und ein Vorgefühl von Flußfiebern erhalten könnte. Die gesunde Luft und die treffliche Ausdündung der Alpmatten hat uns allen bis jetzt recht wohlgethan, und wir sehen mit Sehnsucht der Jahreszeit der Trauben entgegen, welche jetzt näher rückt, und die, wie Jedermann behauptet, diejenigen, welche sich vollkommen wohl befinden, noch unendlich gesunder macht.

Von dem größten Zauber der landschaftlichen Reize von Vevey, welches uns vielleicht den höchsten Grad des Genusses gegeben hat, habe ich Ihnen noch gar nichts erwähnt. Das savoische Ufer, der Stadt unmit-

telbar gegenüber, stellt eine Folge prachtvoller Felsschichten dar, die sich etwa vier bis fünftausend Fuß über die Wasserfläche erheben. Diese Felsenriesen bilden durchgehends fast senkrechte Abstürze, deren äußere Flächen durch tiefe Spalten geborsten erscheinen, die man ihrer Größe und Tiefe wegen Schluchten und Thäler nennen könnte. Das ist die Felsengegend, welche über Meillerie, Saint Gingoulph und Evian emporragt, Städtchen oder Dörfer, die am Fuße dieser Felsenberge gleichsam sich festhalten und dadurch allein schon, von dieser Seite des See's betrachtet, einen schönen Anblick gewähren. Der Abstand von Vevey bis zum jenseitigen Ufer beträgt nach dem Zeugniß des alten Johann ungefähr fünf (englische) Meilen, doch die außerordentliche Reinheit der Atmosphäre und die Erhebung des Bodens läßt den Abstand weit geringer erscheinen. Die Gipfel der Savoyer-Alpen sind in den wunderlichsten Gebilden zerklüftet; sie sind in ihren Grundzügen so schön und gleichförmig aufgeführt, ohne alle sichtbare Regel und bestimmtere Ausführung', daß ich sie fast natürliche Arabesken nennen möchte. Keine Beschreibung vermag von dieser eigenthümlichen Schönheit eine deutliche Vorstellung zu geben; denn ich kenne Nichts in der Natur, womit ich sie vergleichen könnte. Da diese Berge uns gerade gegenüber im Süden sich befinden; so kann ich von dem ungewöhnlichen Glanze des Himmelraumes hinter ihnen bei jedem Sonnenuntergang keinen andern Grund angeben, als das Wider-

strahlen von den Gletschern; der Montblanc liegt in dieser Richtung ungefähr fünfzig (englische) Meilen entfernt, kann aber hier nicht gesehen werden. Die Wirkung, welche die Umrisse dieser Berge während oder bald nach Sonnenuntergang hervorbringen, wenn dazu der Himmel in sanftem goldnen Schimmer prangt, ist nicht blos eine der schönsten Ansichten der Schweiz, sondern von Allem, was ich jemals sah, das vollkommenste Naturschauspiel. Es ist nicht gerade geeignet, plötzliche Bewunderung zu erregen, wie die rosigen Farbenspiegelungen und die gespenstigen Schauergebilde der Hochalpen zu gleicher Stunde in uns erwecken; aber allmählich wirkt der Anblick, wie die einsamen Schatten der Appeninen unser Gemüth mit steigender Macht bewältigen, ein Genuß, dessen wir nicht müde werden, der vielmehr bei jedem folgenden Sonnenuntergang noch gesteigert wird. Vielleicht erhalten Sie eine schwache Vorstellung von diesem Anblick, indem Sie sich ungeheure Arabesken in weiter Ausdehnung ausgeführt und von so kühner Erhabenheit, daß keine Kunst sie nachzubilden vermag, vorstellen; welche ungeheuer hoch hinauf ragen, ein finsteres, großartiges Hautrelief, ein Gemisch von Erhabenheit und sanfter Eindrücke; und dieses alles unter einem Himmel betrachtet, dessen Glanz aus der Gluthfarbe des Goldes allmählig in die zarten Farben der Abenddämmerung übergeht. Es ist schwer zu entscheiden, wann diese Scene am meisten ergötzt; wann die Felsen

deutlich und braun erscheinen, ihren Bau erkennen lassen, und der Himmel sich glänzend darüber ausdehnt; oder, wann die schwarzen Massen nichts mehr unterscheiden lassen, und der Himmel nur noch kaum so viel Licht über sie verbreitet, um ihre Hauptumrisse anzudeuten? Vielleicht der letztere Augenblick macht das Gemälde vollkommen, denn die Düsterheit wirft dann einen Schleier schauerlichen Geheimnisses über das Ganze.

Diese Art von Ansichten enthält die großartigsten Züge der schweizerischen Landschaften. Die außerordentlichste unter ihnen ist vielleicht die Ansicht der hohen Gipfel, durch Wolken von der Erde abgetrennt, über diesen in den Himmel emporragend; doch glaube ich, daß die Scenerie der Savoyer Alpen von den Meisten bleibend vorgezogen werde. Dieses vermuthe ich aus der Erfahrung, daß Dinge, welche gleich das erste Mal in zu großes Erstaunen zu versetzen pflegen, in der Regel kein so dauerndes Vergnügen gewähren; ich sah jenes erstaunende Schauspiel nur zweimal, und das eine Mal nicht einmal vollkommen. Dagegen gleich den Musikfreunden, die beim Eröffnen des Orchesters nie fehlen können, verfehlten wir nie zur Betrachtung dieses Abendgemäldes uns zeitig einzufinden, das, gleich einem schönen, ausdrucksvollen Meisterwerke der Harmonie bei jeder Erneuerung derselben Eindrücke inniger unsere Seelen ergreift. Diese ganze Gegend des See's, wo wir träge im Angesichte der Stadt auf der Wasserfläche treiben,

die ruhig und glatt, gleich einem Spiegel sich ausbreitet; der Abhang hinter der Stadt, aufwärts immer dunkler werdend mit der allmählich schwindenden Abendhelle; die Alpmatten, welche nur noch die braunen Sennhütten erkennen lassen; die Savoyer Felsen; die hehre Rhoneschlucht, mit dem Gletscher des Mont Velan in ihren tiefen Fernen, dessen weißglänzender Eisgipfel noch in den hellen Tag emporragt, wenn längst schon der Abend hier unten Alles in Schatten hüllt, dieses bildet ein Ganzes, ein vollkommen schönes Naturgemälde, wie ich noch nie eins gesehen habe.

Sie können sich leicht vorstellen, wie sehr wir die Zeit benutzten, alles dieses recht zu genießen. Fast jeden Abend seit unserer Ankunft hierher hat der alte Johann und sein Kahn in Bereitschaft sein müssen, und der alte Mann geht auch so gutwillig in unsere Empfindungen ein, daß seine Ruder sich heben und senken, ohne etwas mehr als ein kaum hörbares schwermüthiges Geräusch zu erregen. Sein mit uns einstimmiges Benehmen läßt nichts zu wünschen übrig, und fast möchte ich mir einbilden, seine Ruder krümmten sich jeden Abend mehr und würden immer malerischer. Indessen sind wir nicht allein im ausschließlichen Besitz so vieles Schönen. Nicht weniger als sieben amerikanische Familien, mit Einschluß der unsrigen, haben entweder auf einige Zeit am Rande des See's oder doch in dessen Nähe ihren Wohnsitz gewählt, oder sie schweifen nach Muße längs den Ufern

ab und zu. Der Ruf der Schönheit ihrer Frauen ist bereits zu unseren Ohren gedrungen, doch ein solcher Ruf ist in dieser Weltgegend nicht schwer zu erlangen. Mit einer dieser Familien lebten wir in Italien in recht vertrautem Umgang, die vaterländischen Bande knüpfte der Umstand noch fester, daß einige ihrer Verwandten auch die unsrigen waren. Sie begaben sich von Lausanne aus eilig auf den Weg, um uns zu treffen, sobald sie versichert waren, daß wir hier angelangt wären, und die frühern freundschaftlichen Verhältnisse wurden hier aufs neue fortgesetzt. Seit unserem Zusammentreffen sind einige kleine Ausflüge verabredet worden, und vielleicht werde ich nächstens über diese etwas mittheilen können.

Vor einigen Tagen begegnete ich auf dem öffentlichen Spaziergange einem Einwohner von Vevey, mit welchem ich Geschäfte halber flüchtig bekannt geworden war. Wir grüßten einander und setzten den Spaziergang mit einander fort. Die Rede kam bald auf die Neuigkeiten von Amerika, wo eben jetzt die Nullifikation Zwistigkeiten befürchten läßt. Die Schweizer scheinen mir das einzige Volk in Europa zu sein, die mit einiger Theilnahme sich um das bekümmern, was im Allgemeinen dafür gilt, als müsse solches eine Krise in unsern Angelegenneiten hervorbringen. Ich will damit keinesweges behaupten, daß nicht Einzelne unter andern Völkern nicht denselben Antheil an unserem Wohlergehen

nähmen; denn man könnte deren wohl eine Million unter den verschiedenen europäischen Nationen aufzählen, und die Ultra-Liberalen stützten sich immerfort auf unser Beispiel, um ihren Lehren Eingang zu verschaffen; aber wenn ich die Masse des Volkes ausschließe, welche zu viel mit der Noth um die Fristung des eignen Lebens zu thun hat, als daß sie sich um solche fernliegende Dinge bekümmern könnte, so sieht man auf dieser Seite des atlantischen Meeres, so weit ich darüber mich belehren konnte, fast überall, nur die Schweiz ausgenommen, dem Zeitpunkte mit berechnendem Vertrauen und höhnender Ungeduld entgegen, wann unser Staatenverein endlich in sich selbst zusammenstürzen könnte. Zwar könnte ich Ihnen manche alberne und falschgemeinte Versicherungen des Gegentheils anführen; doch ich halte dergleichen für nichts weiter als für gesellschaftliche Phrasen, auf welche Niemand, der einigermaßen mit der Welt bekannt ist, das geringste Gewicht legen kann; solche Redensarten haben mich noch nie getäuscht, und ich hoffe, Sie werden sich ebensowenig von denselben hintergehen lassen. Die Menschen nehmen sich in der Regel in Acht, wörtlich die Selbstsucht und die Unfreisinnigkeit einzugestehen, welche alle ihre Wünsche und Handlungen in Bewegnng setzt. Wer leichtgläubig genug ist, Worte statt Thaten zu nehmen, oder selbst bloße Worte für aufrichtig gemeint zu halten, wird in dieser Weltgegend sich in weit mehr als der Hälfte derer täuschen, mit welchen

er zusammentrifft. Ich glaube, ich habe Ihnen den Fall von Sir James Mackintosh, der hierher gehört, noch nicht mitgetheilt. Bei einem Gastmahle des Herrn — — fragte ihn Jemand, ob er (Sir James Mackintosh) vielleicht dem Verfasser einer Schmähschrift gegen ihn auf die Spur gekommen sei? — „Nicht zuverlässig", sagte er, „wie wohl ich nicht zweifle, daß — — der Verfasser dieser Schmähschrift ist. Ich hatte gleich Anfangs Verdacht auf ihn; aber wir trafen in Pall-Mall zusammen, bald nachdem der Artikel öffentlich erschienen war; er drehte sich gleich herum, und ging die ganze Straße entlang mit mir, indem er mich mit Betheurungen seiner Bewunderung und Hochschätzung meiner Person überhäufte; da erkannte ich meinen Mann ganz sicher!"

Mein Bekannter that manche Fragen über den wahrscheinlichen Ausgang des jetzt bestehenden Kampfes, und schien wirklich recht erfreut, als ich ihm sagte, ich fürchte keine ernste Gefahr für unsere Republik. Ich erregte sein Lachen, als ich ihm die Aeußerung des witzigen Abbé Correa mittheilte, welcher einst sagte: „Die Amerikaner erhitzen sich außerordentlich im Wortkampfe über politische Gegenstände; man meint, jetzt gleich würden sie in Wuth zu den Waffen greifen, und, während man voller Erwartung ist, jetzt werde gewiß eine Revolution ausbrechen, so gehen sie nach Hause, um Thee zu trinken." Mein Bekannter erkundigte sich mit Besorgniß, ob wohl unsere Regierung hinreichende Kraft besitze, um die Un-

ruhen mit Gewalt zu unterdrücken. Er hatte nämlich gehört, in dem unruhigen Landestheile befinde sich bloß eine einzige Kriegsschaluppe und ein kaum vollzähliges Bataillon Truppen. Ich sagte ihm, wir seien im Besitze aller Mittel, die man in andern Ländern habe, um einen Aufruhr zu unterdrücken, obschon wir es nicht für nöthig gefunden hätten, zu demselben Systeme ihrer Organisirung unsere Zuflucht zu nehmen. Unsere Regierung sei dem Staatsgrundsatze gemäß milde, und strebe gar nicht danach, einzelne widerstrebende Faktionen zu unterdrükken; dagegen sei eine große Mehrzahl der Bevölkerung der einzelnen Staaten der Vereinsverfassung innig ergeben, und wenn wirklich eine Entscheidung durch die Waffen herbeigeführt werden müßte, und eine freundliche Ausgleichung durchaus nicht mehr möglich wäre, so würden in diesem Falle von jeder Zehnzahl ihrer Neun sich zur Vertheidigung der Verfassung vereinigen. Selbst ein Bürgerkrieg würde in Amerika keine andern Folgen haben, als sonst überall. In einer Republik würden die Menschen, wie in monarchischen Staaten ebenfalls, nicht länger wider einander fechten, als bis sie dessen überdrüssig wären, und darauf würden sie freundliche Ausgleichung versuchen. Auch sei nicht zu erwarten, eine Bevölkerung gleicher Abstammung und Lebensgewöhnung, im beständigen gegenseitigen nachbarlichen Verkehr, werde ihr Gebiet durch bürgerliche Kriege zerreißen, wenn nicht äussere gewaltsame Aufhetzung sie widereinander treibt, und

wenn nicht fremde Eroberung den Weg zur allgemeinen Entzweiung bahnt. Ich glaubte keineswegs, daß wir für alle Zeit mit den menschlichen Drangsalen unbekannt bleiben würden, die ebenfalls andere Völker befallen hätten, und wüßte auch nicht, warum sie uns härter heimsuchen sollten, so lange sie nur aus ähnlichen Ursachen, wie bei den übrigen Nationen, entständen. Was die geringen Streitkräfte in Karolina betreffe, das, sagte ich, sei vielmehr ein Beweis der vergleichungsweise größern Kraft, als wie der Schwäche unserer Regierung. Hier beständen zwar laute Drohungen des Widerstandes; selbst gehörig vorbereitete und sogar rechtlich einigermaßen zu vertheidigende Mittel seien vorhanden, den angedrohten Widerstand auszuführen; und doch würden die Gesetze geachtet, obgleich nur eine Kriegsschaluppe und nur zwei Kompagnieen Artillerie ihnen äußere Achtung verleihen. Wollte Frankreich seine Batallione aus der Vendee, Oesterreich die seinigen aus Italien, Rußland die seinigen aus Polen zurückziehen, wollte England seine Truppen aus Indien oder Irland entfernen, so wüßten wir sämmtlich, daß alsdann nicht sechs Monate vergehen würden, bis diese Länder sämmtlich für ihre jetzigen Besitzer verloren sein würden. Da wir also keine so außerordentliche Truppenmacht nöthig haben, so scheine es in der That, daß die Unruhen bei uns entweder gänzlich verschieden von den Unruhen in europäischen Ländern sein müssen, oder daß in unsern Institutionen sich

ein erhaltendes Prinzip befinde, das man auf dieser Halbkugel gar nicht antreffe. Jetzt wünschte mein Bekannter von Vevey zu wissen, welchen von beiden Ursachen ich die jetzige Ruhe in Karolina zuschreibe. Ich antwortete ihm, beiden zugleich. Die widerstrebende Partei in dem genannten Staate sei in ihren Absichten redlich und offen, und wenn auch Einige solche wirklich durch eine Trennung vom Bunde durchsetzen zu müssen meinten, so sei doch die Mehrzahl nicht dieser Meinung. Der leitende Grundsatz unseres Systemes sei, daß wir die nöthige Ausgleichung entstandener Streitigkeiten vom Volke erwarteten, welches die Quelle aller Gewalt sei, und die Mehrzahl sei noch immer im vollen Vertrauen auf diese Entscheidung. Bei andern Verfassungen könne man freilich Neun gegen Eins setzen, daß ein Aufruhr durch ein ähnliches ruhiges Abwarten nicht zurückgehalten werde.

Der Schweizer hörte auf dieses Alles mit vieler Aufmerksamkeit und sagte: Amerika sei oftmals schlecht in Europa vertreten worden, und daß man in seinem Lande jetzt allgemein anfange zu glauben, es müßten lichtscheue Ursachen dabei zu Grunde liegen. Er sagte mir, es sei Viel über den Vorfall mit Rowland Stephenson gesprochen worden, und offen bat er um nähere Aufschlüsse darüber; denn da er selbst der handeltreibenden Klasse angehöre, so seien die beleidigenden Einwirkungen dieser Geschichte an ihm nicht unbemerkt vorübergegangen. Das war der dritte Schweizer, der diese Angelegenheit berührte;

die beiden andern Male war es in Rom, wo davon die Rede war, und wo ich so viel deutlich abnehmen konnte, daß man das Gerücht verbreitet hatte, daß die Amerikaner, um ihrem Wunsche nach reichen Uebersiedlern nachzugeben, den Verbrecher in Sicherheit gesetzt hätten, um die Früchte seiner Reichthümer zu genießen!

Ich setzte ihm daher die Sache auseinander, indem ich nichts that, als die einfachen Thatsachen anzuführen. Und dann, fügte ich hinzu, dieser Fall sei ein trefflicher Beleg zu der Art und Weise, wie man Amerika seit **1776** behandelt habe. Ein Engländer, ein Parlamentsmitglied sogar, war aus seinem Lande verschwunden, und hatte in dem unsrigen Zuflucht gefunden, als er zufällig auf der See einer schwedischen Brigg begegnete, deren Reise dorthin ging. Es wurde eine Belohnung auf dessen Habhaftwerdung gesetzt. Darauf unternahmen es einige Leute, ich weiß nicht, auf wessen Antriebe, sich dieses Mannes auf einem wenig befahrenen Wege in Georgien zu bemächtigen, und ihn unerkannt in das Gebiet von Newyork zu schaffen, um ihn von dort aus ganz in der Stille auf einem Paketboot nach Europa überzusetzen. Ein ärgerer Frevel als eine solche Handlung konnte nicht wohl begangen werden. Keine gesetzliche Form war hier beobachtet, das ganze Benehmen eine Verhöhnung des Rechts und der Selbstständigkeit der beiden betheiligten Staaten. Zwar war so viel ist wahr, der Verfolgte

wurde eines bedeutenden Betruges beschuldigt; wenn aber dergleichen geheime Schleichwege erlaubt wären, dann würde es bald keiner Schuld mehr bedürfen, um Gewaltthätigkeiten auszuüben. Selbst ein Unschuldiger dürfte alsdann widerrechtlich in Gewahrsam geschleppt werden. So wie die Umstände näher bekannt wurden, wandte man sich an die geeignete Behörde um Schutz. Dieser wurde auch gestattet nach dem Grundsatze, der bei allen gebildeten Völkern gilt, wo das Recht stärker ist, als die Macht. Wenn Jemand unter ähnlichen Verhältnissen von Canada nach England gebracht worden wäre, so würde er denselben Anspruch gehabt haben, auf freien Fuß gesetzt zu werden; und es gibt keinen Juristen in England, der diesen Fall anders beurtheilen würde. Wenn dieser Vorfall irgend einer der beiden Nationen, als solchen, zum Nachtheil gereichen könnte, welches übrigens, wo doch nur Einzelne fehlten, eine schreiende Ungerechtigkeit sein würde, dann müßte der Nachtheil doch offenbar nur diejenige treffen (wenn man an solcher Uebertreibung festhalten wollte), die diese Uebertretung der Gesetze und Verletzung alles rechtlichen Gefühls gewagt hatte, die den Verbrecher zu den ihrigen zählte, und ihn noch dazu durch die höchste Auszeichnung im Staate geehrt hatte. Die Sache aber ist so verschiedentlich geschraubt nnd gezwängt worden, bis man seinen Zweck erreicht hatte, ein ungünstiges Vorurtheil wider Amerika zu erwecken.

Und jetzt sage ich Ihnen, mein lieber — —, wie

meinem Bekannten in Vevey, welch ein treffliches Beispiel der erzählte Fall für die Behandlungsweise abgibt, die uns in Europa widerfährt; seit sieben Jahre hatte ich hinreichende Gelegenheit, alle die Listen und Ränke zu beobachten, die man ausgesonnen und ins Werk gesetzt hat, um uns einen schlechten Namen zu machen. Die Macht der Verläumdung, welche den Interessen der Selbstsucht dient, das ist es, was die von alters her begründeten, größern Staaten vor einem wie dem unsrigen voraushaben; diese Macht der Verläumdung wird aber bei uns nicht als besonders wichtig betrachtet, und wir pflegen keine sonderliche Erfolge auf dieselbe zu bauen. Ich fühle mich durchaus nicht dazu geeignet, zu unsern eigenthümlichen National-Gebrechen die Augen zu schließen, zumal da ich hinreichende Gelegenheit gefunden, durch angestellte Vergleichungen ihr Dasein und ihre Natur kennen zu lernen. Nichts kann indessen für jeden Menschen, dem selbst nicht mehr als die gewöhnlichsten Fähigkeiten zu Theil geworden sind, wenn er die Gelegenheit nicht versäumt hat, sich in der Bildung richtiger Schlußfolgerungen zu üben, offenbarer einleuchten, als die immer neu sich bestätigende Wahrheit, daß alle Fehler, die uns in Europa gewöhnlich angedichtet werden, wie der Mangel an Moralität, Rechtschaffenheit, Ordnungsliebe, Schicklichkeitsgefühl, Freisinnigkeit und Religiosität, gerade, — so ist der Lauf der Welt — geradezu die starken Seiten des amerikanischen Charakters aus-

machen; während dagegen manche von den Eigenschaften, deren unsere Landsleute bisweilen sich hoch zu berühmen pflegen, — z. B. höhere Geistesbildung, guter Geschmack, geselliger Ton, feine Erziehung, was für Alle, die über dem ungebildeten Haufen stehen, gelten mag, — in Wahrheit zu den schwachen Seiten unseres Nationalruhmes gehören, und wovon wir lieber bescheiden still schweigen sollten. Hiergegen werden viele Andere gar Vieles einwenden, besonders diejenigen, die unter dem Einflusse derjenigen Leutchen stehen, bei denen die Menschenliebe eine Handelsspekulation ist, eine Klasse Menschen, die entweder den Mantel der Liebe über lichtscheue Dinge ziehen, oder mit unzähmbarem Eifer, alles was ihnen nicht zusagt, anfallen, jenachdem das Zünglein der Waage auf Vortheil oder Schaden hinweist.

Ich sagte zu meinem Schweizer, eine der Ursachen, warum man in Europa so arge Mißgriffe in dem Vorhersagen des Schicksals von Amerika sich zu Schulden kommen lasse, bestehe in den schlechten Quellen, woraus man in Europa seine Nachrichten schöpfe, woher weder die Möglichkeit genauer noch die Bereitwilligkeit wahrhafter Mittheilungen erwartet werden dürfe. Die meisten Nachrichten dieser Art, die theils aus Amerika herüber, theils nach Amerika hinüber befördert würden, kämen wie ihre Waaren durch zwei oder drei große Kanäle oder Seehafen, und diese wimmeln noch dazu von den Ein-

gebornen wenigstens der Hälfte der sämmtlichen europäischen Länder, größtentheils handeltreibenden Abenteurern, von denen kaum Einer unter Fünfen jemals dahin gelangt, zu fühlen, daß er ein Amerikaner sei. Diese Leute haben nicht selten an manchen Orten auf manche öffentliche Blätter einigen Einfluß, und eben dadurch, so wie durch ihren ausgebreiteten Briefwechsel, vermögen sie manche falsche Vorstellungen über unser Land zu verbreiten. An und für sich sind es nicht die Städte, nicht die vorzügliches Aufsehen erregenden Individuen in den Städten, welche das Nationalgefühl, das Benehmen des Volkes überhaupt, die Gesinnung des ganzen Landes repräsentiren. Dieses beweist jeder Fall, wo entscheidende Angelegenheiten zur Sprache kommen, wo alsdann die Städte immer die Minorität erhalten, aus dem einfachen Grunde, weil sie sämmtlich weiter nichts als Handelsgemeinden darstellen, die dem Instinkte ihrer wechselnden Vortheile folgen, und ohne alle andere Rücksicht dem Ersten zujauchzen, der ihnen einen Vortheil zu zeigen bemüht ist. Daher finden wir diese Klasse von fremdher angesiedelten Kaufleuten immer auf der Seite derer, die sich mit dem ruhigen und besonnenen Gang unserer Institutionen nie ganz befreunden, sondern demselben mehr oder weniger fremd bleiben. In Amerika ist höhere geistige Ausbildung nicht auf die Städte beschränkt, vielmehr kann man als Regel annehmen, daß deren weit mehr außerhalb der Städte auf dem Lande zu finden ist.

Als einen Beleg für die Irrthümer, die man in Europa über Amerika unterhält, führte ich die Meinung an, womit man in England, eine Nation, die uns am besten hätte kennen müssen, sich selbst im Kriege von 1812 betrog. Sich selbst bewußt ihrer Handelseifersucht, suchte die englische Regierung naturgemäß ihre wahren Feinde unter den Kaufleuten in den Städten, und meinte dagegen im Innern des Landes desto wärmere Freunde zu finden. Der Erfolg würde freilich diese Meinung widerlegt haben; eine Meinung, die vielfältig in sich selbst verrieth, zumal in den öffentlichen Blättern jener Zeit. Diese vorgefaßte Meinung veranlaßte unsere Angreifer, die Kentuckier um ihre Hülfe anzusprechen! Nun gab es damals wohl kaum einen Winkel der Erde, wo weniger Theilnahme für England gefühlt worden wäre, als eben in Kentucky, oder überhaupt längs der ganzen westlichen Grenze von Amerika, wo man (ob mit Recht oder mit Unrecht, kann hier nicht untersucht werden), die meisten Feindseligkeiten der indianischen Stämme dem Einfluß der Engländer aufbürdete. Zu wenig fremde Reisende fanden hinreichendes Interesse an unserem Lande, um dergleichen Meinungen zu berichtigen, und England, seinen eigenen unverbürgten Voraussetzungen überlassen, so wie seinen auf nichts sich gründenden Theorien, wurde auf diese Weise zu den ungereimtesten Fehlgriffen verleitet, die es jemals hätte aussinnen können. Ich glaube, daß ein großer Theil der irrthümlichen Vorstellungen,

die man in Europa über Amerika festhält, von den Vorurtheilen dieser Klasse von Einwohnern herrührt *).

Um den Einfluß einer solchen Menschenklasse richtig abschätzen zu können, müssen wir unsere Aufmerksamkeit ein wenig bei der Zahl, bei dem Reichthum und bei den Verbindungen dieser fremden Kaufleute verweilen

*) Dieses war des Verfassers Meinung, so lange er in Europa sich aufhielt. Seit seiner Heimkehr fand er seine Meinung durch mehre Gründe bestärkt. Im verflossenen Jahre hatte er eine Unterredung mit einem fremden diplomatischen Agenten, in Bezug auf die öffentliche Stimme über gewisse politische Maßregeln. Der Diplomat machte ihm die Bemerkung, alle Leute von Talent, Vermögen und Ansehen seien im Lande gegen die Regierung eingenommen. Denn das ist der abgenutzte Waidspruch Englands; und so wie die beabsichtigte Reform dem Prüfstein der öffentlichen Meinung wirklich unterworfen wurde, da fand es sich, daß allein die parvenûs die ärgsten Gegner der Regierung waren. Als der Diplomat aufgefordert wurde, einzelne Personen zu nennen, so nannte er drei Kaufleute von Newyork, die sämmtlich Fremde von Geburt waren, deren keiner reines Englisch spricht, keiner bei Abstimmungen einen Einfluß auszuüben vermag, keiner jemals unsere Verfassungsurkunde gelesen, oder wenn er sie gelesen, sie jemals verstehen konnte; keiner irgend etwas mehr war, als ein Reflex der alltäglichsten und abgedroschensten Vorstellungen des Standes, zu dem sie in andern Ländern gehörten, worin sie aufgewachsen waren, und wovon sie bei ihrer Herkunft in dieses Land den bleibenden Einfluß empfanden.

lassen. Mir ist es oftmals ein Anlaß zu kränkenden Gefühlen gewesen, wenn ich die Spalten der am meisten gelesenen Blätter der volkreichsten Städte unseres Bundesstaats mit den prahlenden Empfehlungen Englischer, Irländischer, Deutscher, Französischer, Schottischer Gesellschaften angefüllt sah, und deren darin ausgesprochene Gesinnungen weit mehr Fremdländisches als eigentlich Amerikanisches aussprechen. Mildthätige Vereine, so lange Mildthätigkeit ihr Zweck ist, verdienen zwar alles Lob; allein die Institutionen des Vaterlandes, die an sich so großartig und menschenfreundlich sind, werden durch jeden gekünstelten Versuch verletzt, uns die Vorurtheile und die Bräuche eines uns fremden Zustandes der Dinge durch wiederholte Anpreisung aufzudringen. Wenigstens könnten wir den Anpreisungen derselben in den öffentlichen Blättern entbehren, überhaupt der beleidigenden Zurschaustellung, als stehe ihnen das Monopol durch das ganze Land zu. Verständige Reisende beobachten dergleichen, und machen ihre Bemerkungen darüber, und einer von ihnen fragte mich einmal gerade zu: „ob es denn wirklich in Amerika gar keine Amerikaner gebe?“ Können wir uns noch verwundern, daß, wenn ein Fremder diese Art Menschen in öffentlichen Blättern und in Gesellschaften sich so hervordrängen sieht (und das mitunter so wohlverdienter maßen), daß ein Fremder solche Leute in ihrem Einfluße überschätzen, und ihren Aeußerungen ein Gewicht beilegen muß, das sie durchaus nicht

verdienen? Daß die Europäer aus irgend einer Quelle die falschen Nachrichten geschöpft haben mussen, von denen sie ein halbes Jahrhundert hindurch bethört wurden, ist hinreichend durch die von ihren offenen Vorhersagungen durchaus abweichenden Erfolge bewiesen. Selbst einzelne Amerikaner haben unschuldiger Weise, so viel ich weiß, wirklich zu diesen Täuschungen mitgewirkt, und ich bin überzeugt, daß sie hauptsächlich durch die fremden Handelsleute in den Städten zu solchen Irrthümern verleitet worden sind.

Wir brauchen blos in unsere Zeit zurückzublicken, die Fortschritte der öffentlichen Meinung zu beobachten, und den Einfluß mancher frühern Ansichten, welche von Manchen noch jetzt festgehalten werden, wohl zu erwägen. Vor dreißig Jahren war die Meinung, es sei gefährlich, die niedern Stände im Lesen zu unterrichten, „denn dadurch gewönnen sie nichts als die Möglichkeit, schlechte Bücher zu lesen,“ bei den höhern Ständen in England allgemein im Gange, und gehörte zu den Lieblingsansichten der bevorrechteten Stände. Heutigestages gehört auch in Oesterreich der Volksunterricht zu den festen und bleibenden Grundsätzen der öffentlichen Verwaltung. Ich gestehe, daß es mich kränkt und betrübt, wenn ich bisweilen einem redlichen Amerikaner begegne, der nicht völlig freisinnige und menschenfreundliche Ansichten in Ansehung der Rechte und Ansprüche seiner Mitmenschen äußert. Ich selbst war nie illiberal, wie ich mir zutraue,

doch behaupte ich nicht, daß meine eignen Ansichten sich nicht geändert hätten. Denn seit ich aus dem sich täglich wiederholenden Treiben, aus den sich ziemlich gleichbleibenden Verhältnissen, aus den nähern Beziehungen, die mich in meinem Geburtsorte umgaben, herausgetreten, das Treiben, die Verhältnisse, die Beziehungen mehrer fremder Länder zu betrachten Gelegenheit fand, so stehe ich jetzt auf einem Standpunkte, um besonnener um mich blicken zu können, ohne den Einfluß so vieler Nebenumstände, wie dies sonst gewöhnlich ist, zu empfinden. Eine der stärksten Ueberzeugungen indessen, die sich bei mir, durch eine Abwesenheit von mehren Jahren aus meinem Vaterlande, immer mehr befestigt hat, ist die Ueberzeugung, kein Amerikaner könne mit Recht darauf Anspruch machen, daß er wirklich sei, was er sein könnte und sein sollte, der größte unter allen menschlichen Charaktern, die sanfteren Eigenschaften des allgemein christlichen Sinnes unbeschadet, — daß er wirklich ein amerikanischer Gentleman sei, wenn nicht ächte Freisinnigkeit sein ganzes Inneres durchglüht. Unter Freisinnigkeit verstehe ich durchaus nicht jene blendenden Ausdrücke, mit welchen man leichtgläubige Gemüther irrezuleiten pflegt, sondern die geläuterte männliche Ueberzeugung, verbunden mit dem kräftigen, unerschütterlichen Streben, daß Jedermann seine gerechten Ansprüche gleichmäßig erfüllt sehen möge, und daß diejenigen, welchen nothwendigerweise die öffent-

lichen Angelegenheiten übertragen werden sollen, so viel als irgend möglich, denen, welchen sie dienen, verantwortlich bleiben müssen. Solche Ansichten haben durchaus Nichts mit den Wahlsprüchen jener elenden Partheihäupter gemein, die den Satz aufstellen: das Volk sei untrüglich; aber daß die Vereine nicht untrüglicher Bestandtheile, sogar wenn sie mit verminderter Verantwortlichkeit handeln, zusammen ein untrügliches Ganze zusammensetzen. Diese Lehre ist fast eben so ungereimt, als die Lehren derer, welche behaupten: das Volk sei selbst sein ärgster Feind; wäre letzteres wahr, so müßten diejenigen, die solches lehren, Jedermann abrathen, seine eigenen Angelegenheiten zu verwalten, sondern sie lieber der Verwaltung Anderer anzuvertrauen; denn der Grundsatz findet sowohl bei Gemeinden als bei Einzelnen seine Anerkennung, und was die Interessen der Einen wie der Andern betrifft, so können sie nur dadurch gefährdet werden, daß man die Einen wie die Andern um das Ihrige betrügt.

Ich kann Ihnen den Verdruß und den Unwillen nicht bergen, den mir in dieser Entfernung die Entdekkung verursachte, ich sage Entfernung, und in der That lassen sich solche Entdeckungen immer besser in der Entfernung als in der Nähe machen, — die Entdeckung, wie weit, wie noch sehr weit die besser erzogenen Stände in Amerika in ihren Ansichten, wenigstens nach meinem einfachen Urtheil, über die Reichthümer ihres Landes

zurückgeblieben sind. Noch werden manchmal Meinungen bei uns zu Hause fortwährend unterhalten, die man hier in Europa bereits ganz aufgegeben hat, an die kein verständiger Mensch, zu welcher politischen Sekte er auch gehören mag, mehr denken will; und Behauptungen und Beweisführungen hat man bei uns wiederholt aufstellen gehört, sogar von Mitgliedern des Kongresses, welche der beschränkteste Tory im englischen Parlamente zu äußern nicht wagen dürfte. Auch in England bestehen noch manche wichtige Vorurtheile, die bei uns längst abgeschüttelt worden sind; also darin liegt mein eigentlicher Vorwurf nicht. Meine Bemerkung zielt vielmehr auf gewisse alte liebgewonnene Regierungsmaximen; die noch als Theorien in England lebhaft unterstützt werden, während man sie bereits in der Ausübung als unbrauchbar erkannt hat, und von welchen einige, wie die Theorie von dem Gegengewicht zwischen den verschiedenen Staatsgewalten auch niemals einem andern, als einen blos theoretischen Werth haben konnte. Die eben erwähnte ungereimte Behauptung hat mehre gläubige Anhänger noch jetzt in Amerika, und eine blos augenblickliche Prüfnng reicht hin, ihre Falschheit außer Zweifel zu setzen. Die Demokratie irgend eines Landes wird jedenfalls ihre physischen Kräfte haben. Jetzt gebe man der physi-Kraft einer Gemeinde eine gleiche politische Kraft. In dem Augenblicke, wo diese einen erheblichen Vortheil dabei sieht, irgend eine Maßregel zu unterstützen oder

unwirksam zu machen, in demselben Augenblicke wird diese Gemeinde ihre Kräfte in Anspruch nehmen, allen übrigen Gemeinden Trotz bieten, und euer gerühmtes Gegengewicht dem Spiele der Winde preisgeben! Noch niemals hat in der englischen Verfassung der geringste reindemokratische Zug bestanden; noch nie haben die einzelnen Gemeinden oder deren Vertreter im Unterhause bei dem Scheine von Unabhängigkeit sich wirklich derselben erfreut, sondern sie sind vielmehr blos Hülfstruppen der Aristokratie gewesen in einer blos veränderten Form. So lange der König noch hinreichende Gewalt besaß, vereinigten sich jene beiden Körperschaften, bis sie ihn aller Macht beraubt hatten, und seit der König immer schwächer ward, so wurden sie nach und nach Eins mit ihm, um alle Vortheile für sich zu behalten. Was nun noch geschehen wird, das werden wir ja erleben.

Zwanzigster Brief.

Die Tag- und Nachtgleiche. — Sturm auf dem See. — Jagd auf ein kleines Boot. — Schloß Blonay. — Fahrt nach Lausanne. — Mont Benon. — Abstecher mit dem Winkelried nach Genf. — Fortschritte in Genf. — Russische Reisende. — Herr von Pozzo di Borgo. — Die Table d'hote. — Uebertriebene Behauptungen eines Franzosen. — Gespräch mit einem Schottländer. — Die amerikanischen Duelle. — Besuch in einem schweizerischen Landhause. — Englische Gebräuche in Amerika nachgeahmt. — Geselliger Verkehr in den Vereinigten Staaten. — Unterschied zwischen Fuß und Hand eines Europäers und eines Amerikaners. — Heftiger Wind. — Geschützte Lage von Vevey. — Die Promenade. — Malerische Ansicht. — Der große Marktplatz. — Die Einladung. — Ausflug nach den Bergen. — Ein amerikanischer Lieutenant. — Eine Anekdote. Ausgedehnte Aussicht. — Schloß Glayrole.

Mein lieber — —,

Wir sind den Eintritt der Tag- und Nachtgleiche gewahr worden; der Genfersee ist aufgewallt, aber sein niedliches Zörnchen, mag es auch bisweilen Manchen schreckhaft genug vorkommen, die sich gerade auf seinen Wassern befinden, reicht doch keinesweges hin, ihn bis zu einem Wogenberge, zu einem wogenden See aufzu-

wühlen. Der Regen hielt mich zu Hause, und ich und der alte Johann nahmen jetzt die Gelegenheit wahr, einen tannenen Klotz in einen Genferseekahn umzuwandeln für unsern P — —. Da das Wetter am nächsten Tage schön war, so wurden auf unserem Schiffchen zwei lateinische Seegel aufgehißt, dabei dasselbe mit einem Hülfssteuerruder versehen, und dann den Wellen preisgegeben, und dahin glitt es im Winde, immerfort nach der jenseitigen Küste zu. P — — freute sich darüber und klatschte ihm freudig Beifall nach, bis er bemerkte, daß es sich immer weiter vom Lande entfernte; da bat er uns, das Boot zu besteigen, und Jagd darauf zu machen. Eine Jagd war es allerdings; denn das kleine Ding tänzelte von Welle zu Welle in solcher geschäftiger Eile, daß ich beinahe dachte, es werde so fort gehen bis an's Savoyische Ufer. Zum Glücke ließ der schwächer werdende Wind die kleinen Seegel des Schiffchens erschlaffen, und so erreichten wir unsere Prise noch zeitig genug. Wir hatten uns ziemlich weit entfernt, und von der Stelle, wo wir des kleinen Kahnes wieder habhaft wurden, dünkte mir die Ansicht der Gegend im Rücken der Stadt weit schöner, als aus der Nähe derselben betrachtet. Vorzüglich gefiel mir die Aussicht nach dem kleinen Schlosse Blonay, das noch jetzt von einer Familie dieses Namens bewohnt wird, die nun bereits seit mehr als siebenhundert Jahren ihren Sitz auf derselben Felsenterrasse inne hatte. Ich freute mich zu vernehmen, der jetzige

Besitzer dieses Schlosses sei ein Liberaler, was eigentlich jeder Edelmann aus altem Geschlecht sein sollte. Ein solcher Mann muß sich gar sorgfältig in Acht nehmen, sein altes Geschlecht nicht zu beflecken durch rechtswidrige und unedle Gesinnungen.

Der Aequinoctialsturm kehrte am folgenden Tage wieder, und der See sah wirklich sehr schön aus; es war eine neue Ansicht desselben; die Berge trugen dazu bei, ihm ein achtunggebietendes Ansehen von Wuth zu geben. Die segelnden Kähne verschwanden und selbst die Dampfböte hatten das Ansehen, als zögen sie durch seine aufgeregten Wasser zögernd und mit ziemlichem Widerwillen.

Sobald das Wetter etwas besser war, gingen wir zu Lande nach Lausanne, und gedachten, unterweges noch die Gegenden zu besehen. Kaum hatten wir erwartet, daß diese Fahrt uns so angenehm überraschen würde; sie zog sich fast die ganze Zeit über längs dem Fuß von Hügelketten hin, die in einer andern Gegend auch Berge hätten heißen können, und zudem befanden wir uns dem Wasser immer ganz nahe. Der Tag war schön; den See behielten wir mit seiner Mannichfaltigkeit und Lebhaftigkeit den ganzen Tag vor Augen; der Weg, zum Fahren vortrefflich unterhalten, wand sich zwischen den Mauereinfassungen der Weinberge hindurch, öfter so enge, daß kaum zwei Wagen nebeneinander Platz gefunden hätten. Eine kurze Strecke vor Lausanne verließen

wir den Rand des See's und fuhren bis zu gleicher Höhe mit der Stadt durch einen mit Bäumen besetzten geschmackvoll angelegten schönen Landstrich hinan.

Wir fanden unsere Freunde in einer der zahllosen Villa's häuslich eingerichtet, welche das unebene Land rings um die Stadt verschönern; aus ihren Fenstern genossen sie die Ihnen früher beschriebene schöne Aussicht fast ganz. Der schöne Spaziergang nach Mont-Benon lag ganz in der Nähe, und die nächste Aussicht dehnte sich über Kornfelder und zarte grüne Wiesen aus, eine buchtige wellenförmige Fläche, häufig von kleinen Gehölzen und Landhäusern durchschnitten. Ein langer allmählig schmaler werdender Streifen des See's erstreckte sich weit hinab bis nach Genf, während das obere Ende des See's tief in seinen Bergen und in das geheime schluchtähnliche Walliser Thal sich verlor. Gegend Abend kehrten wir von unserer Spazierfahrt wieder zurück, ganz zufrieden mit dem Aeußern von Lausanne, und nun noch mehr überzeugt, das die Ufer des Genfersee's größere und mannichfaltigere Schönheiten vereinigen, als irgend andere Schweizergegenden.

Nachdem uns wieder einige Tage länger verstrichen waren, so begab ich mich auf dem Winkelried, der seitdem einen neuen Befehlshaber bekommen hatte, der sich so einfach in seinem Benehmen zeigte, als sein Vorgänger affektirt und phantastisch war, zur Abwechselung nach Genf. Unsere Fahrt ging langsam, und obschon wir

den Hafen früh genug erreichten, um nicht ausgeschlossen zu werden; so weiß ich nicht, ob nicht eine Überfahrt über den George-See ausgenommen, welche geradezu für die Freunde des Malerischen eingerichtet war, dieses die besonnenste Fahrt oder vielmehr der langsamste Schlendergang war, den ich jemals auf einem Dampfboote erlebt hatte.

Ich fand, daß während der letztern vier Jahre Genf sich sehr zu seinem Vortheile verändert habe. Die entstellenden Wetterdächer waren von den Vorderseiten der Häuser heruntergerissen worden, und ein steinerner Hafenbau ist eben im Gange, welcher verhältnißmäßig den mächtigen Hafen von Newyork mit seinen Handelserleichterungen beschämt. Sonst fand ich keine wesentliche Veränderung in der Stadt. Die Stadt wimmelte von Fremden, meistens Franzosen, und weit weniger Engländer als sonst. Was die Russen betrifft, die sind, wie von der Erde verschwunden, was mir nicht wenig leid thut; denn, nicht blos gehören dieselben zu den gebildetsten Menschen, die man irgendwo auf Reisen antreffen kann, sondern sie begegnen auch den Amerikanern durchgehends höflich und freundlich. Mir sind von Russen und selbst von ihren diplomatischen Agenten weit mehr persönliche Beweise von Aufmerksamkeit und zarter Achtung erwiesen worden, als von andern europäischen Nationen, und im Ganzen weiß ich mich keines Umstandes zu entsinnen, daß mir jemals ein Russe Gelegenheit gegeben hätte, mit ihm unzufrieden zu sein, oder mit andern Worten,

ich glaube nicht, daß persönliche Gefühle mein Urtheil bestimmtn. Als Herr von Pozzo di Borgo einst große Soireen gab, sandte er dem Herrn Brown eine Anzahl Einladungskarten, um sie unter seine Landsleute zu vertheilen, und ich selbst hörte den Herrn Brown sagen, noch kein anderer Gesandter anderer Höfe habe ihm eine solche Aufmerksamkeit erwiesen. Das Alles mag seine politischen Ursachen haben; aber es liegt einigermoßen etwas an der höflichen Behandlung, die uns in dieser Welt zu Theil wird, welche Absicht auch dabei zu Grunde liege. Sie müßten übrigens hier sein, um selbst zn erfahren, wie man im übrigen Europa über uns hinaus sieht.

Es war schon spät und folglich Zeit zum Essen, und ich setzte mich deßhalb an Table d'hote, wo mich von allen Seiten Franzosen umgaben. Ich wurde, wie gewöhnlich, für einen Engländer gehalten und hatte alle Ursache mit Mehrem, was die Unterhaltung mit sich brachte, recht zufrieden zu sein. Ein junger Franzose behauptete ohne viel Umstände, vor Kurzem hätten in der Halle der Congreßsitzung zwei Mitglieder sich auf Pistolen geschlagen, dazu während der Sitzung, und seine Mittheilung wurde natürlich mit manchen gerechten Zeichen der Mißbilligung solchen Gräuels aufgenommen. Dieser junge Mensch sprach ohne Zweifel nicht von einem wirklich vorgefallenen Duell, sondern er meinte jene Rencontre, die auf der Terrasse des Kapitols vorfiel, und in welcher der

Angefallene wirklich ein Congreßmitglied war; doch ich zweifle keineswegeß, daß er selbst glaubte, was er sagte; denn so groß ist die Begierde im gegenwärtigen Augenblicke, den amerikanischen Namen in Europa überall recht schwarz zu machen, daß man jede geeignete Gelegenheit dazu rasch aufgreift und jedes nachtheilige Gerücht ohne Schaam und Gewissensbisse zu übertreiben pflegt. Einmal wandelte mich ziemlich die Lust an, dem jungen Franzosen zu erläutern, daß der von ihm erzählte Fall sich wenig von dem mit Herrn Calemard de Lafayette *) unterscheide, das etwa ausgenommen, daß in Washington Niemand ums Leben kam; doch hielt ich es für klüger, mein Inkognito beizubehalten.

Den folgenden Tag wurde unsere französische Gesellschaft durch eine andere ersetzt, und der Wirth ließ mich als bereits früher dagewesenen Gast nach dem obern Ende der Tafel vorrücken. Hier traf ich nun mit einemmal mit einem Engländer, einem Irländer und einem Schottländer zusammen. Erstere beide saßen mir gegenüber; der andere mir zur Seite. Die bei Tische gewöhn-

*) Dieser unglückliche Mann war kein Verwandter der uns bekannteren Familie von Lafayette; sein Familiennamen war eigentlich de Calemard. Soweit ich davon unterrichtet bin, ist Fayette ein altes französisches Wort, oder ein Provinzialwort, das eine Art Hecke bedeutet, und öfter als Zuname nach dem Besitzthum gebraucht wurde, wie de la Haye.

lichen Höflichkeiten wurden zwischen uns gewechselt, vorzüglich zwischen dem Schottländer und mir, so daß ich mit ihm in ein Gespräch gerieth. Es dauerte nicht lange, so suchte mein Nachbar, ein hinlänglich schlauer Gesell, gleichsam um sich deutlicher auszudrücken, mich dadurch auszuforschen, daß er einige Züge englischen Benehmens erzählte, mit dem Zusatze: „wie das bei Ihnen in England bräuchlich ist.“ Ich sagte zu ihm, ich sei kein Engländer. „Wie, kein Engländer! Sie sind doch kein Schottländer?“ — „Gewiß nicht.“ — „Doch wohl noch weniger ein Irländer!“ — „Nein.“ Jetzt blickte mich mein Nachbar so scharf an, als es ihm der Wohlstand erlaubte, und sagte ganz ernst: „Wo lernten Sie so gut Englisch sprechen?“ — „Im Vaterlande, wie Sie ebenfalls — ich bin ein Amerikaner.“ — „Ja, so!“ und nachdem er eine Weile geschwiegen, fuhr er plötzlich mit der Frage fort: „Was ist wohl die Ursache, daß in Ihrem Lande die Duelle so blutig sind? Ich meine vornehmlich einige Duelle, die von Offizieren Ihrer Flotte auf dem mittelländischen Meere ausgefochten worden sind. Dergleichen findet auch wohl unter uns statt, aber unsere Zweikämpfe haben doch einen weniger rachsüchtigen Charakter.‘ Das war ein eben so heftiger als unerwarteter Schuß, und ich hielt es daher für das Beste, sogleich zurückzuschießen, „was die Vorfälle auf dem Mittelmeer betreffe, so hätten die Unsrigen sich für schlecht behandelt gehalten, bis sie diejenigen erschossen hätten, die

ihnen die Beleidigung hätten widerfahren lassen; seit jener Zeit sei alles Andere weit mehr in der Güte abgemacht worden. Ihrer eignen Erfahrung nach, sei ihre Art zu kämpfen, die allerwirksamste, und so sei es auch in diesem Falle wirklich gewesen."

Da er diese Erklärung so gutwillig hinnahm, weil er vermuthlich einsah, daß seine plötzliche Frage eine grobe Erwiederung verdient hätte, so wurden wir bald gute Freunde miteinander. Er machte noch einige Bemerkungen über amerikanische Angelegenheiten in weit bessern Ausdrücken, und ich überzeugte ihn, er sei im Irrthum und zeigte ihm aber auch, worin sein Irrthum liege. Darauf fragte er mich, warum einige unter uns es nicht übernähmen, die falschen Ansichten der Europäer zu berichtigen, die diese sich von Amerika bildeten; denn die Europäer könnten doch nicht anders als nach den ihnen mitgetheilten Nachrichten urtheilen. Er erwähnte darauf einiger amerikanischer Schriftsteller, die seines Bedünkens der Welt einen Dienst leisten würden, wenn sie ihr in einigen Werken das Wahre der Sache auseinandersetzten. Ich erwiederte ihm: Wollten solche Schriftsteller ehrlich und frei heraus reden, so würde man in Europa ihre Schriften nicht lesen; denn Vorurtheile ließen sich nicht leicht besiegen, und eine günstigere und erfreulichere Schilderung von uns und unserem Treiben würde daher bei den Europäern gar keinen Eingang finden. Um Glauben zu finden, müßten wir nicht blos

unsere wirklichen Fehler eingestehen, sondern wir müßten überdieß noch zugeben, daß wir alle jene Gebrechen, die wir nach den Vorstellungen dieses Welttheils moralisch, logisch und politisch zu haben verbunden seien, auch wirklich besäßen. So etwas würden aber unsere Schriftsteller nicht zugeben wollen, denn welcher Mensch wäre jemals im Stande, freiwillig einzuräumen, seine eigenen Ansichten seien nichts als Vorurtheile?

Ich erzähle diese kleine Begebenheit, weil sie dem Sinne nach, nach meiner ruhigen Ansicht, als Regel für die Ansicht aller englischen Unterthanen gelten kann, und, zu meinem Bedauern muß ich hinzufügen, fast aller Einwohner der übrigen europäischen Staaten; wogegen als eine Ausnahme zu betrachten ist, was in einigen abgeschmackten Ausdrücken und honigsüßen Worten bisweilen in Trinksprüchen, öffentlichen Mahlzeiten und politischen Reden hier und da zum Vorschein kommt. Ich kann mich irren, wie jeder andere Mensch, aber dieses ist, wiederhole ich zum zwanzigsten Male, dieses ist das Resultat meiner eignen gemachten Erfahrungen; Sie wissen am besten, unter welchen Umständen ich diese Erfahrungen machte und ob persönliche Rücksichten mich bei deren Bekanntmachung geleitet haben.

Gegen Abend begleitete ich einen Herrn, dessen Bekanntschaft ich in Rom gemacht hatte, nach dem Landhause einer Familie, mit der ich ebenfalls das Vergnügen gehabt hatte, in jener Stadt zusammen zu treffen;

als wir den Winter dort zubrachten. Wir gingen zum Savoyer Thore hinaus und machten einen Weg von einigen (englischen) Meilen zwischen Landhäusern und anmuthigen Baumgängen, nach einem Häuschen, das einem der unsrigen auf der Manhattan-Insel nicht unähnlich war, aber weit geschmackvoller und bequemer eingerichtet, als dieses bei uns in Amerika gewöhnlich ist. Herr und Madame N—— waren eingeladen, den Abend in einem Hause in der Nähe zuzubringen, und sie ladeten ohne Umstände uns beide ein, wir möchten mit ihnen gehen. Wir willigten ein, es ihnen völlig überlassend, was sie in solchen Fällen für schicklich hielten.

In diesem anderen Hause, etwa einen Steinwurf weit von dem vorigen, fanden wir eine kleine Gesellschaft geistvoller und gebildeter Menschen, die mich als Fremden mit bezeichnender Höflichkeit und doch mit großer Einfachheit bewillkommten. Mich zog das Mahl sehr an, welches ganz das war, was ein Thee auf dem Lande bei geachteten Familien bei uns zu Hause ist, oder doch stets war, so lange wir die Sitten der großen Welt nicht durchaus nachahmen zu müssen glaubten. Wir saßen alle um einen großen runden Tisch, und genossen unter andern guten Sachen einen herrlichen Obstkuchen. Ich war fast träumend wieder nach Neu-England versetzt, wo ein Oberrichter mir einmal bei einem ähnlichen kleinen Feste, wie ich mir noch gar wohl erinnere, einen Eierfladen vorsetzte. Die Familie, welche wir besuchten,

war vielleicht schon ein wenig zu elegant, um dergleichen aufzutischen, denn in Rom hatte ich sie mit Milordi und Monsignori um sechs Uhr bei der Tafel angetroffen; aber der gesunde Alltagsverstand, mit welchem Jedermann in seiner Heimath zu den eigenen charakteristischen Gebräuchen wieder zurückzukehren pflegt, ließ mich einen Vergleich zwischen ihnen und uns anstellen, wobei wir am schlimmsten wegkamen. Ich bin nicht der Meinung, daß man bei seinen Sitten und Gewöhnungen eigensinig beharren solle, wohl aber, daß wir in Sitten und Gewöhnungen gleichförmig bleiben, daß diese sich nach ihrer allgemeinen Angemessenheit und Zweckmäßigkeit im geselligen Leben, nach den Bedürfnissen und Forderungen desselben richten sollen. Darin liegt gesunder Menschenverstand, welcher nicht blos gute Erziehung, sondern auch die höhere Bildung im eigentlichen Sinne umfaßt.

Die Genfer sind ihrer Sprache nach Franzosen, eben so in ihren geistigen Erzeugnissen, und daher auch in manchen ihrer Meinungen. Doch fühlen sie sich hinreichend unabhängig, um Stunden, Gewohnheiten, gesellige Gebräuche zu haben, die sie ihrem Zustande besonders angemessen finden. Die Pariser Moden haben auf sie keinen solchen die Vernunft verhöhnenden Einfluß, wie auf andere Nationen, und wenn man nach dem Grunde des Unterschiedes der Gewohnheiten fragen wollte, so würde man sich fast immer mit der Antwort müssen genügen lassen, dieser oder jener Gebrauch möge für Paris ganz

passend sein, aber für Genf passe er nun einmal nicht. — Wie sieht es in dieser Hinsicht bei uns aus? Unsere Frauen lesen Moderomane und Modemagazine, die in der Regel von Leuten geschrieben werden, die nie Zutritt in den Gesellschaften erhalten, für welche sie schreiben, und daher sind ihre Schilderungen weit öfter Carrikaturen, als wirkliche Beschreibungen. In solchen Büchern lesen nun unsere Frauen, Standespersonen pflegten in England erst spät in Gesellschaften zu erscheinen; sogleich nehmen sie sich dasselbe vor, und gehen spät in ihre Gesellschaften, um es zu machen, wie die Standespersonen in England. Ich will einen kurzen Vergleich zur Erläuterung dieser Sache anstellen. In der Stadt steht eine Engländerin zwischen neun und zwölf Uhr Vormittags auf. Sie läßt sich von ihrem Mädchen ankleiden, und hat sie Kinder, so werden diese durch ein Kindermädchen zu ihr geführt; sie selbst zu stillen, davon ist fast ganz und gar nicht mehr die Rede. Zwischen elf und ein Uhr wird gefrühstückt; um drei oder vier wird ein kleiner Imbiß eingenommen. Um vier Uhr wird ausgefahren und um halb acht Uhr wird gespeist. Um zehn Uhr fängt die Dame an, darüber nachzudenken, wie der Abend am besten hingebracht werden könne und ist völlig bereit dazu, was es auch sei; es müßte denn die Oper oder das Schauspiel sein, (denn letzteres ist schon fast in üblem Rufe, es sei nicht vornehm genug,) wo alles Vorhergenannte alsdann einige Stunden früher abgethan sein

muß. Zwischen ein oder vier Uhr nach Mitternacht wird nach Hause gefahren, wird die Dame durch ihr Mädchen entkleidet, und sie schläft dann bis zehn oder elf Uhr, wie es die Umstände mit sich bringen. Das sind späte Stunden und in mancher Hinsicht sehr unpassend gewählte Stunden; aber sie haben ihre besonderen Vortheile, und sie sind wenigstens doch für das Ganze einer solchen Lebensart schicklich gewählte Stunden, so fern sie angemessen gewählt sind.

In Newyork ist das Haus den Morgenbesuchen um zwölf Uhr geöffnet, und für eine große gewühlige Stadt fehlt es dabei an guter Bedienung an der Hausthüre, fehlt es an der Bequemlichkeit öffentlicher Fuhrwerke, es müßte denn sein, daß einer zu seinen Bekannten in einer Postkutsche, genannt Omnibus, fahren wollte; um drei Uhr wird das Haus geschlossen, weil dann Essenszeit ist. Eine Karte zu schicken, statt selbst abzugeben, würde bei uns als eine Art von Verrath gegen die Schicklichkeit betrachtet werden; um solche Vergehen gut zu heißen, dazu haben wir eine viel zu kleinstädtische Bildung erhalten. Nach dem Essen kommt eine Zwischenzeit von drei Stunden; denn pflegt Thee gegeben zu werden, und die Hausfrau hat alsdann Muße bis zehn Uhr; darauf besucht sie die feinen Gesellschaften, weil sie gelesen hat, daß die Mode in anderen Ländern besonders diese Stunde zu Besuchen bestimme. Mit diesen Besuchen beschäftigt sie sich nun bis um eins oder zwei Uhr Nachts, kehrt dann nach Hause

zurück, zieht sich aus, bringt den Morgen schlaflos zu, weil vielleicht ein Kind sie nicht schlafen läßt, und steht dann wieder um sieben Uhr auf, um ihrem Manne den Kaffee zur festgesetzten Zeit um acht Uhr zu besorgen.

In diesem Berichte ist keine Uebertreibung; denn in dieser Art wirkt Abhängigkeit und Nachahmungssucht in einem Lande, das keine hinreichende Spannkraft besitzt, um für sich allein thätig zu sein, selbst in noch weit wichtigeren Dingen, wo die Albernheit mit noch weit grellerer Wahrheit auffallen muß. — Unsere Männer sind nicht klüger, als unsere Frauen. Hat eine Einladung stattgefunden, dann speisen sie um sechs Uhr; sind sie zu Hause, dann essen sie in der Regel zwischen drei und vier Uhr. Ißt Jemand häufig außer seinem Hause, dann speist er gar oft außer der gewohnten Zeit, und so kann er in einem Winter leicht dazu kommen, immer einen Tag um den andern, bald um vier, bald um sechs Uhr zu speisen!

Der Zweck dieser Abschweifung ist, Ihnen auseinanderzusetzen, daß wir das einzige Volk sind, so weit meine Erfahrungen reichen, welches nicht für sich selbst denkt und handelt in solchen Dingen. Die französischen Putzwaaren mögen immerhin durch die ganze Welt Aufnahme finden, denn bloße Kleidermoden sind kaum des Widerstandes werth; doch habe ich in Deutschland, in Belgien, in Italien, in der Schweiz oder wo ich sonst mich aufgehalten, durchgehends bemerkt, daß die Bewohner dieser Länder in wesentlicheren Dingen ihre Zeitein-

theilung, wie ihre Gewohnheiten selbst machten, wie solche nach ihren Eigenthümlichkeiten und Verhältnissen am besten paßten. In Amerika aber besteht ein immerwährender Kampf zwischen der Gewalt der Dinge und der Nachahmungssucht, und da jene öfter als die stärkere sich beweist, so erscheint letztere gar häufig lahm und unerfreulich. Daher kommt es, daß der gesellige Verkehr bei uns weit mehr Beschwerden der Wirthschaft, weit mehr persönliche Opfer fordert, und weit weniger wahres Vergnügen gewährt, als in den meisten andern Ländern. Noch andere Ursachen kommen hinzu, um ein solches Resultat hervorzubringen, vorzüglich in einer großen Stadt, wie Newyork, deren Bevölkerung sich in weniger als zwanzig Jahren so sehr vermehrt, ja fast verdoppelt hat; aber der Mangel an Selbstständigkeit, die Schwäche, unsere Gewohnheiten nicht nach unseren eigenen Verhältnissen einzurichten, müssen wir zu den hauptsächlichen Ursachen zählen. In manchen Fällen zwingt uns wohl die Noth, wirklich Amerikaner zu sein; sobald sich aber nur eine erträgliche Gelegenheit zeigt, da beeifern wir uns gewaltig: „englische Laden zweiten Ranges“ zur Schau zu stellen, oder mit andern Worten, wo wir keine Engländer sein können, ihnen doch wenigstens nachzuäffen.

In einem Anfalle von ritterlicher Zartsinnigkeit besuchte ich den Laden eines Juwelenhändlers und kaufte ein Dutzend oder vielmehr fünfzehn Ringe, um sie bei

meiner Rückkehr unter meine jungen Landsmänninnen in Vevey auszutheilen, deren jetzt wenigstens acht bis zehn dort sein mußten, da drei Familen in dem Städtchen zusammen getroffen waren. Die Frauen in Ihrer Familie werden lächeln, wenn sie hören, daß ungeachtet ich auf den Unterschied einer europäischen Hand von einer amerikanischen, wie auf den eines europäischen Fußes von einem amerikanischen Rücksicht genommen hatte *), jeder meiner Ringe, drei ausgenommen, vorher ausgetauscht werden mußte, um zu passen! Sie können daraus sehen, wie wenig bisweilen ein Theil der Menschheit mit dem andern genau bekannt ist, und ich muß noch hinzusetzen, daß ich öfter in diesem Welttheile Anspielungen hierauf gefunden habe, wie nämlich Schriftsteller in der That aus diesem Umstande schloßen, unsere Frauen müßten grobgliedrig und männlich sein! Das ganze Land wird für gemein angesehen, und durch eine leichte Ideenverknüpfung mußten freilich auch die Frauen die groben und unzarten physischen Eigenschaften haben, wie die groben und unzarten Frauenzimmer dieser Gegend. Wie falsch diese Ansicht ist, dafür können diese Ringe aus Genf gleich Zeugniß geben; denn als ich ihnen mein Gebot dafür nannte, lachten sie so überlaut, daß ich ganz außer Fassung kam.

---

*) Die Südgegenden von Europa machen eine Ausnahme.

Ein Wind, die „bise" genannt, hatte die letzten vierundzwanzig Stunden geweht, und als wir Vevey verließen, war der Wind so heftig, daß das Dampfboot große Mühe hatte, vorwärts zu kommen. Dieses ist ein Nordwind, und er treibt öfter das Wasser so gewaltsam in den engen Eingang zum oberen Ende des See's zurück, daß das Wasser wohl um zwei bis drei Fuß steigt. Wir hatten eine große leere Barke am Schlepptau, als wir aber Nyon erreichten, wo der See sich auf einmal erweitert, da saß das Boot auf und arbeitete so gewaltig, daß wir es gerathener fanden, das Tau zu kappen, und darauf ging unsere Fahrt ebenfalls weit rascher vorwärts. Der arme Bursche, als er seine Vorderseite ganz der Strömung des Wassers zuwandte, während die Wellen über ihn hintanzten und sein Takelwerk zerzausten, kam mir wie ein Mensch vor, der sich glücklich wähnte, so lange er noch die Fersen eines vom Schicksal begünstigten Freundes hielt, den man aber ohne Umstände aus dem Wege tritt, so wie er anfängt, zu sehr zu belästigen. Uebrigens verstand ich seine Philosophie nicht; denn, anstatt dem nächsten Ankerplatze zuzutreiben, hielt er sich, bereits ganz nahe davor, nicht mehr, sondern eilte hinunter nach Genf mit solchem entschiedenen Eifer, wie eine Biene, die ihrem Korbe zueilt.

Der See wurde ruhiger, je weiter wir nach Norden kamen, und von Lausanne bis Vevey hatten wir wieder ebene Wasserfläche. Ich sah Kähne ruhig oder nur wenig

vom Winde bewegt längs den Ufern hier, während einige Stunden weiter oberwärts der See noch heftig von der „bise" aufgerührt wurde. Als ich zu Hause ankam, hörte ich mit Erstaunen, die Meinigen wären noch den Abend vorher im Boote ausgerudert, und fast den ganzen Tag über sei kein Luftzug bemerkt worden. Dieser Unterschied von Sturm und Windstille rührt von der geschützten Lage von Vevey her, und die Sache selbst können Sie sich weit besser einmal selbst durch den Augenschein als durch meine Beschreibung deutlich machen.

Am folgenden Morgen war Markttag, und ich begab mich früh auf die Promenade, um die Kähne ankommen zu sehen. Kein Lufthauch war zu spüren, selbst in der Richtung des Windes nicht; denn die Bise schien sich ganz außer Athem geblasen zu haben. Die Bucht von Neapel bietet bei stillem Wetter kaum einen malerischeren Anblick dar, als unter solchen Umständen der obere Theil des Genfersee's. Ich zählte mehr als fünfzig Boote, die mir vor dem Angesicht lagen, sich Vevey näherten, nach und nach auftauchten, leise auf dem Wasser trieben. Mehre kamen quer von Savoyen herüber, in ihrem Laufe einander sich nähernd; andere kamen den See herauf, andere hinab, von verschiedenen Seiten der Schweiz herüber, dem Landungsplatze zu. Der Markt war in Kurzem vom Gewühl erfüllt, und ich mengte mich unter die Landleute, um auf ihr Benehmen und auf ihre Sprechweise Acht zu geben. Ich fand nichts besonders Bemerkenswerthes;

sie sprachen alle Französisch, oder bedienten sich vielmehr eines patois, das kaum vom Waadtländischen abweicht, zur gegenseitigen Verständigung. Viel Obst war da; einiges war vorzüglich gut; doch war kein so großer Ueberfluß davon vorhanden, als man uns gesagt hatte. Auch reife Trauben begann man herein zu bringen, und die ich sah, schienen eine gute Weinlese zu versprechen. Zwar ist es noch früh an der Zeit, aber wir erhalten doch täglich davon zum Frühstück, und man sagt, sie seien am zuträglichsten, wenn noch der Morgenthau auf ihnen liegt. Wir gaben uns alle Mühe, uns für desto gesünder anzusehen, je mehr wir uns eines Heilmittels bedienten, das zu angenehm ist, um es aufzugeben. Unter andern Dingen, die auf dem Markte feilgeboten wurden, sah ich auch die inneren Hülsen indianischen Korns, die, in einem Ofen gedörrt und zerrieben, zum Ausstopfen von Betten verkauft werden. Ich sah wohl, daß dieses ein neuerer besserer Fortschritt war, statt des Ausfüllens mit Stroh.

Den Tag vorher hatte ich von einem ausgezeichneten Einwohner von Vevey eine Einladung zum Frühstück in seinem Landhause auf den Höhen erhalten. Diese unerwarte Höflichkeit konnte nicht ausgeschlagen werden, so sehr uns auch daran lag, hier ganz unbeachtet zu bleiben, da wir unseren Aufenthalt hier gleichsam wie ein kurzes Zurückziehen von Paris aufs Land betrachteten. Ich setzte mich also in einen Char und fuhr etwa anderthalb

(englische) Meilen, durch schöne Wiesen und Baumanlagen, mitten durch die engen gewundenen Wege bergan, bis ich mich endlich in einer ziemlich unangebauten Gegend befand. Ohne diese kleine Spazierfahrt hätte ich indessen keine vollständige Vorstellung von der Abwechselung in den Umgebungen der Stadt bekommen, und ein beträchtlicher Theil ihrer Schönheiten würde mir gänzlich unbekannt geblieben sein. Ich sagte Ihnen schon, dieser Abhang erhebe sich im Rücken der Stadt in der Ausdehnung von mehr als einer englischen Meile; aber ich würde der Wahrheit weit näher gekommen sein, wenn ich gesagt hätte, von mehr als einer französischen Meile. Die großartige Schweizer-Natur täuscht das Auge beständig, und es erfordert große Genauigkeit und wiederholte Erfahrung, um dergleichtn Fehlschlüsse zu vermeiden. Das Haus, welches ich suchte, stand auf einer natürlichen Terrasse und erschien wie ein Mahl auf dem breiten Nacken des Berges; denn so hätte man den Hügel nennen können, hätten nicht die ungeheuren Granitriesen in ihrer Nachbarschaft gestanden; rings umher waren anmuthige Wäldchen, Rasenplätze und Obstpflanzen. Wir befanden uns weit über der Region der Weinberge.

Hier fand ich eine kleine Gesellschaft, vorzüglich Frauenzimmer, von guter Erziehung und gutem Verstande; unsere Unterhaltung war im hohen Grade das, was sie sein sollte, einfach, gehaltvoll und ohne lautes geziertes Geschnatter. Nachdem ich der anwesenden Ge-

sellschaft förmlich vorgestellt worden war, da näherte sich mir ein junger Mann und wurde mir als ein Landsmann vorgestellt. Es war ein Lieutenaunt von der Flotte, der von dem Geschwader im Mittelmeere hierhergereist war. Es ist so ungewöhnlich, Amerikanern unter solchen Umständen zu begegnen, daß mein Zusammentreffen mit diesem Landsmanne mir eine recht angenehme Ueberraschung war. In Gasthäusern und auf Postwagen und Postschiffen findet man uns Amerikaner häufig, aber äußerst selten im europäischen geselligen Verkehr.

Einer der Gäste erzählte heute eine Anekdote von Cambacérès, der bekanntlich Viel auf Tafelfreuden hielt. Er und der Archi-Chancelier kehrten einst von einem guten Frühstücke vom Lande in die Stadt zurück, und letzterer fragte ersteren, warum er so still geworden sei? „Je digère", antworecte Cambacérès.

Wir spazierten durch die Anlagen, die recht hübsch angeordnet waren und manche schöne Aussichten darboten. Von einer Stelle übersahen wir völlig die ganze Gegend. Dieser Abhang ist weder das, was die Franzosen ein „côte" nennen, noch ein bloßer Abhang, noch ein Berg an sich, sondern recht eigentlich eine Gegend. Diese Gegend ist nämlich von hinreichender Ausdehnung, um Dörfern und Weilern Raum zu geben, wie Sie dieß aus dem früher Erzählten bereits wissen, und von

dieser Stelle aus gesehen, erscheint die Stadt Vevey selbst nur als ein Theilchen des anmuthigen Ganzen. Der Eingang des See's lag in der Ferne tief versteckt, und zu den Gipfeln der hohen, von zackigen Gletschern starrenden Felsen mußte man aufblicken, um inne zu werden, daß man sich nicht bereits auf einer hohen Alp befinde. Die anwesenden Gäste deuteten nach ihren verschiedenen Wohnungen, die mitunter meilenweit entfernt lagen, und doch denselben grünenden Abhang zierten.

Ich ging zu Fuß hinab; denn der Weg ist bisweilen zu steil, als daß das Fahren angenehm sein könnte. Als ich mich wieder bei den Meinigen befand, bestiegen wir unser Boot und ruderten nach der kleinen schloßähnlichen Wohnung auf einer schmalen grünen Halbinsel, das, wie Sie sich erinnern, mir gleich anfangs so gefiel, als wir uns nach Vevey begaben; denn es schien gerade das rechte Plätzchen zu sein, welches ein Liebhaber malerischer Gegenden zu seinem vorübergehenden Wohnorte wählen würde. Es war etwa eine englische Meile entfernt, und die innere Beschaffenheit abgerechnet, erneuerte die nähere Betrachtung alle früheren Eindrücke. Es war sonst eine kleine Burg, und hieß Glayrole. Es steht nicht weit vom Weiler Sankt Severin, bei welchem, wie sowohl François als Johann behaupten, der beste Wein des Waadtlandes wächst. Obschon dieß Schlößchen jetzt zu einem baufälligen Pachthause herabgekommen ist, so hat es dennoch einige Reste seines früheren Glanzes.

In der Ritterhalle ist ein Deckengewölbe, das sich einigermaßen mit dem der alten Habsburg messen kann, obschon es weniger rauchkammerig aussieht. Der Weg ist einem Wiesenpfade ähnlicher, als einer Landstraße nnd führt an der einen Seite des Schlosses nahe vorüber, und den Fuß des kleinen Vorlandes bespühlt der tiefblaue spiegelklare See.

Ein und zwanzigster Brief.

Einschiffung in den Winkelried. — Streit mit einem Engländer. — Das Walliserland. — Handelsfreiheit. — Die Dranse. — Furchtbare Ueberschwemmung. — Liddes. — Berglandschaft. Ein Berg-Becken. — Das Beinhaus. — Melancholisches Schauspiel. — Annäherung der Nacht. — Verödete Gegend. — Das Kloster des großen Sankt Bernhard. — Unsere Aufnahme in demselben. — Ungesunde Lage. — Der geistliche Obere. — Gespräch während der Abendmahlzeit. — Kohlengrube auf dem Berge. — Die Nacht im Kloster.

Lieber — —

Nachdem wir noch einige Tage in denselben angenehmen und ruhmlosen Ergötzlichkeiten hingebracht hatten, kam mein Freund C — — von Lausanne herüber, und wir schifften uns in dem Winkelried ein, und es war Nachmittag den 25. September, als dieses Dampfschiff den Hafendamm verließ und den See hinauf sich in Bewegung setzte. Wir warfen kaum nach einer Stunde Anker vor Ville-Neuve, wo weder Hafen, noch Werft, noch Damm sich befindet. Einige Minuten darnach saßen wir in einem dreispännigen Wagen, Diligence geheißen, und trabten über die breiten Wiesenplane der Rhone nach Bex, wo wir eine uns befreundete amerikanische

Familie, auf der Reise nach Italien begriffen, antrafen, die Familie T — —.

C — — und ich aßen einige vortrefflich zubereitete Wachteln zum Abendessen in der Gaststube. Ein Engländer aß von demselben Gericht an einem andern Tische in unserer Nähe, und fragte, was es Neues gebe, vorzüglich wünschte er zu wissen, wie es mit Antwerpen stehe. Darüber entspann sich eine kleine Unterredung, und ich machte die Bemerkung, wenn das Interesse Frankreichs in der Revolution von 1830 in Erwägung gezogen worden wäre, daß man Belgien damals in dieses Königreich einverleibt haben würde. Der Engländer nahm dieß nicht gut auf, und fragte mich, was Europa wohl dazu gesagt haben würde. Ich antwortete, auf den Fall, daß beide Theile miteinander einig geworden wären, sähe ich nicht ein, was Europa die Sache angegangen hätte; und das fragliche Recht Europa's, sich in diese Angelegenheit zu mengen, würde sich auf Nichts als auf die Gewalt haben stützen können; und der Zustand des südwestlichen Deutschlands, Italiens, Savoyens, Spaniens und sogar Englands sei damals von der Art gewesen, daß ich glaubte, Europa würde damals recht froh gewesen sein, wenn es gar keine Anregung gefunden hätte, die ganze Sache anders als mit Stillschweigen zu übergehen. Auf jeden Fall würde nämlich bewaffnete Einmischung damals den Alliirten Mächten keine glänzenden Erfolge versprochen haben. Er starrte mich eine Zeit

lang ganz verwundert an, murmelte in seinem Unwillen etwas kaum Hörbares und ließ mich als einen durchaus übelgesinnten Menschen verächtlich sitzen. Denn so lange England seinen Einfluß immer weiter auszubreiten und sein eignes Handelssystem (seine Handelsfreiheit im englischen Sinne) in jedem Winkel der Erde, wo es festen Fuß gewinnen kann, geltend zu machen bemüht sein wird, so lange kann einem englischen Ohre nichts verrätherischer klingen, als die Annahme der Möglichkeit, daß Frankreich in den Besitz Antwerpens oder Rußland in den Besitz Konstantinopels komme. So unaustilgbar sind diese Nationalansichten über solche Gegenstände, daß ich schließen muß, daß die englische Antipathie wider die Amerikaner zum Theil aus dem Verdruß entspringe, in einer Sprache, die der Engländer, als sein ausschließliches Eigenthum betrachtet, Ansichten herabgewürdiget zu sehen, die ihm angeboren und anerzogen und mit seiner moralischen Ueberzeugung aufs Innigste verwebt sind. Unter solchen Umständen ist der Mensch selten weder ächt philosophisch noch gerecht.

Mit Anbruch des Morgens saßen wir in unserem Char. Ich bemerke bloß, daß wir ins Walliserland durch das berühmte Brückenthor gelangten, durch Saint-Maurice und am Wasserfall à la Teniers vorbeikamen; denn auf dieser Reise sind Sie mir schon früher gefolgt. Ich fand keine Ursache, meine Meinung von dem Walliserlande zu ändern, es hatte für mich noch das kalte

abstoßende Aeußere, wie 1828; wie wohl wir uns so früh auf den Weg gemacht hatten, daß wir des grauenerregenden Anblicks der sich an der Sonne erwärmenden Kreidlinge überhoben blieben, von denen die Meisten noch in ihren Wohnungen waren. Auch weiß ich nicht, wie weit die Walliser in der Achtung bei den übrigen Menschen zugenommen haben, denn ich weiß nicht, ob ihnen jetzt mehr daran gelegen sei, reich zu werden, als früher.

In Martigny frühstückten wir, während der Wirth nach einem Führer gesandt hatte. Der Kanton hat diese Leute einer strengen Polizei unterworfen; ihre Belohnung ist durch ein Gesetz bestimmt, und das Zeugniß der Reisenden fängt an, für sie wichtig zu werden. Die Vertheidiger der Abgeschmacktheit, die man gewöhnlich Handelsvortheile nennt, werden dieses Verfahren als eine Tyrannei ausschreien, so fern es dem zunehmenden Verkehr, nach ihnen, weit ersprießlicher sein muß, jemehr die Reisenden in fremden Ländern angeführt oder betrogen werden, sei es durch Miethkutscher oder durch Karrenführer, oder daß sie stundenlang über das Mehr oder Weniger zu zahlen auf den Straßen durch Hin- und Herreden vergeuden, als daß man sich dazu verstände, eine Ansicht zu ändern, die nirgends paßt! Wenn Einer auf Reisen von der Heilsamkeit erlaubter, sogenannter Handelsvortheile nicht gründlich geheilt wird, dann ist er sicher nicht zu heilen. Aber so sind die Menschen! Nicht

einmal eine allgemeine Wahrheit gibt es, ohne daß unsere Gebrechen irgend Veranlassung fänden, sie im gewöhnlichen Leben als falsch zu verwerfen. Die Menschen sind eben so wenig dazu geeignet, unter einer Regierung zu leben, welche die äußersten Folgerungen aus dieser Theorie verwirklichen wollte, als sie dazu geeignet wären, ohne bestimmte Gesetze auszudauern; und ein Gesetzgeber, der einen solchen Versuch wirklich unternehmen wollte, würde sich bald in einer ähnlichen Lage befinden, wie Don Quichote, nachdem dieser die Galeerensklaven von ihren Ketten befreit hatte, — mit einem Worte, er würde sogleich selbst recht tüchtig bei der ersten Gelegenheit betrogen werden, wo er in irgend einer ihm wichtigen Verhandlung mit einem Fremden zusammentreffen würde. Wenn der Kanton von Wallis sagen wollte: du sollst ein Führer sein, und eine solche soll deine Bezahlung sein, dann wäre hier allerdings von Zwingen die Rede. Da die Obrigkeit aber dagegen sagt: du kannst ein Führer sein, und diese muß deine Bezahlung sein, so macht es blos ein Gesetz zum Vortheile einer Angelegenheit, die sie unter ihren besondern Schutz nehmen will, um möglichen Mißbräuchen und Schlechtigkeiten vorzubeugen.

Unser Führer erschien mit zwei angeschirrten Maulthieren vor einem **Char-à-banc**, und wir begaben uns auf den Weg. Das Endchen Dorf, welches der Reisende auf dem Wege nach Italien für Martigny nimmt, ist nicht das eigentliche Städtchen dieses Namens, sondern

blos eine kleine Anzahl von Häusern, die hier seit der Anlegung der Simplonstraße entstanden sind. Das eigentliche Martigny oder Martinach liegt ungefähr eine (englische) Meile davon, und hat ein weit ländlicheres und mehr schweizerisches Ansehen. In dem wir nun durch dieses Städtchen fuhren, führte unser Weg längs dem Ufer eines sich windenden Bergstromes, welcher die Dranse (Dürance) geheißen wird, zuerst in südlicher Richtung. Der Weg war nicht schlecht, aber das Thal verändert sich allmählich in eine Bergschlucht, zwar recht uneben und wild, aber nicht in dem Grade, um großartig genannt werden zu können. Nachdem wir wenige Meilen weiter gefahren, so kamen wir an eine Stelle, wo wir von der Dranse uns entfernten, die hier von Osten her uns entgegenbrauste, während unser Weg nach Süden ging. Diese Dranse ist das Flüßchen, welches vor wenigen Jahren so furchtbare Ueberschwemmungen angerichtet hat. Das Unglück entstand zunächst durch beträchtliche Anhäufungen von Eis in den höhergelegenen Schluchten, wodurch auf einige Zeit ein See entstand. Der Kanton machte lobenswürdige Anstrengungen, um dem drohenden Unglück zuvorzukommen; es wurden viele Menschen mit dem Sprengen des Eises durch Pulver beschäftigt, um wo möglich dem Wasser einen weniger gefährlichen Ausweg zu bahnen. Obgleich sie einen Kanal zu Stande brachten, der die Gefahr zum Theil verminderte, war doch im Ganzen ihre Anstrengung vergeblich. Ehe

die Hälfte des versammelten Wassers hatte abfließen können, gab der Eisdamm nach, und das zurückgebliebene Wasser stürzte in ungeheurer Fluth in die Tiefe hinab. Das Herunterstürzen des See's war furchtbar; Alles, was ihm im Wege stand, wurde weggeschwemmt und zertrümmert, und ungeachtet der Entfernung und des großen Raumes, wurde Martinach völlig unter Wasser gesetzt, und viele Menschen verloren dabei ihr Leben. Auf der Ebene des großen Thales stieg das Wasser mehre Fuß hoch, bis es seinen Abfluß in die Rhone fand.

Bergauf ging es jetzt immer schroffer hinan, obgleich wir mitunter auch steil bergab mußten. Die Straße führte durch ein unebenes Thal, die Berge wichen rechts und links mehr auseinander; die Wagenspur glich sehr der unsrigen in unsern Berggegenden vor etwa dreißig Jahren, wiewohl weniger unwegsam durch Schmutz. Um Ein Uhr kamen wir nach Liddes, einem engen, winklichen, schmutzigen Dörfchen, wo wir ein kärgliches Mahl einnahmen. Wir waren genöthigt, hier den Char aufzugeben, und die Maulthiere zu besteigen. Der Führer miethete noch einen Mann mit einem Pferde, welches für sich selbst und für die beiden Maulthiere das Futter nachtragen mußte. Wir saßen auf und zogen ab.

Von Liddes aus führte der Weg oder vielmehr der Pfad, denn dazu war er geworden, durch ein Thal mit einigem schlechten Wieswachs. Darauf ging es immer unaufhaltsamer bergan, nachdem wir bisher zwar im

Ganzen, aber doch mit einiger Unterbrechung, bergangestiegen waren. Der Pflanzenwuchs nahm immer mehr ab, statt der Bäume sah man nur noch Sträucher, und endlich verschwanden auch diese ganz; die Gräser wurden immer rauher und dünner, und allmählig verdrängt durch Flechten und Moos. Wir kamen durch einige Dörfer, welche aus Steinen aufgeführt waren, die das Ansehen hatten, als ob sie mit Eisenerzen bedeckt wären, und die Dächer der Hütten waren von ähnlichen Moos- und Flechtenmassen überzogen; statt daß die Landschaft ein menschlicheres Ansehen durch menschliche Wohnungen erhalten sollte, so machten diese durch die Moos- und Flechtenüberzeuge den Eindruck der traurigen unfruchtbaren Oede nur noch schauriger. Hier und da trafen wir auf einige erträgliche wilde Berganssichten, besonders in einige waldige Schluchten hinab, an denen wir vorüber kamen; im Ganzen aber schien mir diese Berghöhe den geringsten Eindruck zu machen von allen, die ich in der Schweiz bestiegen hatte.

Wir betraten eine Art von Berg-Becken, das von der einen Seite von dem Gletscher des Mont Velan gebildet wird, welcher, von Vevey aus gesehen, die Aussicht in das Walliserland dort so schön begrenzt. Mir war es auffallend, daß ein Gegenstand so weiß und glänzend in der Weite, in der Nähe so fleckig und entstellt erscheint durch die überall heraussehenden Felsenblöcke. Der obere Gipfel glänzte indessen doch in kalter

fleckenloser Reinheit. Hier war einiges Gras, ein paar Ziegen spärlich zu füttern, und man hatte auch den Anfang zu dem Gemäuer eines rohen Gebäudes gemacht, das zu einem Gasthause eingerichtet werden sollte. Kein Arbeiter war indessen zu sehen, und eine steinerne Hütte, zum Wetterdach für eine Ziegenheerde etwa passend, war Alles, was hier einer Wohnung von Menschen ähnlich sah.

Indem wir unsern Weg ringsherum fortsetzten, gelangten wir an einen Wendepunkt in den Felsen, und fanden zwei andere Hütten von Stein so niedrig und so bedacht wie die in Amerika sogenannten Wurzelhäuser. Sie standen etwas abseits vom Wege auf dem nackten Felsen. Wir ritten in ihre Nähe, stiegen ab, und blickten in die erste hinein. Sie war leer, nur etwas Stroh lag darin, und schien den Zweck zu haben, bei stürmischem Wetter einem Wandrer einige Zuflucht zu gewähren. Als ich meinen Kopf in die andere hineingesteckt, und meine Augen an das Dämmerlicht derselben gewöhnt hatte, erblickte ich einen grausigen Leichnam im entlegensten Winkel sitzen. Der Körper sah einer Mumie ähnlich; er war noch bekleidet, und mehre Lumpen lagen um ihn herum, so wie Ueberbleibsel von andern Leichnamen, die nach und nach in formlose Massen zerfallen waren, und in der Düsterheit sich schwer unterscheiden ließen. Auch lagen hier und da zerstreute menschliche Gebeine. Ich habe kaum nöthig hinzuzufügen, daß dieses eines der Todten-

häuser, derjenigen Oerter war, wo diejenigen, die auf dem Berge sterben, bestattet werden, um in Staub zu zerfallen, oder von hieraus denen, die aus Theilnahme oder sonst andern Ursachen es verlangen, übergeben zu werden. Das Begraben dieser Leichname wäre hier nur möglich, wenn man Gräber in den Felsen einhauen könnte, denn eine Erdschicht fehlt hier ganz, und in der trocknen reinen Luft erfolgt kaum einige Verwesung.

Ich fragte den Führer, ob ihm Etwas von dem Manne bekannt sei, dessen Leiche hinten an der Wand noch einige menschliche Aehnlichkeit zeigte. Er antwortete, er erinnere sich dessen noch recht wohl, denn er sei mit ihm im Kloster hier oben gewesen. Es war ein armer Maurergesell, der den Bergrücken von Piemont herübergekommen war, um Arbeit zu suchen; da er keine Arbeit gefunden, war er von Liddes vierzehn Tage später bei einbrechender Nacht zurückgekehrt, um die unermüdliche Gastfreiheit der Mönche auf dem Heimwege anzusprechen. Am folgenden Tage fand man seine Leiche nicht weit vom Hospitz auf dem nackten Felsen. So war der Arme wahrscheinlich in der Finsterniß umgekommen, vielleicht ohne zu wissen, wie nahe er schon dem gastfreundlichen Obdach war. Hunger, Ermüdung, Kälte, und vielleicht die traurige Zuflucht der Armen, der Branntwein, hatten vermuthlich ihn an jener Stelle überwältigt. Jetzt war er seit bereits zwei Jahren todt,

und noch immer bewahrten die Ueberreste die schrecklichen Züge eines verzauberten Lebendigen.

Ich wandte mich von diesem schwermüthigen Anblick, und blickte jetzt um mich mit erhöheter Theilnahme. Die Sonne war untergegangen, und der Abend warf seine Schatten in die Tiefe des Thals, das noch an einigen Stellen durch die Schluchten unseres Pfades heraufdämmerte. Die Bläue des Himmels über uns und die braunen Gipfel, die gleich düstern Riesenhäuptern sich ringsum erhoben, waren im verbleichenden Lichte noch sichtbar, und ich sah, glaube ich, noch niemals ein mehr poetisches oder lebendigeres Gemälde der herannahenden Nacht. Indem wir der Richtung des Pfades aufwärts folgten, eine Spur, die nur an den zerbröckelten Felsstücken zu erkennen war, und die jetzt jäh aufwärts führte, da erblickten wir eine Oeffnung zwischen zwei dunkeln granitnen Massen, wodurch der Himmel noch glänzend und hell hereinschien. Diese Oeffnung schien nur eine Spanne breit. Es war der „col", der Gipfel des Pfades, und während ich verwundert dahin blickte, in die reine Luftschicht hinein, so kam es mir vor, als ob der Gipfel nur noch eine halbe (englische) Meile über uns liege. Der Führer schüttelte aber den Kopf zu meiner Vermuthung und sagte, wir hätten noch eine müheselige Stunde vor uns.

Auf diese Mittheilung beeilten wir uns, wieder aufzusitzen; unsere Maulthiere waren indessen schon ziem-

lich matt und traurig, wie die Berge um uns her. Als wir diesen Zufluchtsort verließen, bemerkten wir keinen Sonnenstrahl mehr an irgend einem Felsen oder Gletscher. Ein düstereres Bergansteigen können Sie sich nicht wohl vorstellen. Pflanzenwuchs war nun durchaus nirgends mehr zu erspähen, und nichts sah man an ihrer Statt als Gebröckel des eisenrostfarbigen Gesteins. Die Farbe aller Gegenstände war so trübe, als gänzliche Verödung sie irgend hervorzubringen vermag, und die stets zunehmende Dunkelheit vermehrte das schaurige Gefühl, das uns tief ergriffen hatte. Obschon wir standhaft und unverdrossen immerfort dem Lichte entgegenstiegen, so wich es doch schneller, als wir ihm nachzuklimmen vermochten, vor uns zurück. Nach halbstündigem Abmühen überließ es uns der völligen Finsterniß. In diesem Augenblicke deutete der Führer nach einer Masse, die ich für ein vorspringendes Felsstück hielt, und sagte, es sei das Dach eines Gebäudes. Es schien mir so nahe, daß ich mir einbildete, wir seien zur Stelle; aber eine Minute nach der andern schwand hin, und auch dieser Gegenstand hüllte sich in die dunkele Nacht. Noch eine Viertelstunde war vorübergegangen, als wir an eine Stelle kamen, wo der Pfad, der, seit wir das Zufluchtshäuschen verlassen, immerfort steil bergan geführt hatte, jetzt uns eine Folge breiter Felsenstufen hinanleitete, wie die Felsentreppen auf dem Rigi, in die Steinmassen gehauen, aber weniger steil. Mein müdes Maulthier

schien bisweilen unter meiner Last zusammenbrechen zu wollen, oder unschlüssig zögernd, sollte es dem Druck nach unten nachgebend fallen, oder noch eine Meile aufwärts fortschleichen. Es war völlig dunkel, und so hielt ich es für das Beste, mich seinem Instinkt und seiner Erinnerungsgabe völlig zu überlassen. Dieser bedenkliche Kampf zwischen den Kräften des Thieres und dem Zuge der Schwerkraft, worin ich unglücklicher Weise keine andere Rolle spielte, als die letztern zu befördern, währte fast noch eine Viertelstunde lang; und dann fühlten sich unsere Maulthiere plötzlich wieder erleichtert. Sie bewegten sich noch einige Minuten weit rascher vorwärts und standen vor einem Felsenbau still; ein zweiter Blick ließ in der Dunkelheit erkennen, er sei von Steinen aufgemauert, und dort gleichsam hingeschoben in der Gestalt eines großen rohen Gebäudes. Dieses war das berühmte Kloster des großen Sankt Bernhard! —

Ich dachte an die Römer, an die Stegreifritter des Mittelalters, an die tausendjährige Barmherzigkeit und an Napoleon, als ich, mein Bein über dem Schweifriemen schwingend, mit dem Fuße zuerst wieder den felsigen Boden berührte. Man hatte unser Kommen gehört; denn der Schall erstreckt sich weit durch eine solche Masse, und wir wurden an der Pforte von einem Mönch in schwarzer Tracht, in einer morgenländisch aussehenden Mütze, und mit einem so laienhaften Anstande empfangen, als sei er der Kellner eines Kaffeehauses. Er fragte

hastig, ob wir auch Frauenzimmer bei uns hätten, und mir schien es fast, als thue es ihm leid, daß wir nicht Ja sagen konnten. Doch führte er uns sehr höflich in ein Zimmer, das mittelst eines Ofens geheizt war, und welches bereits zwei Reisende enthielt; sie hatten das Ansehen anständiger Handelsleute, die Geschäfte wegen über den Berg mußten. Ein Tisch wurde zu unserm Abendessen gedeckt, und einige Lampen verbreiteten ein trübes Licht umher.

Die kleine Gemeinde versammelte sich bald, den Prior ausgenommen, und das Abendessen wurde aufgetragen. Ich hatte einen Brief an den Bruder Beschließer bei mir, der das Amt eines Proviantmeisters versieht, und gelegentlich durch die Thäler zu streichen pflegt, um die frommen Spenden einzutreiben; und ich hielt es für die schicklichste Zeit, jetzt meinen Brief abzugeben, da unser Empfang eine linkische Kälte hatte, die mir nicht sonderlich behagte. Der Brief wurde gelesen, brachte aber keine sichtbare Veränderung in der sich vielmehr jetzt, wie vorher gleichbleibenden Wärme oder Kälte unserer Bewirther hervor. Ich vermuthe fast, der Verfasser des Briefes hatte unwillkührlich den Frost, den der Name eines Amerikaners gewöhnlich zu erregen pflegt, über unsere Bewillkommung verbreitet.

Damals waren sieben Augustiner beisammen; vier waren eingekleidet, und drei noch im Noviziat. Die ganze Gemeinde zählt ihrer dreißig, die bereits Profeß

gethan, und eine hinreichende Anzahl Novizen; aber nur acht bewohnen im Ganzen gewöhnlich abwechselnd das Kloster, die übrigen wohnen in einem Kloster im Flecken, le bourg, wie das eigentliche Städtchen Martinach schlechthin genannt zu werden pflegt. Man sagt, die feine Bergluft greife die Lungen ziemlich an, und wenige könnten daher ihren Einfluß eine längere Zeit anhaltend aushalten. Sie werden sich erinnern, daß dieses Gebäude das am höchsten liegende beständig bewohnte Gebäude ist, das in Europa oder in der ganzen alten Welt zu finden ist, es steht auf einer Höhe von ungefähr 8000 englischen Fuß über dem Weltmeere.

So wie das Abendessen aufgetragen war, trat der Obere, oder der Prior herein. Er sah frischer aus, als die meisten seiner frommen Brüder, und zeichnete sich vor ihnen durch eine goldene Kette mit einem Kreuze aus. Die übrigen begrüßten ihn, indem sie ihre Mützen abnahmen; wornach er nach der Oberstelle der Tafel hinschreitend, sogleich die gewöhnliche Liturgie lateinisch begann, während die Mönche und Novizen die üblichen Responsen mit lauter Stimme vorbrachten. Darauf wurden wir eingeladen, unsere Plätze an dem Tische einzunehmen, an welchem man uns Fremden höflicherweise die obern Plätze eingeräumt hatte. Das Mahl war einfach, ohne Thee oder Kaffee, und der Wein war auch nicht sonderlich. Aber es verdiente hinreichenden Dank,

daß man in einer solchen Wüste noch so viel bekam, und hier war durchaus nicht der Ort begehrlich zu sein.

Während der Abendmahlzeit bestand eine ungezwungene allgemeine Unterhaltung, und wir wurden um Mittheilung der Tagesneuigkeiten gebeten; denn die Bewegungen in der Vendee waren allerdings von der Art, die Mönche zu interessiren. Unser französischer Reisefährte auf dem Brienzer See hatte mit begeistertem Lobe von dieser Klostergemeinde gesprochen, und indem ich seine Reden mit den hier an mich gerichteten Fragen in Verbindung brachte, blitzte die Vermuthung in mir auf, diese Brüder müßten mit ihm in geistiger Verwandtschaft stehen. Wenige Bemerkungen befestigten mich bald in dieser Meinung, und ich fand, was bei Leuten ihres Standes nicht zu verwundern war, daß diese Glieder einer geistlichen Republik *) sehr warmen Antheil an den Fort

*) Die Menschen gewöhnlichen Schlages meinen hieraus die natürliche Folgerung ziehen zu können, Auszeichnungen seien etwas Natürliches, und müßten beibehalten werden. Diese gescheidten Leute vergessen aber, daß die Gesetze der Menschen zur Beschränkung der Leidenschaften bestehen müssen, und daß eine Erweiterung des Zugeständnisses eines höheren Ranges auch einem Stärkern das Recht einräumen müsse, den Schwächern todt zu schlagen, oder ihm sein Brod vor dem Munde wegzunehmen, weil dieses leicht auch zu den ausschließlichen Bevorrechtungen gezählt werden könnte, sofern die Menschen ja doch in ihren Ansprüchen nicht gleichgestellt werden sollen!

schritten der Karlisten nehmen mußten. Menschen mögen in der Welt vorstellen, was sie wollen, sie mögen sich unter irgend einer Maske verborgen halten, die List oder Noth ihnen aufnöthigt, so werden ihre politischen Gespräche, wie der Instinkt sie eingibt, so wie Liebe und Haß, wie jede andere heftige Leidenschaft sich unbewußt verräth, eben so dem erfahrenen Beobachter ihr Inneres verrathen. Wie manche unserer Republikaner vom reinsten Wasser habe ich nach Ordenssternen und Bändern stille Seufzer ausströmen gesehen, — und Männer noch dazu, die vor den Augen der Nation als enthusiastische Verehrer der Verfassung und als die wärmsten Vertheidiger der Volksrechte durchgehends bekannt sind. Die römisch-katholische Kirche kann nicht anders, als geheime Anhängerin des Despotismus sein, möge ihre scheinbare Anhänglichkeit an freisinnige Institutionen sich auch noch so sehr zur Schau stellen; denn die geistliche Verfassung dieser Kirche, die katholische Hierarchie, steht selbst in so naher Beziehung zur Despotie, daß sie ihre Verwandtschaft nicht verläugnen kann. Ich will zwar nicht durchaus behaupten, daß der Umstand, daß wir Amerikaner waren, diese geistlichen Brüder vermochte, uns mit weniger Wärme zu empfangen, als sie sonst gewohnt waren; nur das wollte ich bemerken, daß unser Reisegesellschafter, der Karlist auf dem Brienzer See, uns eine viel zu beredte Schilderung von der herzlichen Aufnahme und der innig-gemeinten Gastlichkeit dieser guten Väter gemacht hatte,

als daß uns das Benehmen derselben gegen uns nicht hätte auffallend werden müssen. Kurz, das einzige Mittel, sie etwas zu erwärmen, war, daß wir sie mit der Anthracitkohlengrube einheizten, welche die frommen Väter, wie wir gehört, auf dem Berge entdeckt hatten. Dieses war natürlich ein sehr wichtiger Fund für sie, denn Sie müssen bedenken, daß, ausgenommen das Wasser, alles zu ihrem Unterhalte Erforderliche, selbst die unentbehrlichsten Bedürfnisse, stundenweit her, den äusserst beschwerlichen Weg, den wir heraufgekommen, auf den Rücken von Maulthieren heraufgeschleppt werden müssen, und daß ungefähr 8000 Menschen jahraus jahrein über den Berg ziehen, die alle, wenigstens fast alle nothgedrungen in dem Kloster übernachten. Die hohe Lage des Orts macht das beständige Heizen durchaus nöthig, um hier bequem ausdauern zu können, ohne des zum Kochen erforderlichen Brennmaterials erwähnen zu wollen; und eine Goldgrube hätte daher einer solchen gastlichen Gemeinde kaum so wichtig werden können, als eine Kohlengrube. Zum Glück verstand C —— als ein ächter Pennsylvanier sich ein wenig auf Anthracit, und indem er einige Einleitungen vorausschickte und weitere Mittheilungen versprach, gelang es ihm, einige von den geistlichen Brüdern, wie man sagt, in Feuer und Flamme zu setzen.

Ein wenig vor neun Uhr wies man uns ein einfaches aber bequemes Zimmer an, mit zwei Betten und

einer Menge Decken, und wurden unserm Schlummer überlassen. Ehe wir einschlafen konnten, kamen C — — und ich darin überein, daß wenn man das Kloster nicht als solches betrachten wolle, so könne es recht gut für eine „Rum-Stube“ gelten, und daß mehr als gewöhnliche Einbildung dazu gehöre, um über das Ganze den dichterischen Zauber mönchischer Zurückgezogenheit und der schönen einfachen Gastlichkeit patriarchalischer Einsamkeit zu verbreiten.

Zweiundzwanzigster Brief.

Erhabene Wüste. — Ein Morgenspaziergang. — Der „Col du St. Bernard.“ — Ein See. — Lage eines römischen Tempels. — Eintritt ins italienische Gebiet. — Eine schauerlich einförmige Umgebung. — Rückkehr ins Kloster. — Geschmacklose Einrichtung des Gebäudes. — Ursprung und Bestimmung desselben. — Das Todtenhaus. — Die Hunde des Sankt-Bernhard Klosters. — Die Kapelle. — Bestattung des Generals Desaix daselbst. — Die Klosterkost und das Benehmen der Mönche. — Abreise aus dem Kloster. — Vorstellung unseres Führers von den Amerikanern. — Napoleons Uebergang über den großen Sankt-Bernhard. — Aehnliche Uebergänge in früheren Zeiten. — Fortschaffen der Geschütze über die steilen Abhänge hinan. — Napoleons ausgestandene Gefahr. — Unsere Rückkehr nach Vevey.

Mein theurer — —,

Am andern Morgen standen wir frühe auf, und als ich meinen Kopf zum Fenster hinausstreckte, da brachte mich die schneidende Luft fast in den Wahn, als seien wir plötzlich nach Sibirien versetzt worden. Kein Monat im ganzen Jahre geht hier oben ohne Frost vorüber; die Lage ist zu hoch, als daß es anders sein könnte, und da wir bereits den 27. September hatten, so war die

Jahrszeit hinreichend vorgerückt, um kälteres Wetter eintreten zu lassen. Eilig legten wir unsere Kleider an und unsere Bärte ab, und gingen ins Freie, um uns umzusehen.

Mönche, Kloster und historische Erinnerungen waren bald aus unserm Gedächtnisse verschwunden beim erhabenen Eindruck der starren Oede, die um uns herrschte. Der „Col" ist ein schmaler Bergkamm, zwischen ungeheuren Berggipfeln, die sich zufällig an dieser Stelle der Hochalpenkette fortlaufend verbinden und auf diese Weise einen Bergpaß bilden, der einige tausend Fuß niedriger fortläuft, als ohne denselben hinüberzukommen möglich sein würde. Das Kloster steht nur wenige Yards vom nördlichen Abhang entfernt und gerade an der Stelle, wo die niedrigste Aushöhlung gebildet wird; vor dem Gebäude und hinter demselben erheben sich in kurzen Abständen von dem Gebäude die Felsen immer höher hinan. Ein wenig südlicher weichen die Bergspitzen hinreichend auseinander, um dem Bette eines kleinen dunkeln, winterlich aussehenden Wasserspiegels Raum zu lassen, der eine eiförmige Oberfläche zeigt, und etwa fünfzig bis sechzig Acres Land bedecken mag. Dieser See füllt fast die ganze Ebene des Col aus, und wird gegen Norden von der Lage des Klosters, östlich vom Berge, westlich vom Pfade begrenzt, für den kaum hinreichender Raum zwischen dem Wasser und den aufwärtsstrebenden Felsenwänden übrig ist, und südlich von demselben Bergpfade, der an

der anderen Seite durch eine Art niedriger Mauer geschützt ist, die aus Felsenblöcken und Steintrümmern etwa zwanzig bis dreißig Fuß hoch aufgeschichtet ist. Hinter dieser rohen Mauer oder den einzelnen Felsenblöcken mochte sich ein weitausgedehntes Thal befinden.

Wir gingen also in der Richtung dieses muthmaßlichen Thals, von der Pforte des Klosters hinab, bis wir etwa dreißig Fuß tiefer uns in gleicher Höhe mit dem See befanden. Wir umgingen ihn auf dem betretenen Pfade, bloßer Felsen, der durch die Hufe von Pferden und durch die Füße der Wanderer nur allmählig gangbarer geworden ist, und so gelangten wir allgemach an die letzte Krümmung des eiförmigen Beckens. Hier war die Stelle, wo die Römer dem Jupiter der Schneegestöber einen Tempel errichtet hatten; denn dieser Bergpfad ist bereits im grauen Alterthume häufig benutzt worden. Wir betrachteten diese Stelle mit blinder Verehrung; denn diese Ueberreste hätten wir eben so gut für das Gemäuer eines Salatbeetes der Mönche halten können, denn ein solches befand sich in einer Mauereinfassung in dem Felsen ganz in der Nähe, und war fast eben so groß und, wie ich glaube, fast ebenso ergiebig, als diejenigen, welche man bisweilen auf den Gallerieabtheilungen eines Schiffes antrifft. An dieser Stelle betraten wir den Boden von Italien!

Indem wir von der Grenze aus weiter gingen, folgten wir immerfort dem Rande des See's, und gelang-

ten zu einer Stelle, wo die Wasser an einem niedrigen Uebergange südwärts abtröpfelten; der Pfad nahm dieselbe Richtung, ging durch das Bollwerk von Felsenblökken hindurch, und kam bis an den Rand des südlichen Abhangs, der weit steiler war, als der an der anderen Seite. Eine kurze Strecke zog sich der Pfad ganz schmal längs den Felsenmauern-Rändern hin, bis zu dem entferntesten Punkte des Bergkammes, so lange er noch „Col" genannt wird, dessen südliche Schneide unregelmäßig gestaltet war, und von dort aus zog der Pfad an den am wenigsten steilen Absätzen des Abhanges, in seiner fortgesetzten Richtung nach Italien hinab. An dem Punkte, wo wir uns befanden, mochten wir etwa eine halbe (englische) Meile vom Kloster entfernt sein, und dieses ist also die Breite des Col. Wir konnten wenigstens eine halbe Stunde tief in den braunen Bergkessel hinabsehen, ohne eine Spur von Pflanzenwuchs zu entdecken. Ueber uns, um uns, unter uns, wo irgend unser Blick ausruhete, den Himmelsraum, die fernen Eisgipfel, den See, das Kloster und seine Umgebungen ausgenommen, traf er auf nichts, als auf dunkle, dräuende, rostfarbene Felsenmassen. Alle Gebäude, selbst deren Bedachung, bestanden aus demselben Gestein und boten also durchaus nichts dar, was dieser düstern Einförmigkeit einigen Reiz verleihen konnte.

Sobald wir von unserem Spaziergange zurückgekommen waren, erlaubten wir dem Kloster und seinem lan-

gen Bestehen, der Art seiner Begründung und Einrichtung, seiner jetzigen Lage und Allem, was poetisches Gefühl für uns beide thun konnte, von Neuem auf uns einzuwirken; aber leider waren die Mönche ganz gewöhnliche Menschen, ihre Aeußerungen wie ihr Benehmen ermangelten der ruhigen würdevollen Haltung des reiferen Alters und des strengen sittlichen Lebenswandels; das ganze Gebäude hatte zu viel von dem mechanischen Treiben, vom Geruch und Rauch einer Küche; und dazu kam noch, daß das berühmte Hospiz des heiligen Bernhard sich in Beschreibungen weit malerischer ausnahm, als in der Wirklichkeit. Sogar die Klostergebäude waren in sehr schlechtem Geschmack angelegt, und sahen einem scheunenähnlichen Manufakturgebäude ziemlich gleich und sie würden ein ziemlich abstoßendes Aeußere haben, wenn das Material nicht dem Ganzen einen einnehmend düstern Eindruck mittheilte.

Es ist ein Unglück, daß das Schlimme so oft ein so sehr gefälliges lockendes Aeußere hat. Obschon ich ein wenig dazu aufgelegt war, den besondern Punkt des Geschmacks recht gründlich in Erwägung zu ziehen; so war ich doch auch der Meinnng jenes religiösen Mannes, der seine geistlichen Lieder in Volksweisen setzen wollte, damit „der Teufel nicht alle gute Musik zu seinem Eigenthum erkläre,“ und in dieser Beziehung halte ich es für sehr beklagenswerth, daß keine etwas bessere Uebereinstim-

mung zwischen Schein und Wesen auf dem großen Sankt Bernhard besteht.

Das Kloster soll von einem gewissen Bernhard de Menthon, einem Augustiner in Aosta, im Jahre 962 gestiftet worden sein, der später, seiner Heiligkeit wegen, kanonisirt wurde. Zu jenen früheren Zeiten mag diese Stiftung äußerst nützlich gewesen sein; denn an Poststraßen oder an Mac-Adamisirten Straßen wurde damals bei Alpenreisen noch nicht gedacht. Auch jetzt ist dieses Hospiz von großem Werth, da wohl neun Zehntheile derer, die hier übernachten, arme Leute sind, die nichts bezahlen. Zu manchen Jahreszeiten und bei gewissen Veranlassungen ziehen Bauern in großer Auzahl diesen Weg; mein Führer versicherte mich, er habe bisweilen in so zahlreicher Gesellschaft im Kloster übernachtet, daß es achthundert Gäste zählte, eine Mittheilung, die übrigens einer der Mönche bestätigte. Aber solche zahlreiche Wanderungen kann nur ein großer Jahrmarkt oder ein großes Fest veranlassen. Früher war das Kloster sehr reich und konnte die Unkosten der Bewirthung so vieler Gäste aus eigenen Mitteln bestreiten; aber seit der Revolution hat das Kloster den größten Theil seiner Besitzungen verloren und blos ein kleines festgesetztes Einkommen übrig behalten. Dabei hat es die Freiheit, periodische Beisteuern in der Umgegend zu erheben, und dieses trägt ihm ein Ziemliches ein. Alle, die zahlen können, lassen ein Geschenk von größerem oder geringerem

geringerem Werth zurück, und mittelst aller dieser Beiträge zusammen bleibt die milde Stiftung immer noch in ihrer Wirksamkeit.

Es sterben Mehre jährlich auf dem Berge; aber Niemand kann da begraben werden, dagegen steht nicht weit vom Kloster ebenfalls ein Todtenhaus, wohin die Todten gebracht werden. Es ist ein dem Luftdurchzug offenes Gebäude und es enthält etwa vierzig bis fünfzig Leichname in jeder Art von Zerstörung bis zur völligen Verwitterung, ohne eigentlich in Fäulniß überzugehen, und es erregte das Ganze einen höchst widrigen Eindruck. Sobald das Fleisch gänzlich verschwunden ist, so werden die Gebeine in eine kleine Steinumhegung hineingeworfen, die ganz nahe dabei befindlich ist; und Schädel, Schenkelknochen und Rippen lagen hier in einem walzerähnlichen Durcheinander aufgehäuft.

Bald nachdem wir von unserem Spaziergange nach Italien zurückgekehrt waren, öffnete ein Novize eine kleine Thüre in der äußersten Mauer des Klosters, und die famösen Hunde des heiligen Bernhard brachen gleich sich krümmenden Tigern hervor, und recht affamirte Bursche schienen sie in der That zu sein. Ihre Bewegungen, ihr Schnobern und Brummen hatte etwas Elephantenähnliches; einer, der so nah an mir vorbeistrich, daß er meine Kleidung streifte, gab mir zu verstehen, daß von einem solchen angefallen zu werden, bedenklich ablaufen könnte. Fünf unter ihnen allen waren hochbeinige starke Bullen-

beißer mit kurzhaarigem Pelz, langen buschigen Schwänzen und von gelblicher Farbe. Ich habe diesen sehr ähnliche Thiere in Amerika gesehen. Sie sind abgerichtet, auf dem Pfade zu bleiben, können Erfrischungen und Lebensmittel am Halse tragen, und spüren öfter im Schnee erstarrte Körper aus. Aber man hat ihren Instinkt und ihre Dienstleistungen weit übertrieben; letztere bestehen hauptsächlich darin, daß sie dem Reisenden den Weg zeigen, indem sie auf den Pfaden voranlaufen. Wenn Jemand sich im Winter verspätet hat, so sehe ich recht gut ein, daß ein solcher starker Hund dem, den er kennt und treu anhängt, von großem unschätzbarem Nutzen sein müsse. Manche behaupten, die uralte Rasse sei ausgestorben, und ihre Nachfolger ließen den Mangel der reinen Abstammung in dem Mangel der ursprünglichen Eigenschaften erkennen, wie alle Eindränglinge.

Man zeigte uns nun ein Gemach, worin sich eine kleine Sammlung von Mineralien und von römischen Ueberresten befand, die man in der Gegend der Trümmer des römischen Tempels aufgelesen hatte. Um sieben Uhr erhielten wir Kaffee, Brod und Butter; darauf trat der Prior ein und ladete uns ein, die Kapelle zu besuchen, die von mäßiger Größe und einfach verziert ist. An einer Säule ist eine Büchse befestigt mit der Ueberschrift: für die Armen, und unter den Armen auf diesem Berge werden diejenigen gemeint, welche die Gastlichkeit des Hospizes genießen; folglich war es leicht,

den Wink zu verstehen. Wir ließen einige wenige Franken durch die Oeffnung gleiten, während der Prior absichtlich anderswohin sah, und es fiel uns auf, daß wir jetzt die Erlaubniß erhielten, uns wegzubegeben. Die Ueberreste des General Desair ruhen in dieser Kapelle, und eine kleine Tafel ist seinem Andenken gewidmet.

Es wäre einfältig und unvernünftig, über die schlechte Kost zu klagen, an einem Orte, wo alle Lebensmittel nur mit der äußersten Beschwerde zu bekommen sind; und daher will ich über diesen Gegenstand auch weiter nichts sagen, als daß wir das Mahl des heiligen Bernhard uicht sonderlich rühmen konnten, damit Sie doch wissen, woran Sie sind. Was das Benehmen der Mönche betrifft, so können wir freilich, in Bezug auf uns selbst, nichts anders sagen, als daß wir im geringsten nicht die warme Theilnahme und herzliche Gastlichkeit fanden, welche die Reisenden ihnen nachzurühmen gewohnt sind; im Gegentheil fiel uns die Kälte und Zurückhaltung ihres Betragens auf, und ich erinnerte mich dabei recht eigentlich an das gewöhnliche frostige Benehmen der Amerikaner.*) Dieses Benehmen mag zur Ordensregel

---

*) Die eigene Art von Kälte in unserem Benehmen, das aber auch leicht aus dem Abstoßenden sich plötzlich in das Vertrauliche wieder umsetzt, hat oftmals schon zu allerlei Bemerkungen Veranlassung gegeben, kann indessen nur von denen beurtheilt werden, die ein an-

gehören; es mag die Folge sein der gewohnten und unaufhörlichen Anforderungen an ihre Aufmerksamkeiten und Dienstleistungen; es mag vielleicht nur Laune sein; oder es konnte eine Folge der Vorurtheile gegen das Land sein, wo wir herkamen, Vorurtheile, welche in dem gegenwärtigen erregten Zustande von Europa weit greller sich äußern, als es sonst der Fall gewesen wäre.

Unsere Maulthiere standen bereit, und wir verließen

---

deres Benehmen gewohnt sind. Zwei oder drei Tage nach der Rückkehr des Verfassers von seinen europäischen Reisen, nach einer Abwesenheit von fast acht Jahren, wurde in Newyork eine öffentliche Mahlzeit einem Seeoffizier zu Ehren veranstaltet, und er erhielt eine Einladung, derselben als Gast beizuwohnen. Hier fand er eine große Gesellschaft, von denen die Hälfte ihm persönlich Bekannte waren. Ohne eine einzige Ausnahme redeten diejenigen, die mit ihm sich in ein Gespräch einließen (und zwei Drittheile seiner Bekannten sprachen mit ihm kein Wort), ihn auf eine Weise an, als ob sie ihn nur etwa seit der vorigen Woche nicht gesehen hätten, und Jedermanns Benehmen war so kalt und verschlossen, daß er nur mit Mühe sich überreden konnte, es sei gar nichts Störendes vorgefallen. Er konnte nicht wohl annehmen, man habe ihn eingeladen, um ihn nachlässig zu behandeln, und er versuchte daher, alte Erinnerungen wieder aufzufrischen. Doch die Kälte war so allgemein, daß es ihm unmöglich wurde, das Ende des Mahles abzuwarten. —

diesen Ort sogleich nach dem Frühstück. Ein Felsenrük-
ken ganz nahe an dem Hospiz bildet die Wasserscheide
für die auf dieser Berghöhe entspringenden Bäche. Hier
lag noch etwas Schnee, und auch an der nördlichen Seite
des Abhanges waren einige Schneehaufen, die noch vom
vorhergehenden Winter herrührten.

Wir zogen vor, die erste Stunde Weges zu Fuße zu
gehen, und so kamen wir an die früher erwähnte Zufluchts-
hütte. Den Tag vorher hatte unser Führer uns allerlei
Neuigkeiten erzählt. Unter andern Dingen brachte er
vor, er sei vor kurzem mit einer amerikanischen Familie
in dem Kloster gewesen, und beschrieb diese als Leute
von ganz eigenthümlichem Aussehen und von eigen-
thümlichem Geruch. Als wir ihn ein wenig aus-
fragten, da fand sich's, daß er eine Gesellschaft farbiger
Leute aus Sankt Domingo hinaufbegleitet hatte. Sein
Kopf schien rücksichtlich Amerikas ein vollkommenes Babel
zu sein; denn er betrachtete es nicht wie einen Welt-
theil, sondern als einen Landstrich, unter einer Obrig-
keit und von einer einzigen Nation bewohnt. Derglei-
chen Albernheiten waren wir schon gewohnt, und da
wir sahen, daß er uns für Engländer hielt, so zogen
wir den ehrlichen Wicht tüchtig auf wegen seiner Nasen-
qual, die er in solcher Gesellschaft hatte erdulden müssen.
Beim Hinuntersteigen fiel es uns ein, daß wir der Ge-
sellschaft, die wir in Bex verlassen hatten, begegnen
würden, und unser Begleiter hatte sich auf das Zusam-

mentreffen mit ihnen bereits gefaßt gemacht. Bald nachdem wir an dem Zuflucht-Häuschen vorüber waren, trafen wir mit jener Gesellschaft zusammen, und unser Führer war ganz erstaunt, und nachdem wir uns trennten, versicherte er ganz ernstlich, es müsse, wie er sehe, zweierlei Arten von Amerikanern geben; denn diejenigen, denen wir eben begegnet seien, hätten durchaus keine Aehnlichkeit mit denen, die er nach dem Kloster begleitet habe. Möge dieser kleine Vorfall eine Veranlassung werden zum Eindringen einiger neuen Ansichten über die „zwölf Millionen" ins Walliser Gebiet!

Die Bevölkerung dieses Kantons, vorzüglich die Frauen, hatte auf dem Berge ein weit gefälligeres Ansehen, als in dem Thale. Nachdem wir Martigny verlassen, kam uns kein Kreidling mehr zu Gesicht; und unter den Frauen waren zarte Gesichtszüge und weiße lebhafte Gesichtsfarbe ganz gewöhnlich.

Vermuthlich wünschen Sie etwas von dem berühmten Uebergang Napoleons über diesen Paß zu erfahren, und von den Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte. Was den Weg hinan betrifft, hat man die Berichte über diese Schwierigkeiten sehr übertrieben. Schon öfter sind Heere über den Paß des großen Sankt Bernhard gegangen. Im Jahre 69 führte Aulus Cäcinna seine Barbaren hinüber. Die Longobarden überschritten ihn im Jahre 1000; eben so haben mehre Heere später in den Feldzügen Karls des Kühnen, so wie

auch zu andern Zeiten überschritten. Um das Jahr 900 kamen auf diesem Wege zahlreiche Schaaren türkischer Seeräuber herüber und besetzten den Paß von Saint-Maurice. So ist also die Geschichte voll von Begebenheiten, welche die Idee zu einem wiederholten Uebergange leicht erwecken konnten.

Das ist noch nicht Alles. Seit der Zeit, als die Franzosen im Jahre 1796 in die Schweiz eingerückt waren, haben einzelne Heeresabtheilungen diesen Berg besetzt gehalten, und selbst Schlachten auf demselben geliefert. Die Oesterreicher hatten es dahin gebracht, den Gipfel zu umgehen, und schlugen sich einen ganzen Tag hier mit ihren Feinden herum, die endlich das Feld, oder vielmehr den Felsen behaupteten. Ebel schätzt die Anzahl fremder Truppen, die diesen Bergpaß zwischen den Jahren 1798 bis 1801 überstiegen, auf 150000 Mann, die Armee Napoleons miteinbegriffen, welche 30000 Mann stark war.

Diese Thatsachen an sich selbst, und es läßt sich gegen ihre historische Wahrheit nichts einwenden, geben dem besprochenen Ereignisse ein ganz anderes Ansehen, als man gewöhnlich die Sache, als sei es ein ganz außerordentliches Unternehmen, was der Erste Consul hier gewagt, in Beziehung auf die Schwierigkeiten der Ersteigung dieses Bergpasses darzustellen pflegt. Wenn eine kleine Gemeinde jahraus jahrein im Stande ist, die

Bedürfnisse von 8000 Menschen hinaufzuschaffen; so konnte für einen Mann, der über das ganze Frankreich zu verfügen hatte, die Schwierigkeit, eine Armee über diesen Paß zu führen, nicht so ungeheuer groß sein. Als wir Martigny verlassen, fing ich sogleich an, mir alle Schwierigkeiten des Weges recht genau einzuprägen, und obschon die Straße von dort bis nach Liddes seit dreißig Jahren wahrscheinlich ziemlich verbessert worden ist, so betrachtete ich die schlechteren Stellen des Weges desto aufmerksamer; ich muß aber gestehehen, daß ich in meiner Kindheit durch die neuen Ansiedelungen in meinem Vaterlande in einer schweren hohen alterthümlichen Kutsche über Straßen gereist bin, die eben so schlecht, und dazu über manche Wege, die weit gefährlicher waren, als irgend eine Stelle dieses Weges, bis nach Liddes nämlich. Selbst eine bedeutende Strecke der Straße von Liddes aus ist nicht schlimmer, als die Landstraßen, die wir sonst bei uns zu bereisen hatten; aber für die beiden letzten Stunden Weges werden Räder völlig nutzlos. Als wir diesen Pfad aufwärts ritten, frug mich C———, auf welche Weise ich glaubte, daß man Geschütze die steilen Abhänge hinaufbringen könne. Ohne mich lange zu besinnen, antwortete ich ihm, ich würde aus Lärchen- oder Fichtenstämmen Schlitten machen lassen, ein Auskunftsmittel, welches von Zwanzigen wenigens Neunzehn einfallen würde. Später hat mir der Herzog von ——, der während dieses Zuges ein Adjutant Napoleons

war, selbst gesagt, dieses Hülfsmittel sei auch wirklich angewandt worden. Mehre tausend Schweizer Bauern wurden damals aufgeboten, welche die mit der Artillerie beladenen Stämme die steilen Bergpfade hinaufziehen mußten. Ich halte es sogar nicht für durchaus unausführbar, Kanonen auch auf Rädern hinaufzuschaffen, aber der andere Weg ist als der leichteste und sicherste bei Weitem vorzuziehen. Kurz, ich zweifle keinesweges, was Anstrengung und natürliche Beschwerlichkeiten betrifft, daß wohl hunderte von Märschen durch die Sümpfe und Wälder in Amerika gemacht worden sind, in welchen Meile für Meile weit größere Hindernisse und Fährlichkeiten zu überstehen waren, als auf diesem so hochgerühmten Alpenübergang. Die Franzosen hatten, wie Sie sich erinnern werden, auf diesem Wege keinen Feind zu bekämpfen, und waren überdieß bereits im ungestörten Besitz des „Col", denn bereits ein Jahr lang lag eine französische Garnison im Kloster.

Das große Verdienst des ersten Konsuls lag nicht in dem Uebergange, sondern in der Ueberraschung, in der wohlberechneten kriegerischen Anordnung des Zuges und in den glänzenden Erfolgen seines unerwarteten Vordringens. Wäre er geschlagen worden, so bin ich überzeugt, daß dann wenig Menschen daran gedacht hätten, seinen Uebergang für sich allein so hoch zu rühmen; vielmehr würden dann Manche ihm vorgeworfen haben,

daß er die Felsenmassen als Hinderniß des möglichen Rückzugs hinter sich gelassen hätte. Da er aber nicht geschlagen wurde, so trägt natürlich die Kühnheit des Marsches, die bisweilen eine große militärische Maßregel sein kann, recht eigentlich dazu bei, seinen Ruhm zu erhöhen.

Unser Führer zeigte uns eine Stelle, wo nach seiner Erzählung das Pferd des ersten Konsuls ausglitt und ihn einen Abhang hinuntergleiten ließ, als seine Umgebung ihn noch schnell genug beim Rockzipfel faßte, wobei einiges Gestrüppe wohl auch den Fall aufhielt. Diese Erzählung kann wahr sein; denn der Mann behauptete, diesen Umstand von dem Führer vernommen zu haben, der sich zu der Zeit bei Napoleon befand, und ein Fehltritt eines Pferdes kann auch wohl einen Sturz dieser Art verursachen. Der Abhang war steil und hoch; wäre der erste Konsul wirklich an dieser Stelle hinabgestürzt, so würde er gewiß nie die Höhe des Sankt Bernhard erreicht haben.

Sobald wir wieder nach Liddes gekommen waren, setzten wir uns wieder in den Wagen und fuhren noch frühe genug nach Martigny hinab. Hier bekamen wir ein anderes Fuhrwerk und kamen durchs Thal hinunter über Martigny und über die Brücke zum Thore des Kantons hinaus, wieder nach Bex, wo wir kurz nachdem es dunkel geworden, eintrafen.

Den nächsten Morgen waren wir frühe Morgens unterweges nach Villeneuve, um das Dampfboot nicht zu verfehlen; dieses gelang auch nach Wunsch, und wir befanden uns bald darauf vor Vevey, und konnten unser Frühstück in „mon repos" einnehmen.

Drei und zwanzigster Brief.

Die demokratische Verfassung in Amerika und in der Schweiz. — Europäische Vorurtheile. — Einfluß des Eigenthums. — Nationalität der Schweizer. — Mangel an Liebe zum Boden bei den Amerikanern. — Schweizer Republikanismus. — Politischer Kreuzzug wider Nordamerika. — Annähernde Verhältnisse zwischen Amerika und Rußland. — Die Gesinnungen der europäischen Mächte gegen die Schweiz.

Lieber — —

Es ist ein ansteckender Fehler aller derer, die über Amerika schreiben, sei es als bloße Reisende, sei es als Staatsökonomiker, sei es als Beobachter des sittlichen Charakters der gewöhnlichen geselligen Verhältnisse, daß diese Leute Alles, was dem Lande eigenthümlich ist, geradezu als Folgen seiner Verfassung ansehen. Es ist gar nicht übertrieben, wenn ich sage, daß man hierin beinahe so weit geht, selbst die abweichenden und ungewöhnlicheren Naturerscheinungen den demokratischen Institutionen zur Last zu legen. Wenn ich über diese Dinge nachsann, ist es mir öfter aufgefallen, warum dergleichen überspannte Bemerkungen bei denen, die über die Schweiz schreiben, gar nicht vorkommen. Was man bei uns als rohe gemeine Ausbrüche der Freiheits- und Gleichheits-Maximen erläu-

tert, das wird hier in weit mildern Ausdrücken als derbe Freimüthigkeit der Bergbewohner geschildert, oder als ein keckes Unabhängigkeitsgefühl von Republikanern entschuldigt; was jenseits des atlantischen Meeres geradezu Gemeinheit genannt wird, heißt hier blos unverdorbene Natürlichkeit, was uns als grobe Widersetzlichkeit ausgelegt wird, gilt, wenn es in der Schweiz vorfällt, für weiter Nichts, als für ernsthafte Gegenvorstellung!

Gewiß gibt es bezeichnende Unterschiede zwischen den Schweizern und Nordamerikanern. Eine Volksherrschaft im eigentlichen Sinne wird in Europa nirgends geduldet, außer in einigen wenigen, ganz unbedeuten Kantonen im Innern der Berge, die fast unbekannt sind, und die, wenn sie bekannter wären, außer auf ihre eigenen Mitbürger, auf ihre Nachbaren gar keinen politischen Einfluß haben würden. Mit uns verhält sich dieses ganz anders. Newyork, Pennsylvanien und Ohio mit einer Gesammtbevölkerung von fast fünf Millionen Menschen sind zum Beispiel so reine Demokratien, als solche unter der Form einer repräsentativen Verfassung irgend möglicherweise bestehen können, und ihr Handel, ihre Erzeugnisse, wie ihr Vorbild bringt sie in so mannigfaltige Berührung mit der übrigen Christenheit, um diese Staaten zum Gegenstande des wärmsten Antheils aller Menschen zu machen, die im Stande sind, in der Betrachtung des Fortschreitens der menschlichen Verhältnisse auch

die Zukunft und nicht blos den gegenwärtigen Augenblick in Erwägung zu ziehen.

Wir haben übrigens Staaten innerhalb unseres Bundesgebietes, in welchen die Freisinnigkeit der Bewohner von der Freisinnigkeit in manchen Schweizerkantonen gar nicht wesentlich verschieden ist, und doch finden wir keinesweges, daß Fremde selbst diese auf eine vortheilhaftere Weise in ihren Beurtheilungen auszeichneten. Wenige denken daran, diejenigen Staaten unseres Bundes, in welchem das Eigenthum Vorrechte gibt, in einem verschiedenen Lichte als diejenigen zu betrachten, wo solches nicht stattfindet; noch fällt es Jemanden ein, Unruhen in Virginien weniger dem Einflusse gährender demokratischer Meinungen zuzuschreiben, als man solches bei einem ähnlichen Falle in Pennsylvanien sich erlauben würde.

Eine Ursache dieses Benehmens muß vorhanden sein. Ich zweifle keineswegs, die Ursache dieser hämischen Ungerechtigkeiten gegen uns Demokraten habe ihre Quelle in der Furcht vor dem gewichtigen Einflusse, den das Beispiel einer großen und an Zahl und Wohlstand wachsenden Bevölkerung ausübt, deren handelnde und politische Eigenthümlichkeiten thätige Wechselwirkungen hervorbringen müssen. Denn ihr Einfluß muß allerdings viel größer sein, als der eines kleinen Ländchens, das zufrieden ist, wenn man es ruhig und ungefährdet fortbestehen läßt. Die Ursache dieses Anfeindes liegt ferner darin, daß wir alle herkömmlichen aristokratischen Unterschiede der Stände,

die noch mehr oder weniger in der Schweiz fortbestehen, durchaus verwerfen; sie liegt überdieß darin, daß man uns wegen unseres Handels und unserer Schifffahrt beneidet, so wie in der verdrießlichen Erinnerung, daß man in früherer Zeit uns abhängigen Ansiedlern als herrschendes Mutterland gegenüberstand. Dieser zuletzt berührte reizbare Fleck, eine unvermeidliche Folge der Herrsucht der Hauptstädte, äußert sich in einer weit allgemeineren Wirksamkeit, als Sie sich es vielleicht vorstellen mögen. Denn da fast alle europäischen Nationen ehemals Kolonien besaßen, so mußte das allgemein daraus hervorgehende Bewußtsein von Uebergewicht durch die vermehrte Wichtigkeit unseres Welttheils naturgemäß äußerst schmerzhaft berührt werden. Ueber diese Behauptung mögen Sie immerhin lächeln; aber ich erinnere mich keines Mannes in Europa, der, wo die Gelegenheit sich dazu fand, mir nicht Veranlassung gegeben hätte, vor irgend einer bleibenden Nachempfindung des alten Vorurtheils mich zu überzeugen, als überragte jeder Bewohner Europa's jeden Amerikaner in physischer wie in moralischer Vortrefflichkeit. Ich will damit nicht sagen, daß alle, mit denen ich zusammengetroffen, dieses Vorurtheil wirklich offen eingestanden hätten, denn in zehn Fällen lag mir kaum einmal daran, ihre Meinung genau auszuforschen; aber es ist dieses überall ihre wahre Meinung in höherm oder geringerem Grade gewesen, wo sich eine Gelegenheit darbot, sie wirklich auszusprechen.

Obschon die Bergbewohner, oder überhaupt die Landleute ein freimüthigeres und unabhängigeres Benehmen, als die Bewohner der Städte und der wohlhabendern Thalgegenden wahrnehmen lassen, so findet man dieses doch in der Schweiz weder bei erstern noch bei letztern in einem solchen Grade, als daß man mit Gewißheit annehmen könnte, die öffentlichen Einrichtungen ständen mit diesen Zügen des Volkscharakters in wesentlichen Beziehungen. Wohl können öffentliche Einrichtungen die Menschen niederdrücken unter den natürlichen Standpunkt des natürlichen Selbstgefühls, wie dieses die Sklaverei mit sich bringt, aber in einem civilisirten Staate, wo das Eigenthum einen Einfluß auf das Selbstbewußtsein ausübt, da möchte schwerlich irgend eine öffentliche Einrichtung im Stande sein, die Menschen über diesen Standpunkt hinaufzuschrauben. Müssen wir zugeben, daß das Gefühl der Unabhängigkeit, wie es sich in Gedanken und Benehmen äußert, mit dem Gefühl behaglicher äußerer Zustände zusammentrifft, so kenne ich keine Gegend in Amerika, wo nicht ebenfalls Wohlhabenheit dieses Selbstgefühl steigerte. Wer für Andere arbeitet und von der Arbeit für Andere leben muß, der wird überall von demjenigen, der sich seiner Arbeit bedient und ihn dafür bezahlt, in einer Art von Abhängigkeit sich befinden, und die Verhältnisse zwischen beiden müssen nothwendig einen Grad von Uebergewicht und Unterordnung hervorbringen, der wieder nach dem Charakter der

Individuen, so wie nach den dabei mitwirkenden Umständen sehr verschieden sein kann.

Hierauf stütze ich mich, wenn ich behaupte, daß die allgemeine Gestaltung des menschlichen Zusammenlebens, sobald überhaupt die Menschen keine Leibeignen oder Sklaven mehr sind, wesentlich keinen großen Unterschied darbieten werde, den man ausdrücklich den verschiedenen Institutionen der Völker zuzuschreiben berechtigt wäre, wofern nicht diese Institutionen selbst auf ihre größere oder geringere Wohlhabenheit einen beträchtlichen Einfluß ausüben. Mit andern Worten, ich meine, es komme hier hauptsächlich auf die Verhältnisse des Eigenthums, und auf die größere oder geringere Leichtigkeit an, einen Zustand von Wohlhabenheit und Behaglichkeit zu erringen, um den Menschen das Gefühl freimüthiger Behaglichkeit und selbstständiger Ungezwungenheit in Worten und Handlungen äußern zu sehen, als auf die Erweiterung oder Beschränkung seiner politischen Verhältnisse.

Die Schweizer, ein uraltes unvermischtes Volk, reich an historischen Erinnerungen, und zudem durch ihre geographische Lage weniger mit andern Völkern in Berührung, haben weit mehr Nationalität, als die Amerikaner. Bei uns erstreckt sich der Nationalstolz und der Nationalcharakter hauptsächlich nur durch diejenigen Stände, die zwischen den Ländereienbesitzern und der eigentlichen Hefe des Volkes mitten inne liegen; dagegen wird hier in der Schweiz dieses Gefühl desto stärker wahrgenommen, je

höher man aufwärts steigt. Ueberdies wird der Schweizer durch seine Armuth niedergedrückt, und öfter sieht er sich gezwungen, sich von dem Lande seiner Geburt gewaltsem loszureißen, um die Mittel seines Unterhalts anderswo aufzusuchen; und dennoch wählen nur äußerst wenige von freien Stücken ein anderes Vaterland.

Die Auswanderer, welche in Nordamerika unter dem Namen der Schweizer begriffen werden, sind entweder wirkliche Deutsche, oder französische Deutsche aus dem Elsaß oder aus Lothringen. Ich habe noch nie einen Zug von Auswanderern angetroffen, die ächte Schweizer gewesen wären, obschon einzelne wenige Fälle dieser Art vorgekommen sein mögen. Es wäre der Untersuchung werth, wie weit ihre großartigen schönen Naturgegenden auf die starke Anhänglichkeit der Schweizer an ihr Land mitwirken mag. Die Neapolitaner lieben ihr Klima, und würden lieber als Lazzaroni in ihrem sonnigen Lande, wie als vornehme wohlhabende Leute in Holland oder England ihr Leben beschließen wollen. Der Grund davon ist ganz einfach, weil dieses von physischen Einwirkungen abhängt. Der Zauber, der den Schweizer nach den Bergen, unter denen er geboren ist, so mächtig zieht, muß höherer Natur sein, denn das Wesen dieser Anhänglichkeit liegt tief im sittlichen Gefühl begründet.

Der amerikanische Volkscharakter steht gegen dem schweizerischen im Schatten, da er die Kehrseite von dem zeigt, was in den Gefühlen eines Schweizers so

wohlthuend wirkt. Die Gewohnheit des beständigen Wanderns von Ort zu Ort verhindert die Entstehung einer innigen Theilnahme an eine und dieselbe Gegend, wozu blos das lange Verweilen und Eingewöhnen einer Familie an demselben Orte eigene Veranlassung werden kann, und welches endlich die Menschen dahin bringt, einen Baum, einen Hügel, einen Felsen liebzugewinnen, blos weil es derselbe Baum, derselbe Hügel, derselbe Felsen ist, den unsere Väter vor uns lieb und werth hielten. Diese Anhänglichkeit beruht weit mehr auf Gefühle, als auf der Lust am Erwerb; und diese Gefühle sind um so viel reiner und heiliger, als überhaupt tugendhafte uneigennützige Gefühle reiner und heiliger sind, als weltlicher Eigennutz und weltliche Habsucht. In dieser moralischen Beziehung stehen wir weit hinter allen ältern Nationen und ganz besonders gegen die Schweizer zurück, und ihre Anhänglichkeit an den vaterländischen Boden wird, wie ich glaube, auf eigenthümliche Weise durch die erregenden Eindrücke der sie umgebenden erhabenen und großartigen Natur noch mehr belebt und erhöht. Die Italiener haben dieselbe Anhänglichkeit an ihren Boden in noch weit stärkerem Grade; denn, außer einer auf gleiche Weise und selbst noch inniger anziehenden Natur, haben sie noch stolzere und ältere Erinnerungen vor denen der Schweizer voraus.

Ich glaube durchaus nicht, daß, genau genommen, die Schweizer im geringsten für ihre Institutionen eine

innigere Anhänglichkeit haben, als wir für die unsrigen; denn, wenn ich mich auch über den herrschenden Ton von Vielen unserer Landsleute beklage, so kann ich doch eben diesen Ton nicht anders betrachten, als wie den Ton eines Volkes, dem die Mittel, Vergleichungen anzustellen, durchaus fehlen, und daher weder das, was es tadelt, noch das, was es lobt, recht gründlich zu beurtheilen im Stande ist. Wenn ich die Schwäche, nach persönlicher Auszeichnung zu streben, abrechne, so ist mir kein Schweizer vorgekommen, der mir seine Verfassung gering zu achten geschienen hätte. Oefter, vielleicht durchgehends, beklagen sie sich über den Mangel größerer Macht im Bunde; kommt es aber darauf an, zwischen Monarchie und Republik zu wählen, dann sind sie und bleiben sie, so weit meine Beobachtungen reichen, durchaus schweizerisch gesinnt. Ich glaube nicht, daß es einen einzigen Mann in allen Kantonen zusammengenommen geben mag, der sich nach der preußischen Despotie sehnen könnte! Sie dienen zwar Königen um Löhnung, verstehen sich dazu, ihre Soldaten, ihre Leibtrabanten zu werden — wahre Dugald Dalgetty's — so wie aber von der Schweiz die Rede ist, dann denken sie, einer wie alle, die Nachkommen von Winkelried und Stauffacher könnten nur Republikaner sein. Nun könnte dieses wohl davon herrühren, weil in den demokratischen Kantonen äußerst wenige zum Adelstande gehören, und die Edelleute in den übrigen Kantonen den Dingen den Vorzug geben, wie sie nun

einmal bestehen (oder, richtiger gesagt, wie sie vor Kurzem bestanden, denn die jüngsten Ereignisse und Veränderungen sind noch zu neu, um einen entschiedenen Eindruck hervorzubringen), und Alles lieber beim Alten lassen, als einen Fürsten an die Stelle ihrer Aristokraten einzusetzen. Die Selbstsucht leuchtet in allen diesen Dingen so deutlich hervor, daß ich dem Edelmuth der Menschen sowohl wie ihrer Uneigennützigkeit nicht zuviel zutrauen möchte. Und dennoch glaube ich, daß Zeit und Geschichte, Nationalstolz und schweizerischer Dünkel eine herrschende Stimmung gemeinschaftlich begründet haben, welche sie völlig ungeschickt machen würde, sich vor einem schweizerischen Alleinherrscher zu beugen.

Von den übrigen Staaten Europa's wird gegen den Schweizer-Bundesstaat eine Politik beobachtet, die gar sehr von derjenigen verschieden ist, die gegen uns beobachtet wird, oder vielmehr bis jetzt beobachtet worden ist. Was uns nämlich betrifft, so habe ich bereits mich darüber geäußert, daß man wahrscheinlich einen politischen Kreuzzug gegen uns unternommen haben würde, wenn die neusten Begebenheiten in Europa nicht wichtige Veränderungen herbeigeführt hätten, und wenn die geheimen Umtriebe, Zwietracht zwischen die Glieder nnseres Bundes anzufachen, nicht gänzlich fehlgeschlagenen wären. Ihre vorzügliche Hoffnung stützt sich jetzt auf unsere inneren Zwistigkeiten; doch da diese Hoffnung sie wahrscheinlich doch betrügen würde, so meine ich, werden sie jeden

Vorwand zu einem Angriffskrieg willkommen heißen. Der Hauptbeweggrund wird alsdann in der dringenden Nothwendigkeit liegen, das faktische Beispiel einer Republick durchaus zu vernichten, oder vielmehr einer Demokratie, welche zu mächtig zu werden drohe. Es mag Ihnen sonderbar vorkommen; indessen glaube ich, daß in einem solchen Kampfe hauptsächlich Rußland eine uns befreundete schützende Macht sein würde.

Wir hören und lesen gar Vieles von „dem russischen Bären;“ aber es wird gewiß unser eigner Fehler sein, wenn uns dieser Bär im Geringsten etwas zu Leide thun sollte. Mag die Edinburgh Review, diese Fürsprecherin mystificirten Liberalismus, so viel in den Tag hinein plaudern, als ihr gutdünkt; uns ziemt es, als Amerikaner die Sache ernstlich zu erwägen. Es giebt noch weit mehr praktische und wohl zu erwägende Beziehungen zwischen Amerika und Rußland, weit mehr, als deren zwischen Amerika und irgend einer andern Macht bestehen. Sie haben wichtige politische Zwecke zu fördern, und Rußland hat von dem Beispiel Amerika's so wenig zu fürchten, daß keine Eifersucht jener Macht dies gute Vernehmen mit uns stören kann. Das Gegenstück zu diesem werden Sie in dem gegenwärtigen Zustande von Frankreich und Rußland wieder finden. So weit ihre allgemeinen politischen Bestrebungen reichen, haben sie keine Veranlassung, miteinander zu kämpfen, sondern müssen sich eher an einander anschließen,

und dennoch hält die gegenseitige Eifersucht rücksichtlich der Institutionen sie von einander fern, ja stellt sie fast feindlich einander gegenüber. Zwar hat Napoleon einmal gesagt, beide Nationen würden früher oder später über den Besitz des Osten miteinander in Kampf gerathen; aber es war mehr der Ehrgeiz des einzelnen Mannes, als die Interessen seines Reiches, was ihn diese Ansicht aussprechen ließ. Frankreich unter Napoleon und Frankreich unter Louis-Philipp sind zwei ganz verschiedene Dinge.

Wie ich Ihnen sage, diejenigen Mächte, welche Amerika gern gänzlich zermalmen möchten, sehen die Schweiz mit ganz anderen Augen an. Ich glaube nicht, daß wenn ein Monarchenkongreß morgen im Stande wäre, diese Republik in eine Monarchie umzuschaffen, daß die europäischen Fürsten dieses auch wirklich thun würden. Durch eine solche Maßregel würden sie nämlich keinen wesentlichen Vortheil erhalten, dagegen weit mehr wagen. Ein König kann nicht anders als in Familienverbindungen bestehen, und solche Verbindungen können leicht die Neutralität verletzen, die zu erhalten, eine so hochwichtige Angelegenheit ist. Die Schweizerkantone sind gleicherweise gut als Außenwerke zu betrachten, sowohl für Frankreich, Oesterreich, Baiern, Würtemberg, als für die Lombardei, Sardinien und Tyrol. Alle können nicht zu gleicher Zeit die Schweiz besitzen, und alle sind daher

zufrieden, sich derselben als Bollwerk gegen ihre Nachbarn bedienen zu können. Niemand hört daher in dem Meinungskampfe, der jetzt hier im Gange ist, daß das Beispiel der Schweiz auf der Seite der Freiheit angeführt wird! Zu diesem Zwecke hat man die Schweizer noch keiner Beachtung werth gehalten; es ist, als ob sie gar nicht vorhanden wären.

Vierundzwanzigster Brief.

Die Schweizer Bergpässe. — Ausflug in die Umgebung von Vevey. — Das Schloß Blonay. — Aussicht von der Terrasse. — Erinnerung und Hoffnung. — Hohes Alter von Blonay.— Der Rittersaal. — Aussicht vom Altane. — Rückweg von Blonay. — Ein neues Schloß. — Das Reisen zu Pferde. — Neuigkeiten von Amerika. — Vorhersagung von der Auflösung des nordamerikanischen Bundes. — Die preußische Politik. — Der preußische Despotismus.

Mein lieber — —,

Aus meinem vorigen Briefe werden Sie abgenommen haben, daß ich den Bergpfad des großen Sankt Bernhard nicht zu den schönsten schweizerischen Bergpässen zähle. Doch werden Sie sich erinnern, daß wir von dem italienischen Abhang nur sehr wenig gesehen hatten, wo gewöhnlich die herrlichsten Züge und die großartigsten Scenen zu suchen sind. Der Pfad über den Simplon würde durchaus nicht so viel Außerordentliches haben, wenn er sich blos auf die Schauer und Erhabenheiten der Schweizer Seite beschränkte; doch vermuthe ich, nach dem Wenigen, was ich davon gesehen, daß sowohl der Paß über den Sankt Gotthard und der Paß über den

Splügen von der nördlichen Seite einen weit größeren Eindruck machen. Der Paß von Nizza ist ein ganz gewöhnlicher Bergweg, er ist weniger wild und felsig als die andern, er besitzt aber nur ihm eigene Schönheiten (und zwar ganz außerordentliche Schönheiten), denn überall hat man dort den Anblick des Mittelmeers, diese weitausgedehnte tiefblaue Wasserfläche vor Augen, mit Segeln aller Art belebt, wie sich die Einbildungskraft solche irgend erträumen kann. Mir ist es immer vorgekommen, als ob Dichter dieses Meer mit ihren Schöpfungen bevölkert hätten.

E— — und ich waren viel zu berglustig nach diesem kleinen Ausfluge geworden, als daß wir uns im Thale lange Zeit befriedigt hätten fühlen können, so lieblich auch der Aufenthalt daselbst hätte sein mögen. Den folgenden Tag begaben wir uns daher zu Fuße wieder auf den Weg, um die Höhen hinter Vevey in Augenschein zu nehmen. Der Weg führte uns anfangs durch enge Landwege zwischen Weingärten hindurch; doch wie wir aus diesen emporkamen, so befanden wir uns gleichsam in einer neuen Welt, in einer neuen Umgebung, die ich mit keiner andern zu vergleichen im Stande bin. Ich würde nicht müde werden, über die Schönheiten dieser Gegend mich auszusprechen, die recht eigentlich geschaffen zu sein scheint, um so den Vordergrund eines der erhabensten Gemälde zu bilden, damit er ganz des übrigen Gemäldes würdig wäre.

Es war überall Bergland, aber ein so allmählig ansteigendes Bergland von solcher großen Ausdehnung, und dabei einem reichen mannichfach verschönerten Thallande so ähnlich, durch den Schmuck des Anbaues, durch die einzelnen Wohnungen, die zerstreuten Weiler, Gebüsche, Wiesengründe, Weinanlagen, so daß uns das Ganze wie eine ungeheure Ebene vorkam, in einer schicklichen Abdachung geneigt, um dem Beschauer den Ueberblick des schönen Ganzen in seinen einzelnen Theilen leicht zu machen, ihm zum Betrachten aller Gegenstände die rechte Muße zu gönnen, und jedem Gegenstande das vortheilhafteste Licht zuzuwenden. Hier und da war der Abhang hinreichend steil, und mehr als einmal that es uns wohl, ein wenig auszuruhen, um uns abzukühlen und freier zu athmen.

Endlich nachdem wir einige anmuthige Wiesengründe durchschritten und längs dem Rande schöner Gebüsche weiter gekommen waren, erreichten wir die Stelle, welche das Ziel war, wohin wir gleich im Anfange nnseres Ausflugs unsere Blicke hatten aufwärts schweifen lassen. Es war das Schloß von Blonay, dessen malerische Lage und dessen anmuthigen Anblick ich schon in meinen Briefen erwähnte, ein ehrwürdiger alter Rittersitz, der etwa eine Stunde Weges von der Stadt entfernt ist und eine der reizendsten Stellen der ganzen Anhöhe einnimmt.

Das Geschlecht der Blonay ist bereits siebenhundert

Jahre lang im Besitz dieser Veste. Ein Zweig desselben befindet sich in Sardinien, doch das Haupt der Familie ist, wie ich glaube, im Besitz der Burg. Da diese einige geschichtliche Wichtigkeit hat, und die Blonays einen unverkennbaren Einfluß ausübten, so hatte ich Lust, mich im Innern des Gebäudes umzusehen; denn ich hoffte, dadurch einige augenscheinliche Bekanntschaft mit den Verhältnissen des schweizerischen Adels zu erhalten. Daher baten wir um Einlaß, der uns auch ohne Schwierigketi gestattet wurde.

Mit wenigen Ausnahmen sind alle Burgen der Schweiz auf Abhängen oder auf Spitzen von Bergen erbaut. Die unmittelbare Grundlage ist gewöhnlich der natürliche Felsen, und die Lage wurde im Allgemeinen so gewählt, daß die Annäherung zu solchen Vesten schwierig war. Letztere Eigenthümlichkeit findet sich indessen im strengsten Sinne bei Blonay nicht in dem Grade, wie bei andern Vesten dieser Gegend; denn der Felsen, auf dem diese Burg erbaut ist, dient höchstens zu einer festen Grundlage. Ich vermuthe, eine der Hauptabsichten, weßhalb man einen felsigen Boden wählte, war, das Untergraben der Mauern schwierig oder gar unmöglich zu machen; denn diese Angriffsweise fester Schlösser bestand lange vor der Erfindung des Sprengens durch Pulver.

Die Gebäude von Blonay sind weder von großem Umfange, noch sind sie gehörig ausgebaut. Wir traten durch einen bescheidenen Thorweg in einem versteckten

Winkel ein, und befanden uns mit einem Male in ein langes, enges, unregelmäßiges Gehöfe versetzt. Links stand ein zusammenhängender Bau, in welchem sich meist Schlafgemächer und einige andere Gemächer befanden, nebst den Wirthschafts- und Gesindestuben; vor uns hatten wir einen weit älteren Flügelbau, in welchem sich die Burghalle nebst einigen andern ansehnlichen Gemächern befand; rechts lag die eigentliche Veste, ein alter fester Thurm, der ursprüngliche Hauptbau, unter dessen Schutz erst die übrigen Bauten hinzukamen; deßgleichen ein anderer Flügelbau, der aber jetzt zu einem Vorrathshaus herabgekommen ist. Diese sämmtlichen Gebäude schließen den Hof ein, und schließen die Folge dieser Gebäude. Denn die Seite nach dem Berge, wo wir hereingekommen waren, hatte keinen weiteren Aufbau, außer den Enden der beiden Seitengebäude und dem Thorwege. Letzteres war nichts als eine mittelalterliche Hinterpforte; denn zwischen dem alten Thurm und dem Hauptbau, in welchem die Burghalle sich befand, war noch ein anderes Thor, weit ansehnlicher und größer, als jenes. Das große Thor öffnete sich auf einer kleinen höhergelegenen Terrasse, die von schönen Bäumen herrlich beschattet wurde, und von welcher sich eine Aussicht darbot, die wenige ihres Gleichen auf Erden haben mag. Zwar wüßte ich nicht, daß diese Aussicht so auserlesen schön wäre, wie die, welche wir von dem Hause des Kardinals Ruffo in Neapel hatten, und doch hat diese

hier mehre wundervolle landschaftliche Züge, welche der neapolitanischen Villa gänzlich mangelten. Diese beiden Aussichten halte ich für die schönsten, die ich jemals von irgend einem Gebäude aus zu betrachten Gelegenheit hatte, obschon die Schönheiten dieser Landschaftansichten nicht blos von beiden Punkten aus, sondern auch mehr oder weniger von allen in ihrer nachbarlichen Umgebung befindlichen Gebäuden zum Theil übersehen werden konnten. Der breite Fahrweg, so weit nämlich Fahrwege einen Bergabhang hinangeführt werden können, geht bis an dieses Thor, obschon man auch durch das andere hineinkommen kann.

Ursprünglich mag Blonay eine Veste von geringer Wichtigkeit gewesen sein; denn weder der Umfang derselben, noch ihre Festigkeit, noch die Lage der ältern Bauten ist hinreichend dazu geeignet, den Ort einer ernsten Belagerung oder einer hartnäckigen Vertheidigung werth zu machen. Ohne darüber Näheres zu wissen, kann ich blos sagen, daß das gegenwärtige Interesse, das dieser Ort einflößt, höchstens sein hohes Alterthum ist, verbunden mit dem merkwürdigen Umstande, daß eine und dieselbe Familie während einer so ungewöhnlich langen Zeit immerfort im Besitze dieser Burg verblieben ist. Setzen wir jedem Besitzer wenigstens eine Zeit von fünfundzwanzig Jahren, so muß der jetzige Eigenthümer mindestens der fünfundzwanzigste Blonay gewesen sein, der hier gehauset hat.

Ein Hausmädchen gewöhnlichen Schlages führte uns durch das Innere der Gebäude umher. Für sie war es insofern ein wichtiger Aufenthalt, als sie gar viele Fußböden reinzuhalten und so außerordentlich viele Fenster zu säubern hatte. Diese arbeitsinnende Stimmung verscheucht zum Theil die dichterische und erbauliche Schwärmerei; denn sie wandelt alle ehrwürdigen Schauer, alle romantischen Gefühle in bescheidene Seife- und Waschlappenvorstellungen um. Ich kann wohl sagen, es gebe viele, weit behaglichere Wohnungen in einem Umkreise von einer Stunde umher; selbst „mon repos" möchte ich vor diesem Aufenthaltsorte den Vorzug einräumen; aber darin muß ohne Zweifel ein dauernder und sich immer gleichbleibender Genuß liegen für den, der für solche Empfindungen empfänglich ist, wenn er darüber nachsinnt, er wandle täglich und stündlich durch dieselben Räume, die seine Vorfahren vor fast tausend Jahren bereits durchwandelten! Hoffnung ist eine belebende und im Ganzen, wegen des Erregenden, das in ihr liegt, eine weit mehr der menschlichen Bestimmung entsprechende Empfindung, als die Erinnerung; aber ein weit feierlicher und befriedigender Zauber ruhet in der letzteren, welcher die rauschende und aufregende Stimmung jener nicht gleichkommt. Europa ist fruchtbar an Erinnerungen; Amerika ist überreich an Hoffnungen. Ich habe mir die Mühe nicht leid sein lassen, unterstützt von der Liebe zum Vaterlande, die durch die Entfernung noch stärker

zieht, so wie durch die gemachten Bemerkungen und Erfahrungen, die eine natürliche Folge des Vergleichens sind zwischen dort und hier, um mir die Zukunft meines Geburtslandes herrlich auszumalen reicht und die Eindrücke der Vergangenheit, die in diesem Welttheile sich dem Gemüth unablässig einprägen, ganz in Schatten zu stellen; aber, so weit ich es auch schon im Bauen von Luftschlössern gebracht habe, konnte ich doch bis jetzt meinen Zweck nicht erreichen. Ich glaube fast, Trägheit müsse die Ursache sein, daß mir dieses nicht gelang. Wenn wir genießen wollen, so ziehen wir vor, uns leiten zu lassen, statt uns den Kopf anzustrengen mit dem Trachten nach etwas Neuem. Die Vergangenheit ist etwas Wirkliches, während die Zukunft nur im Reiche des Möglichen liegt. In dieser Hinsicht hat das Bestehende viel vor dem blos Denkbaren voraus, und die Einbildungskraft findet es zugleich bequemer und befriedigender, das ganze Rüstzeug der Erinnerung mit den Farben und Zierrathen zu schmükken, die etwa noch fehlen, um die Wirkung ihrer Bezauberung zu erhöhen. Ich weiß wenig mehr von der Geschichte von Blonay, als daß dieses Schloß und seine Besitzer aus grauer Vorzeit herstammen; auch ist es kein Schloß, das durch seine merkwürdige Bauart und Einrichtung sich auszeichnete, um ein getreues Bild der Sitten und Gebräuche alter Zeit darzustellen; und dennoch habe ich noch niemals ein Schloß aus der neueren Zeit mit nur halb so viel Vergnügen durchstöbert, als

ich dieses bescheidene alte Gebäude durchschritt. Meine Einbildungkraft hatte nur einzelne Züge aufgefaßt, einzelne unbezweifelte Thatsachen, und aus ihnen entwarf sie ein höchst inhaltvolles Gemälde der alten Zeit. In Caserta, in Saint-Cloud bewundern wir die Treppen, die Friesen, die Gemächer, den Marmorschmuck; aber mit den Königen weiß ich nichts anzufangen, die alle in das Getriebe der Weltgeschichte so vielfältig eingreifen, daß dem freien Spiel der Einbildungskraft fast nichts mehr übrig bleibt; hier aber konnte ich mich nach Wohlgefallen in ferne vergangene Zeiten versetzen und sie mit allen denkbaren häuslichen Begebenheiten und verschollenen Gewohnheiten zu den mannichfaltigsten Gemälden verbinden, wie sie die lange Folge von Jahrhunderten vorüberziehen ließ.

Indessen hat der Rittersaal oder die Burghalle von Blonay hinreichendes Interesse für die Wirklichkeit, um das stumpfe Gemüth anzuregen. Weder die Halle, noch ihre Ausschmückung hat an sich selbst viel Auszeichnendes; die Halle ist viereckig, einfach, schon ziemlich der neuen Zeit angepaßt, und die Verzierung desselben war den beschränkten Mitteln eines Landedelmannes ganz angemessen. Aber die Lage und die Aussicht gaben dieser Halle einen außerordentlichen Reiz; denn alles, was ich von der Terrasse bemerkte, gilt fast noch mehr von der Halle. Nach der eignen Abdachung des Berges an dieser Stelle ragen die Fenster weit über den Boden hinauf.

und an einem der Fenster befindet sich ein Altan, von dem ich wohl sagen möchte, wenigstens dieser habe seines Gleichen nicht auf der ganzen weiten Erde, die doch des Schönen so Viel hat. Der Kardinal Ruffo hat keinen solchen Altan. Es ist aber auch der Altan der Altane.

Ich muß es völlig aufgeben, Ihnen auch nur eine schwache Schilderung von der aus Erhabenheit und Zartheit gemischten Schöne dieser Naturscenerie zu geben, die sich vor und unter dem Altane von Blonay ausbreitet. Die Grundzüge dieser Aussicht kennen Sie bereits, — dieselbe geheimnißvolle Bergschlucht, derselbe tiefblaue See, dieselben Uferwölbungen, dieselben ernsten drohenden Felsen, dieselben Gruppen von Thürmen, Kirchen, Weilern, Schlössern, von denen ich bei wiederholten Gelegenheiten in diesen Briefen schon erzählt habe. Aber die Lage der Burg Blonay hat überdieß die eigenthümliche Annehmlichkeit, die den Genuß einer solchen Aussicht vollkommen macht. Weder zu hoch, noch zu niedrig; weder zu sehr versteckt, noch zu sehr sich vordrängend; weder zu entlegen, noch zu nahe; keine passendere Lage wäre möglich gewesen. Ich weiß nichts von dem Herrn von Blonay, außer daß der alte Johann eine gute Meinung von ihm hat, dieser beobachtende Kahnführer; aber er müßte wirklich ein Herz, hart wie Kiesel, haben, wenn er im Stande wäre, täglich, ja stündlich die Werke der Gottheit zu betrachten, wie sie von diesem Fenster aus erscheinen, ohne daß sie einen tiefen und bleibenden Eindruck auf

sein Gemüth hervorbrächten. Ich kann mir wohl einen vom Weltgewühle so ganz abgestumpften Menschen vorstellen, daß er durch das Gewimmel geschäftiger Milben seiner Mitgeschöpfe dort unten sich ergehen kann, ohne Theilnahme zu empfinden oder zu erwecken; aber ich kann mir kein Menschenherz vorstellen, dessen Besitzer bei der immer neuen Anschauung einer solchen Scene, wie diese, ungerührt bleiben könnte, und sich nicht anbetend erhoben fühlte zu der segnenden Hand, die solches erschuf. Es wäre eben so ungereimt, anzunehmen, daß wer das Abendmahl des heiligen Hieronymus in seinem Prunkzimmer hängen hat, nicht an Domenichino denke, als vorauszusetzen, derjenige denke nicht an Gott, der eine solche Herrlichkeit seiner Schöpfung fortwährend vor Augen hat.

Sehr angenehm wäre es mir gewesen vor Allem, wenn ich von diesem Altane einen der schönen Sonnenuntergänge dieser Jahreszeit hätte betrachten können. Ich stelle mir vor, wie herrlich sich der immer höher aufklimmende Schatten, wie schön die immerfort wachsende Verdunkelung der Gegenstände im Thale von hieraus sich ausgenommen haben würde, wie das zögernd schwankende Licht von oben herab, wie die herrlichen Felsenarabesken Savoyens über diese ganze Gegend einen weit vollkommneren Reiz verbreitet haben müßten, als wir solchen dort wahrnehmen konnten.

Blonay ist von sammetartigen Wiesengründen umge-

ben, das liebliche Grün reicht bis an seine Mauern, und die Felsenblöcke, die hier und da höher aus dem Grase hervorblicken, schwächen nicht, sondern erhöhen die zarte sanfte Wirkung des frischen saftigen Grüns. Die Anzahl dieser nahen Felsenhäupter reicht gerade hin zu einem angemessenen Vordergrunde, der zu dem felsigen Rahmen paßt, der ringsum fast das ganze Gemälde umfängt, um zuletzt den Sinn des Betrachtenden auf die großartige Zusammensetzung des ganzen Landstrichs hinzulenken.

Wir verließen Blonay mit schmerzlichen Empfindungen, und zögerten noch eine Zeit lang auf seiner Terrasse, ein Plätzchen, zugleich einsam und belebt, und schöner durch die Aussicht von oben herab auf die Menschen und auf ihr Treiben in der Tiefe, als irgend eine andere Stelle es sein kann. An einer solchen Stelle befindet man sich nicht im Weltgewühle, und ist doch nicht von ihm getrennt; man ist der Erde nahe genug, um ihre Herrlichkeiten zu genießen, und doch fern genug, um ihre Mängel nicht zu gewahren. Als wir Blonay verließen, begegneten wir einem jungen Frauenzimmer von einfachem Aeußern und Benehmen, wie es einer Dame ziemt; wir grüßten sie, in der Meinung, daß sie die Herrin von Blonay sei, und es machte uns Vergnügen, als wir nachher von einem alten Diener vernahmen, daß wir uns in unserer Vermuthung nicht betrogen hatten. Man grüßt gewiß mit einem Gefühle von Achtung die Besitzerin einer solchen Wohnung.

Von Blonay aus kreuzten wir durch Wiesen und Obstpflanzungen, bis wir einen Weg fanden, der zu der breiten Terrasse führt, die unmittelbar hinter Vevey sich erhebt. Wir gingen an mehren Weilern vorüber, die auf schmalen Streifen Land sich erhoben, die ebener sind, als das übrige Gelände, schmale Abstufungen des ausgedehnten Abhanges, die einen ländlich anmuthigen Anblick gewährten. Endlich fanden wir, was wir suchten, ein ziemlich geräumiges modernes Gebäude, Schloß genannt, dessen Dächer und Schornsteine öfter unsere Blicke vom See aus auf sich gezogen hatten. Dieser Landsitz war in seinem Aeußern französisch, obschon die Ländereien eher ein deutsches Ansehen hatten. Die Terrasse war unregelmäßig gebildet, aber von ziemlicher Breite, und zwischen Büschen und Sträuchern wanden sich hübsch angelegte Spaziergänge hin. Die ganze Anlage hatte ein durchaus modernes Ansehen, und war von weit größerem Umfang, als man solches in der Schweiz gewohnt ist. Wir hatten keine Lust, in das Haus zu gehen, sondern wir wichen einer Gesellschaft aus, die dem Landsitz anzugehören schien, wandten uns links und stiegen durch die Weinberge wieder hinab nach der Stadt.

Die beste Art, durch diese Gegenden zu streichen, ist zu reiten. Die Frauen haben besonders, wenn sie mit guten Sätteln versehen sind, hierin viel vor ihren Mitschwestern voraus, sobald sie sich nur ernstlich einüben wollen. Alles wohl erwogen, glaube ich, daß eine Fami-

lie auf keine andere Weise so angenehm durch die schweizerischen Gegenden reisen kann; nur müssen freilich die Frauen wirklich reiten können. Unter Reiten verstehe ich aber nicht ein steifes Sitzen zu Pferde, kein ängstliches Anhalten am Zügel, kein unbehagliches Umklammern des Pferdes, sondern ein bequemes, sorgloses, ruhiges Verhalten, wobei die reitende Schöne sich sicher fühlt, und ganz behaglich um sich blicken kann. Sonst würde sie weit eher sich selbst zum Gegenstande von Betrachtungen machen, als daß sie Muße hätte, die Gegenstände umher zu betrachten.

Nach unserer Rückkehr begab ich mich in ein Lesezimmer, das ich während unseres hiesigen Aufenthaltes öfter zu besuchen pflegte; ich fand da eine ziemliche Unruhe wegen der Neuigkeiten aus Amerika. Wie ich Ihnen schon sagte, haben die Schweizer, mit wenigen Ausnahmen, gute Wünsche für uns; aber in den übrigen Ländern Europa's besteht nach meiner Ueberzeugung eine gemeinschaftliche Stimmung unter den höheren Ständen, daß ihnen kaum Etwas ein größeres Vergnügen gewähren könnte, als die Nachricht, daß unser Staatenbund sich aufgelöst hätte. Vermöchten sie nur unser Land mit Söldnern zu überschwemmen; nicht einen Augenblick würden diese Menschen sich bedenken, uns sämmtlich nach der Unterwelt zu fördern. Dieser Haß entspringt nicht sowohl aus dem Widerwillen gegen uns, als vielmehr einzig aus dem Abscheu vor unserer Verfassung. Als

Volk, meine ich, werden wir von der Mehrzahl mit ganz gleichgültigen Augen betrachtet; aber diejenigen, welche so heftig wider unsere Institutionen eingenommen sind und solchen Abscheu vor dem von uns gegebenen Beispiele eines durch freie Entwickelung in steigendem Wohlstande fortschreitenden Volkes empfinden, können freilich auch ein wenig persönlichen Hasses bei ihrer politischen Feindschaft sich nicht erwehren. Ungleich dem Weibe, das ihre Liebe mit „einem kleinen Widerwillen" anfängt, fangen sie mit einem kleinen Anflug von Menschenliebe an und endigen mit einem heftigen Widerwillen gegen Alles, was aus dem verhaßten Lande kommt. Ich habe diese Empfindungen zu einem solchen Grade bei Vielen gesteigert gesehen, daß sie selbst die Erzeugnisse unseres Bodens mit Widerwillen von sich stießen. Ich sah starke Beweise für diese ganz der Wahrheit gemäß gemachte Schilderung in dem Benehmen der jetzt gewöhnlichen Besucher des Lesezimmers, von denen die Mehrzahl Franzosen sind. Eine schnell bevorstehende Auflösung unseres Bundes wurde in allen Zeitungen wegen einiger vor kurzer Zeit angelangten Neuigkeiten ohne Weiteres vorhergesagt; ich darf daher behaupten, in diesem Augenblicke glauben wohl neun Zehntheile der Bewohner Europa's, die sich überhaupt um uns bekümmern, daß unsere Verfassung keine Sicherheit auch nur für ein paar Jahre gewähren könne. Diese Ansicht ist aber eine ganz natürliche Folge der ausgestreuten Nachrichten; denn in allen öffentlichen Mit-

theilungen wird Wahrheit mit Lüge so künstlich durchknetet, daß man eine weit genauere Kenntniß von unserem Lande haben muß, um beide voneinander zu scheiden, als dieses einem Ausländer möglich ist. Ich brachte heute eine ganze Stunde vergeblich damit zu, um einem heftig erregten Franzosen zu beweisen, doß unser dermaliger Streit durchaus keine ernsthaften Folgen haben könne; aber alle meine Logik blieb umsonst verschwendet; nur die Zeit kann einen solchen Menschen von dem überzeugen, was er mit solchem hartnäckigen Eifer nicht glauben will. Fürs erste schicken die europäischen Mächte nur zu selten wirklich geeignete diplomatische Agenten zu uns hinüber; denn eine ganz neue Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten, wie sie bei uns stattfindet, erfordert eine Fruchtbarkeit der Ideen und einen in die Verhältnisse tief eindringenden Verstand, — dazu sind die Diplomaten noch überdieß so gewandt, Jedem gerade das zu sagen, was er gern hören möchte. Wir täuschen uns sogar selbst durch die Uebertreibungen der Gegenpartei. Die Parteihäupter schreiben sich in ein Fieber hinein, und reden irre, wie andere Leute, deren Puls in widernatürlicher Wallung ist. Diese Sache darf uns gar nicht in Verwunderung setzen, denn es ist eine der gewöhnlichsten menschlichen Schwächen, vorzüglich diejenigen Uebel, die am drückendsten auf uns lasten, zu verabscheuen, wenn gleich die Rettung aus diesen Uebeln eine völlige Zerstörung herbeiführen würde. Es ist die alte

Geschichte menschlicher Bedrängnisse, die sich immer neu wiederholt. Da die Volksherrschaft jetzt das Uebergewicht hat, so suchen wir den Grund alles Unangenehmen in den demokratischen Institutionen; so sehr wir auch überzeugt sind, daß wir vernichtet oder unter unleidlichen Druck gezwängt werden würden, wenn wir uns unter irgend einer andern Form beugen müßten. Einige wenige Fürstenknechte und Hofprunksüchtige ausgenommen, glaube ich nicht, daß es in Amerika einen einzigen Mann gibt, der fünf Jahre in Europa in irgend einem Lande ausdauern könnte, ohne von den Vorzügen seiner vaterländischen freien Institutionen vor den Verfassungen aller übrigen Völker der Christenheit sich innig überzeugt zu haben.

Neulich habe ich mich überaus ergötzt, in einem in unsern öffentlichen Blättern mitgetheilten Aufsatze eine große und übertriebene Lobpreisung der preußischen Verwaltung zu lesen! Es liegt eine so außerordentliche Ungereimtheit darin, wenn ein Amerikaner ein solches System hoch erheben will, daß man kaum vorher bestimmen kann, wie weit es noch mit menschlichen Albernheiten kommen könne. Die preußische Verfassung ist durchaus nichts anders, als eine Despotie; eine Art des Herrschens, von der man denken sollte, daß die Welt jetzt hinreichend wisse, wie sie mit einer solchen daran sei. Wahr ist es, daß die despotische Gewalt in diesem Staate mit großer Milde ausgeübt wird, und daher rühren die

Mystifikationen, die man von diesem Lande liest und hört. Preußen ist ein aus heterogenen Bestandtheilen zusammengesetztes Königreich; der Norden ist protestantisch, der Süden katholisch; das ganze Volk ist in unsern Zeiten überrumpelt und das Reich ist durchaus zerstükkelt worden. Beherrscht von einem Könige, dessen Charakter liebenswürdig und dessen Gesinnung väterlich ist, der durch ernste Erfahrungen in seinen Ansichten gereift ist, treffen in Preußen alle Umstände zusammen, um seine Regierung sanft und wohlthätig zu gestalten. Niemand kann in Abrede stellen, daß eine Regierung, die von dem Willen eines Einzigen geleitet wird, dessen Wille rein, vernünftig und gerecht ist, die beste sein müsse, die sich denken läßt. So ist die Regierung des Universums, sie ist eine vollkommene Harmonie. Aber die Menschen, deren Ansichten rein sind, deren Verstand immer das Zweckmäßige wählt, deren Wille durchaus gerecht ist, solche Menschen sind seltene Erscheinungen, und unter Herrschern sind solche Eigenschaften weit seltener zu finden, als man sie vielleicht unter allen übrigen Ständen antreffen kann. Selbst Friedrich der Zweite, seines überlegenen Geistes ungeachtet, war ein Tyrann. Er führte seine Unterthanen haufenweise zur Schlachtbank, blos um seine eigene Größe zu befördern. Sein Vater, Friedrich Wilhelm, hatte die Gewohnheit, langgewachsene Männer zu zwingen, langgewachsene Frauen zu heirathen. Die Zeiten für ähnliche tyrannische Streiche

mögen jetzt nicht mehr sein, aber das System der Unterdrückung hat der Wege und Mittel nur zu viele, und jeder folgende König kann deren neue ausfindig machen. In einem solchen Falle würden wahrscheinlich seine Unterthanen ihre Zuflucht in einer Staatsumwälzung und in einer Verfassung suchen müssen, um Sicherstellung gegen eine solche bewunderungswürdige Staatsverwaltung zu erzwingen und alle solche neumodischen Formen des Herrschens in die Luft zu sprengen!

Manche unserer Landsleute gleichen Kindern, die, nachdem sie lange geschrieen haben, um ein Spielzeug zu bekommen, nachher weinen, damit man es ihnen wieder aus den Händen nehme. Zum Glücke besteht der Kern und die Stärke unseres Volks in der Bevölkerung auf dem Lande, deren Sinn unverdorben und praktisch ist; sonst möchten wir leicht in den Fall kommen, uns albern und lächerlich zu machen vor der übrigen Welt.

Fünfundzwanzigster Brief.

Streitfrage über die Nordamerikanischen Angelegenheiten. — Das Benehmen amerikanischer Diplomaten. — Die bei den amerikanikanischen Gesandschaften angestellten Unterbeamten. — Unwürdige Aeußerungen der öffentlichen Stimmung in Amerika.

Lieber — —,

Die letzten von Amerika angekommenen Nachrichten haben ein Aktenstück mitgebracht, das mich mit Erstaunen und Unwillen erfüllt hat. Sie erinnern sich wohl noch dessen, was ich Ihnen früher in Ansehung jenes in Paris durchgekämpften Streits über den Staatsaufwand mitgetheilt habe, desgleichen über die Art und Weise, wie öffentliche Agenten der Vereinigten Staaten, ehemals oder noch angestellte Beamten, mit Recht oder mit Unrecht in dieser Angelegenheit eine Rolle zu spielen veranlaßt worden sind. Es gibt eine Art von Instinkt in solchen Fällen, der einen Mann von ganz gewöhnlichem Scharfsinn, dem die Mittel zu Gebote steben, richtige Beobachtungen anzustellen, sehr leicht die Abwege entdecken läßt, auf welche diejenigen gerathen, mit denen er in

Berührung kommt. Jetzt will ich, ohne irgend einen Vorbehalt, es gerade heraus sagen, daß, so weit ich selbst in diese Streitfrage verwickelt gewesen bin, oder mir einiger Geschicklichkeit bewußt bin, die Ansichten und Wünsche anderer zu entdecken, die Agenten der amerikanischen Gesandschaft gerade die Letzten waren, an die ich mich in Frankreich zur Erlangung der nöthigen Auskunftsmittel hätte wenden mögen. Unser Minister selbst wurde von dem Ministerpräsidenten von Frankreich als Auctoritat wider unser Vaterland angeführt, und zwar that er dieses amtlich von der Tribüne herab, als habe er ihm (Herrn Perier) versichert, daß wir bei dem erhobenen Streit der Unrecht habende Theil seien, und daß die Wahrheit auf der Seite der französischen Publicisten sei. Diese Berufung auf unsern Gesandten ist bis heute noch immer unwiderlegt geblieben vor den Augen der Welt. Diese Bemerkung des ersten französischen Ministers ist nun schon seit sechs Monaten gemacht worden, und hinreichende Zeit ist folglich seitdem verflossen, um die Nachricht von einem solchen Begebniß bis nach Amerika gelangen zu lassen; gleichwohl sind dem Herrn Rives keinerlei Instruktionen von unserer Regierung bis jetzt zugeschickt worden, um diese Sache der Wahrheit gemäß aufzuklären; oder wenn dergleichen Instruktionen wirklich übersandt worden sind, so ist ihnen keine Folge geleistet worden. Wenn solche nicht abzuleugnende Mißgriffe mir vor Augen liegen, so können Sie sich vorstellen,

wie groß mein Erstaunen sein mußte, als ich in den öffentlichen Blättern ein Cirkularschreiben unserer Bundesbehörde an sämmtliche Regierungen der einzelnen Bundesstaaten las, welche förmlich sie zu amtlichen Berichten auffordert, um der Welt beweisen zu können, daß die Behauptungen unserer Gegner falsch seien. Diese Art zu verfahren, ist ungewöhnlich; und da der Bundesregierung keine Controle über die Ausgaben der einzelnen Staaten zusteht, und sie also damit nichts zu thun hat, so ist dieses Verfahren sogar verfassungswidrig zu nennen. Es wird hier förmlich etwas gefordert, was der Staatssekretär zu fordern gar nicht berechtigt ist. In diesem Benehmen liegt keine Besorgniß erregende Absicht, aber es möchte gleichwohl amtswidrig, unüberlegt und ordnungswidrig genannt werden können, wenn ein Beamter in solcher wichtigen Stellung eine solche Maßregel wagt, ohne sein Benehmen sachgemäß rechtfertigen zu können. Damit nun dieser Mißgriff ihm nicht zu hoch angerechnet werden könne, so hat der Staatssekretär die Vorsicht gebraucht, seine Beweggründe darzulegen. Er eröffnet den verschiedenen Oberbehörden der einzelnen Bundesstaaten überhaupt, es sei die übertriebne Behauptung aufgestellt worden, die Freiheit mache einen weit größern Aufwand im Staate, als der Despotismus, und was er daher verlange, könne geschehen, um die Vorzüge einer freisinnigen Verfassung zu vertheidigen. Dieses

ist also die Weise, wie dieser Streitpunkt bei uns ins Auge gefaßt worden ist, wie ihn unsere Bundesregierung aufgefaßt und ihn durch einen ihrer höchsten und geschicktesten Beamten zur Entscheidung vorbereitet hat. Das Benehmen unserer Gesandten im Auslande bleibt demungeachtet unverändert dasselbe! Hier im Auslande sieht man also amerikanische Beamten eine Behauptung unterstützen, gegen die ein ausgezeichneter Beamter in ihrem Vaterlande sich öffentlich ausgesprochen hat, als taste sie die Institutionen eines freien Gemeinwesens auf eine feindliche Weise an.

Es kann sein, ja es muß sein, daß man von dieser Lage der Dinge im Auslande in Washington nichts weiß. Ich kann darüber nichts Bestimmtes sagen; aber wenn ich den Charakter und die Einsicht unserer Regierung in Erwägung ziehe, so kann ich mir die Sache nicht anders vorstellen. Ich habe längst gewußt, daß nicht blos in Washington, sondern durch das ganze Land, große Irrthümer über unsere Verhältnisse zu den fremden Mächten bestehen; ebenso über unsern Einfluß und die achtunggebietende Stellung im Auslande, sowie über das, was wir von den andern Staaten zu gewärtigen haben, oder über das, was sie von uns gewärtigen. Doch diese Dinge berühren mich überhaupt weit weniger, während hingegen jener finanzielle Streit meine persönliche Theilnahme sehr in Anspruch nimmt.

Die Lage eines Privatmannes, der in einem frem-

den Lande von den anerkannten öffentlichen Beamten des gemeinschaftlichen Vaterlandes, dazu in unbestreitbaren Thatsachen, sich widersprochen sieht, ja als vom Gegentheil überführt hingestellt wird, ist gewiß keine ergötzliche Lage. In Europa ist eine solche Lage doppelt peinlich, weil hier die Menschen sich einbilden, diejenigen, welche hohe Staatsämter bekleiden, hätten jedenfalls mehr Gewicht, als Leute, die gar keiu Amt bekleiden. Es ist zwar wahr, daß dieser Wahn bei einer Verfassung, wie die Unsrige, durchaus ungereimt ist; aber es ist keine leichte Aufgabe, die herkömmlichen Ansichten eines ganzen Volkes umzugestalten. Was aber die richtige Vorstellung von der wahren Lage der Dinge betrifft, so kann, alles übrige gleichgesetzt, derjenige amerikanische Bürger, der seine Zeit in diplomatischen Verhältnissen in fremden Ländern zubringt, oftmals weit weniger von den Hauptpunkten eines in Frage stehenden Gegenstandes unterrichtet sein, als der nicht in Aemtern stehende Bürger, der zu Hause geblieben und seinen täglichen Beschäftigungen nachgegangen ist; aber eben dieses kann denen nicht sonderlich klar werden, welche gewohnt sind, das gesammte Getriebe aller öffentlichen Angelegenheiten immerfort in den Händen eines regelmäßigorganisirten Beamten-Corps zn sehen. Der Name des Herrn Harris wurde in diesem Streite als der Name eines solchen mit dem Vertrauen unserer Regierung beehrten Mannes angeführt. Es ist zwar richtig, daß seine Stellung ver-

kannt und zu wichtig genommen wurde, da dieser Mann eine diplomatische Funktion und nur auf ganz kurze Zeit bekleidete; doch es wäre kleinlich gewesen, wo es darauf ankam, eine so wichtige Angelegenheit durch wichtigere Beweise zu unterstützen, bei der Erläuterung eines geringfügigscheinenden Nebenumstandes zu verweilen, und so ließ ich die Sache damals auf sich beruhen. Daher blieb ihm der Vortheil, die ganze Zeit über für einen Mann zu gelten, der des Vertrauens seiner Regierung in hohem Grade sich erfreue. Unsere Aufgabe wäre gewesen, sowohl diese Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen, als auch seine Behauptungen zu entkräften; denn letzteres würde wenistens gar keine Schwierigkeit gemacht haben.*)

Ein einzelner Privatmann, der auf solche Weise mit den Beamten zweier Regierungen auf einmal in Fehde geräth, mit den Beamten zweier so mächtiger Staaten wie Frankreich und Amerika, der muß nothwendiger Weise mit der gerechtesten Sache aus dem Felde geschlagen werden. Es ist ganz wahrscheinlich, daß dieses mit mir der Fall war, und die öffentliche Meinung mag sowohl in Frankreich als in Amerika keine andere sein; aber Eins giebt es, dessen keine politische Schlech-

*) Die amerikanische Regierung bekleidete, bald nachdem dieser Brief geschrieben war, den Herrn Harris mit dem Amte eines Charge d'Affaires in Paris.

tigkeit einen redlichen Mann berauben kann, es ist das Vermögen, die Wahrheit ans Licht zu bringen. Dieses Vermögens habe ich mich noch keineswegs selbst entäußert, und die Zeit wird kommen, wo Alle, die einigermaßen den Gang dieser Angelegenheit aufmerksam verfolgt haben, selbst Gründe finden werden, anderer Meinung zu werden. Ludwig-Philipp sitzt auf einem Thron und setzt eine furchtbare Macht in Bewegung; aber Dank sei es dem Haarlemer (oder Kölner, mir gleich), der die Presse erfunden, noch immer steht es in meiner Macht, die Wahrheit den Thatsachen gemäß ans Licht zu bringen. Seine Herrschermacht wird wenigstens mit seinem Leben endigen, während die Macht der Wahrheit so lange bestehen wird, als es noch Mittel gibt, sie zu verbreiten. Es ist wahrscheinlich, daß die französischen Minister wirklich ihre Absichten durchsetzen werden, und daß sie sich in diesem Augenblicke bereits gar nicht mehr um die als Mittel zum Zweck gebrauchte Streitfrage bekümmern; aber ihre Gleichgültigkeit gegen faktische Wahrheiten kann auf mich keinen Einfluß ausüben.

Ehe ich von diesem Gegenstande ganz abbreche, will ich noch ein paar Worte über das Benehmen unserer Agenten in Europa hinzufügen. Ich habe nicht nöthig, vielleicht zum zehnten Male zu wiederholen, daß das Betragen derselben gar nicht von der Art ist, wie es sein sollte. Diese Thatsache ist sogar öffentlich in europäischen Zeitungen zur Sprache gekommen, und es kann

also kein Mißverständniß darüber bestehen, wie ihre Gesinnnngen und Handlungen von Andern beurtheilt werden. Gewiß hat jeder Amerikaner das Recht, seine eigene Meinung zu haben, und, ganz besondere Umstände ausgenommen, hat er gleicherweise das Recht, sie auszusprechen; aber, wie ich bereits in diesem Brief gesagt habe, befindet sich ein diplomatischer Beamter in solchen besondern Umständen. Wir sind wahrhaftig in einer wunderlichen und dazu in einer höchst mißlichen Lage, wenn ein amerikanischer Diplomat von dem Rechte, seine Privatansichten aussprechen zu dürfen, in einem fremden Lande nur dann Gebrauch machen will, wenn diese dem politischen System und dem allgemeinen Interesse seines Vaterlandes schnurstraks zuwider sind! Ich würde mich gar nicht lange besinnen, wider einen amerikanischen Agenten, der freiwillig seine Dienste einem fremden Staate anböte, oder der von freien Stücken seine Meinungen, wäre es auch nur in Gesellschaft, gegen das politische System desjenigen Landes aussprechen wollte, bei dem er akkreditirt ist, verurtheilend aufzutreten. Weise Besonnenheit und schonende Rücksicht gebieten ihm in diesem für Andere hochwichtigen Punkte die nöthige Zurückhaltung zu beobachten, weil ihn die Angelegenheiten anderer nichts angehen und weil seine unberufene Einmischung sehr leicht höhere Interessen benachtheiligen könnte, die seiner ausdrücklichen Fürsorge und Pflege übertragen worden sind. Dieses alles ist durchaus ein-

leuchtend und wird von Niemanden bestritten werden. Doch können Fälle eintreten, ja Anreizungen können stattfinden, die einen Mann in einer solchen öffentlichen Stellung völlig rechtfertigen, wenn er die am wenigsten geeigneten Behauptungen zu Gunsten der Grundsätze vorbringt, welche er allen Erwartungen zufolge vertheidigen soll. Wie jedes andere verantwortliche Wesen, ist er verbunden, wo ihm überhaupt obliegt, zu reden, alsdann nur die Wahrheit zu reden. Doch will man die Befolgung aller solcher Verpflichtungen und solcher Rücksichten gegen den Staat gelten lassen, bei dem ein diplomatischer Agent akkreditirt ist, gibt es dann auch nicht Verpflichtungen und Rücksichten, die er dem Vaterlande, das ihn an diesen Ort hinstellte, schuldig wäre? Kann ein Diplomat entschuldigt oder gerechfertigt werden, wenn er die Grundsätze seines Volks verläugnet, wenn er Thatsachen widerspricht, wenn er die Folgerungen aus den Institutionen seines Vaterlandes entstellt, um sich bei denen einzuschmeicheln, mit denen er in amtlichen Unterhandlungen steht? Sollen vielleicht rechtmäßige Forderungen durch dergleichen entwürdigende und niedrige Zugeständnisse erkauft werden? Ich hoffe doch nicht, daß wir bereits zu einem solchen verachteten Zustande erniedrigt worden sind, daß unser Staat sich in einer solchen zweifelhaften Lage befände, um aus Noth zu solchen verwerflichen Mitteln zu greifen. Ich meine vielmehr, das Benehmen eines amerikanischen Ministers müsse un-

ter solchen Umständen von einer einzigen sehr einfachen Regel geleitet werden. Es würde ihm daher geziemen, freimüthig sich in der Art zu erklären: „Meine Herren, ich wünsche eine strenge Neutralität in Dingen zu bewahren, wo meine Pflicht solches gegen Sie gebietet, und ich hege das Vertrauen, daß Sie ein gleiches schonendes und rücksichtsvolles Benehmen gegen mich beobachten werden, wo nicht um meiner selbst, doch um des Staates willen, dessen Gesandter ich bin. Gefällt es Ihnen aber, mich auf irgend eine Weise in diese Angelegenheit zu verflechten, so bemerke ich Ihnen im Voraus, daß Sie von meiner Seite ganz freimüthige Aeußerungen zu gewärtigen haben und nichts Anderes hören werden, als was sich mit der strengsten Wahrheitsliebe verträgt." Ein Gesandter, der eine solche Sprache führte, würde nicht allein einen Schadloshaltungstraktat auswirken, sondern das Geld noch überdieß ausgezahlt bekommen.

Die Gewohnheit, bei unsern Gesandtschaften untergeordnete Beamten anzustellen, führt in dieser Hinsicht zu großen Mißbräuchen. Erstlich wird hierin die Verfassung verletzt; denn ohne eine vom Kongreß in dieser Art gegebene Verfügung, und eine solche besteht meines Wissens nicht, hat selbst der Präsident kein Recht, einen solchen Attaché ohne die Zustimmung des Senats zu ernennen. In keinem Falle kann ein Minister einen solchen gesetzlich anstellen; denn die Verfassung gesteht ihm in keinem Falle eine solche Befugniß zu. Unsere Ver-

fassung gestattet der ausübenden Macht kein solches Ernennungsrecht einzelner Beamten und kein Recht der Zusammensetzung einer öffentlichen Behörde, wie dieses in andern Staaten der Fall ist, es müßte denn eine Stelle oder eine Behörde ausdrücklich mit einer solchen Befugniß beauftragt werden. Nun ist zwar die Befugniß, Beamte zu ernennen, immerfort eine übertragene; aber diese Befugniß wird einem andern übertragen, oder einem andern durch den Kongreß, wenn der Kongreß selbst diese Befugniß ausüben will. Diese Schwierigkeit wird nun gewöhnlich dadurch umgangen, daß man sagt, ein Attaché sei kein Staatsbeamter. Wenn er aber kein Beamter der Regierung ist, so ist er gar nichts. Dennoch wird ein solcher Attaché allerdings wie ein Staatsbeamter in fremden Ländern angesehen und genießt als solcher dieselben Vorrechte. Ueberdem ist es gefährlich, unter irgend einem ähnlichen Vorgeben irgend jemanden Anstellungen zu geben; denn dieser Mißbrauch könnte leicht eine übertriebene Ausdehnung erhalten. Doch hier ist es nicht sowohl meine Absicht, die Gesetzwidrigkeit dieser Anstellungen, als vielmehr den T o n dieser Beamtenklasse zu rügen. Sie können versichert sein, daß ich Ihnen hier keine unnützen Mittheilungen machen will; es ist diese Sache vielmehr von weit wichtigeren Folgen, als man solches auf den ersten Blick glauben möchte. Man hält diese jungen Leute nämlich für die Organe der politischen Ansichten unserer Regierung und hört auf

ihre Reden mit mehr beachteuder Aufmerksamkeit, als auf die Aeußerungen anderer Reisenden. Es wäre weit gerathener, solche Leute gar nicht anzustellen; wenn man es aber für anständiger hält, dergleichen untergeordnete Beamten anzustellen, so müßte man diese Menschen wenigstens ernstlich dazu anhalten, daß sie die Institutionen nicht lächerlich machen, welche sie, wie man sich in Europa wenigstens einbildet, vertreten sollen; denn, um hier gar nicht von schlechter Gesinnung zu reden, so haben die Geschwätze dieser Leute wenigstens die Folge, unsern Nationalcharakter in ein schlechtes Licht zu setzen.

Indem ich Ihnen diese Dinge mittheile, wünsche ich meinem Scharfsinn keinen Eintrag zu thun. Ich habe nicht die geringste Erwartung, daß wenn meine Bemerkungen morgen demjenigen Theil des amerikanischen Publikums vorgelegt würden, welcher die lesenden Klassen umfaßt, daß weder diese Thatsachen noch diese Bemerkungen den geringsten Eindruck auf die unbezwingliche Selbstsucht, in welcher unter zehn Menschen wenigstens neun und selbst darüber ganz und gar befangen sind. Ich bin fest überzeugt, daß der kleine Aufschwung des Nationalstolzes und des Nationalcharakters, den der Krieg von **1832** hervorgebracht hatte, so ganz erstorben ist, daß die Mehrzahl dieser Klasse den Verrath an unsern Institutionen vergeben würde, weil sie einen Widerwillen dagegen haben, daß das Volk Rechte hat, und

nur Wenige sich dessen bewußt werden, wie erniedrigend das Benehmen und die Handelsweise derer, die ich anklage, für unser Gemeinwesen sein müsse. Ich kenne kein Land, das in den verfassungsmäßigen Ansichten solche Rückschritte seit den letzten fünf Jahren gemacht hätte, als das unsrige. Mir scheint unser Land zurückzugehen, während andere voranschreiten. Ich möchte daher keinesweges so verstanden werden, als erwarte ich einen unmittelbaren Erfolg, wenn es auch in meiner Macht stände, diese Angelegenheiten schnell und eindringlich der Nation vorzulegen. Ich weiß ziemlich vorher, daß man mich gar nicht anhören würde, wenn ich diesen Versuch machen wollte; denn der Menschen Sinn ist nie unzugänglicher, als wenn sie sich bereits im vollständigen Besitz aller Einsichten und Tugenden ihres Zeitalters wähnen, und kraft dieses angemaßten Besitzes sich recht eigentlich befugt halten, eine ausschließliche Controle über alle menschlichen Angelegenheiten auszuüben. Alles was ich mir auf's Höchste von einem solchen Schritte versprechen könnte, wäre der geheime Beifall aller Weisen und Guten; andererseits die lautausgesprochene Verunglimpfung von allen Schlaffen und Unwissenden, deren Anzahl übrigens außerordentlich groß ist; ferner die höhnende Verwunderung aller Bestechlichen und Parteisüchtigen, und die stille Befriedigung der Wenigen, die nach mir kommen werden, und derer, die ein Interesse an meiner Person nehmen. Ich habe öffentlich die

schlimmen Folgen vorhergesagt und politisch beleuchtet, die aus der Unschicklichkeit des Benehmens unserer Gesandten in Europa für uns hervorgehen können, und wir werden es einst erfahren, ob meine Vorhersagung eintreffen wird.*)

---

*) Ist sie vielleicht nicht schon eingetroffen? Sind wir nicht von Frankreich in Beziehung auf den Traktat in einer Weise behandelt worden, wie dieser Staat keine Macht zweiten Ranges in Europa zu behandeln gewagt haben würde? —

Sechsundzwanzigster Brief.

Annäherung des Winters. — Das Dienstbüchlein. — Die Gesindeordnung. — Die Dienstboten in Amerika. — Die Regierungen der verschiedenen Schweizerkantone. — Anwerbung der Söldner. — Bevölkerung der Schweiz. — Physische Eigenthümlichkeiten der Schweizer. — Die Schweizerinnen. — Mistreß Trollope und die Amerikanerinnen. — Gezierte Sprechweise der Amerikanerinnen. — Das amerikanische Patois. — Eigene Mundart in Vevey. — Schweizerische Habsucht.

Mein lieber — —,

Die jetzige Witterung warnt alle Eindränglinge, an ihre endliche Abreise aus der Schweiz zu denken. Wir hatten nicht nöthig, unsere Zuflucht zum Einheizen zu nehmen, wie im Jahr 1828; denn Vevey ist nicht Bern; aber die Abende fangen an, kühl zu werden, und die strömenden Regengüsse und der aufschäumende See sind eben so ernsthafte Vorzeichen, als ein wirklicher Frost es dort sein würde. Da ich eben von Bern spreche, so kann ich nicht unerwähnt lassen, daß eine kleine Begebniß mich wieder an die ehemalige gebietende Bürgerschaft erinnert hat, die zwar jetzt ihren frühern Glanz eingebüßt, doch einige preiswürdige Einrichtungen hatte. Während wir dort

wohnten, hatte ich einen Einwohner von Bern als Bedienten gedungen, und hatte natürlich den Mann wieder entlassen, als wir nach Italien reisten. Gestern erhielt ich einen kläglichen Brief von diesem armen Burschen, worin er mir unter andern Unglücksfällen auch den Verlust seines Dienstbüchleins anzeigte, und mich bat, ich möchte ihm doch ein Zeugniß über sein Betragen schikken, wie ich es für billig und recht hielte, ihm solches auszustellen. Hierzu bedarf es aber einer Erklärung, damit Sie doch wissen, was ein Dienstbuch ist.

Die Gemeinde oder der Bezirk gibt den Dienstboten ein kleines, amtlich beglaubigtes Büchlein mit paginirten weißen Blättern, ein „Dienstbuch", in welches alle Zeugnisse über ihr Betragen während deß Dienstes eingetragen werden müssen. Die Führer haben ein ähnliches Buch, und in vielen andern Fällen wird solches gesetzlich verlangt. Der Grundsatz, daß alle Nebenvortheile gelten, wird freilich, wie das von selbst einleuchtet, eine solche Einrichtung verwünschen; aber es ist dieses eine ganz vortreffliche Einrichtung, und ich zweifle nicht im Geringsten, daß man die anerkannte Treue der Schweizer als Dienstboten zum Theil dieser vorzüglichen Anordnung verdankt. Wenn es geborne Bedienten und Mägde gäbe, so möchte eine solche Einrichtung ihren natürlichen Rechten einigermaßen Eintrag thun, das leidet keinen Zweifel; da aber selbst ein von Erlach oder ein von Bonstetten die Dienstordnung beobachten müßten, wenn sie eine

Livrée anzuziehen genöthigt wären, so sehe ich keine Unbilligkeit in dieser Dienstbuch-Verordnung. Mit Hülfe dieses Büchleins kann über jeden Augenblick der Zeit, während welcher die Dienstboten dienen, Rechenschaft abgelegt werden, sofern sie nunmehr hiernach verpflichtet sind, sich über die Zeit, wo sie nicht in Diensten waren, auszuweisen. Alles dieses könnte freilich auch durch einfach ausgestellte Zeugnisse erbracht werden, allein auf keinen Fall mit solcher Ordnung und Genauigkeit; denn leicht könnte ein Bedienter vorgeben, eines seiner Zeugnisse verloren zu haben, und dieses möchte weit häufiger vorkommen, als das Vorgeben des Verlustes sämmtlicher Zeugnisse, die er besessen, mit andern Worten, des Verlustes seines Dienstbuches. Ueberdem versagt die Gemeinde ihre Hülfe nicht, wenn der Verlust eines Dienstbuches erwiesen werden kann, und ein solcher Verlust läßt sich auch wohl nachweisen. Ueberdies werden die Behörden wohl schwerlich Jemanden ein Dienstbuch ausfertigen, der keines Dienstvertrauens werth ist. Ich trug das Meinige dazu bei, in diesem Falle dem ehemaligen Diener wieder zu einem Dienstbuche zu verhelfen. Ich sandte ihm ein Zeugniß, so weit ich ihm ein solches zu geben im Stande war, denn während der kurzen Zeit seines Dienstes bei mir hatte er sich zu meiner völligen Zufriedenheit betragen.

In einer bedeutend großen Stadt möchte indessen eine solche Einrichtung nicht ohne vielfältige Mühe und

Beschwerden bestehen können, das scheint mir gewiß zu sein, und dennoch, was kann der Bequemlichkeit und der Beruhigung einer großen Bevölkernng ersprießlicher sein, als eine strenge polizeiliche Controle des Gesindels? Amerika ist vielleicht unter allen civilisirten Staaten der einzige, wo die Uebertreibung des Grundsatzes des freien Verkehrs auch in dieser Hinsicht übertrieben ausgedehnt wird, und dieser Mißgriff rächt sich selbst. Wir haben die Polizei des Gehenlassens im äussersten Sinne, und so läßt man denn alle Dinge gehen, wie sie wollen und können, und das erstreckt sich mitunter auch auf das Eigenthum des Dienstherrn. Doch will ich aus schlimmen Ursachen nicht immer schlimme Folgen ableiten. Der Widerwille zu dienen, hat in Amerika seinen Grund in den Vorurtheilen, die durch den Gebrauch, Sklaven zu halten, entstanden sind. Da die Neger für eine untergeordnete Kaste gelten, so gesellen sich zu dieser Vorstellung unmerklich die Begriffe von Knechtschaft; und die Weißen schaudern daher vor einem ähnlichen Schicksale. Dieser Umstand läßt sich schon daraus hinreichend beweisen, daß derjenige, der mit Ergebung und Redlichkeit auf dem Lande die Arbeiten, die Sie ihm zutheilen, willig thut, — also im eigentlichen Sinne Felddienste leistet, sich nicht dazu verstehen wird, sich zu häuslichen Dienstleistungen bei Ihnen herabzulassen. Unsere Landsleute haben keinen absonderlichen Widerwillen gegen das Gehorchen, und gegen achtsame und aufmerksame Erfül-

lung ihrer Pflichten als Taglöhner, Feldarbeiter, Tagwerker, Matrosen, Soldaten, oder was es sonst sei; nur Hausbedienten wollen sie nicht sein, denn das gerade umfaßt diejenigen Leistungen, die sie von Schwarzen und Leibeignen thun zu sehen gewohnt waren. Dieses Vorurtheil nimmt indessen allmählig ab; man sieht jetzt Weiße weit williger Dienstboten werden, als dieß früher der Fall war, und ich weiß mehre Beispiele, wo bei gehöriger Behandlung diese Leute gute und treue Dienstboten waren. Mit der Zeit wird sich das Vorurtheil vielleicht ganz verlieren, und Manche werden es weit bequemer finden, des Vertrauens der Person und der Hausgenossen eines Dienstherrn sich werth zu machen, als sich mit Feldarbeit abzuplagen.

Es ist eine eben so schwierige Aufgabe, eine genaue Schilderung von den Regierungen der verschiedenen einzelnen Schweizerkantone zu entwerfen, als es schwierig ist, sämmtliche Regierungsformen der einzelnen Staaten unseres Bundes zu beschreiben. Jede ist in mancher Beziehung von allen übrigen verschieden; und hier wie bei uns ist die Anzahl so groß, daß man über diesen Gegenstand eine besondere Abhandlung schreiben könnte. Ich will mich daher in den Bemerkungen, die ich zu machen habe, nur auf einzelne Thatsachen beschränken.

Vor den jetzt eingetretenen Veränderungen waren Zwei und zwanzig Kantone im Bunde; diese Anzahl ist durch das vor Kurzem erfolgte Austreten von Neufchatel

auf nur noch Ein und zwanzig herabgekommen *). Vor der französischen Revolution war die Anzahl noch geringer; denn damals standen mehre der jetzt zum Bunde gehörigen Ländchen in weniger enger Verbindung mit der eigentlichen schweizerischen Eidgenossenschaft; sie galten blos als Bundesgenossen, und manche befanden sich in Abhängigkeit von einigen Kantonen, und wurden erst in der Folge selbstständig. So waren Waadt und Aargau abhängige Landestheile unter der Oberherrlichkeit von Bern.

Die Verfassung ist die einer Bundesverfassung, welche jedem Mitgliede die Freiheit läßt, zu thun, was ihm beliebt, so weit die innern Angelegenheiten in Betracht kommen. Die Centralregierung wird durch einen Landtag geleitet, ziemlich so, wie unsere Angelegenheiten ehemals durch den alten Kongreß geleitet wurden. Auf diesem Landtage hat jeder Kanton Eine Stimme. Die ausübende Gewalt, so wie sie dermalen besteht, wird mittelst eines Kommittée's oder Rathes gehandhabt. Seine Pflichten erstrecken sich nicht viel weiter, als um das Organ der gegenseitigen Mittheilung zwischen dem Landtage und den Kantonen darzustellen, für den öffentlichen

*) Bern, Solothurn, Zürich, Luzern, Schwyz, Unterwalden, Uri, Glarus, Tessin, Wallis, Waadt, Genf, Basel, Schaffhausen, Aargau, Thurgau, Zug, Freiburg, Sankt Gallen, Appenzell und Graubündten. Sie sind hier ohne Rücksicht auf Vorrang und Alterthum aufgeführt.

Schatz (welcher nicht viel bedeutet) zu sorgen, und die auswärtigen Gesandten zu empfangen und mit ihnen zu unterhandeln. Die letztere Befugniß, so wie in der That alle übrigen, unterwirft der Landtag einer Revision.

Obgleich im Bunde selbst von den Kantonen nur in der Bezeichnung und in der Ordnung, in welcher sie im Bundesverzeichnisse eingetragen sind, Notiz genommen wird, so sind doch manche von ihnen in örtliche Regierungen unterabgetheilt, die zum Theil völlig unabhängig von einander sind. So bestehen eigentlich zwei Unterwalden, obschon beide nur für einen Kanton im Bunde gelten; ebenso zwei Appenzell, und so könnte ich noch ein halbes Dutzend Walliser- und Graubündtner-Ländchen erwähnen. Mit andern Worten, beide Unterwalden sind völlig unabhängig von einander, blos durch den Bund sind sie Eins, und sie treten blos zusammen, um den gemeinschaftlichen Abgeordneten zur Tagsatzung zu wählen, wo sie blos für einen einzigen Kanton gelten und nur eine Stimme haben. Dasselbe gilt von Appenzell, und bald wird vermuthlich derselbe Fall in Schwyz und Basel eintreten, denn in beiden letztern bestehen jetzt ernstliche Zwistigkeiten, die das Ansehen haben, als würden sie zu einer innern Trennung führen *). Graubündten ist noch

*) Basel ist jetzt ebenfalls getrennt in die Stadt Basel und die Landschaft Basel, oder in die städtische und ländliche Bevölkerung. Vor den letzten Veränderungen herrschte die erste über die letztere.

eher ein für sich bestehender Kanton zu nennen, aber es ist in Bünde oder Legationen abgetheilt, die in verschiedenen Einrichiungen völlig unabhängig von einander sind. Dasselbe findet im Walliser Lande statt, wo diese Unterabtheilungen Dizains genannt werden. Der Landtag hat kaum eine andere Bestimmung als die Beziehungen der Republik zum Auslande zu handhaben. Er macht Frieden oder erklärt den Krieg, empfängt die auswärtigen Gesandten, schließt Verträge und Bündnisse. Doch kann der Landtag keine Heeresmacht aufstellen, außer indem er die verschiedenen Kontingente, die jeder Kanton zu stellen hat, zusammenberuft. Dasselbe gilt von den Staatsauflagen. Sie sehen hierin eine große Aehnlichkeit mit unserer verworfenen Bundeseinrichtung, und sie hat fast eben so viele Unbequemlichkeiten; obschon die beschränktere Wirksamkett nach Außen und ein nnbedeutender Handelsverkehr diese Uebel weniger merklich macht, als sie in Amerika empfunden werden würden. Mir kommt es vor, als habe die Bundesregierung ebenfalls die obere Leitung des öffentlichen Postwesens, doch geschieht dieses vielleicht ebenfalls mittelbar durch die einzelnen Kantone. Der Landtag münzt auch weder Geld noch ernennt er irgend einen Gerichtshof, und ihm bleibt blos die Entscheidung über einzelne Irrungen zwischen den verschiedenen Kantonen untereinander. Kurz, diese Regierung hängt nur locker zusammen, so daß sie in einem ent scheidenden Augenblicke keine ernste Haltung annehmen

könnte, und nur die gegenseitige Eifersucht ihrer Nachbaren hält sie einigermaßen aufrecht.

Ich habe Ihnen bereits mitgetheilt, daß unter den einsichtsvolleren Bürgern der ernstliche Wunsch besteht, diese Einrichtung zweckmäßiger zu gestalten. Kein einziger wünscht übrigens, wie Sie aus meinen Briefen wissen, eine völlige Verschmelzung, denn die große Verschiedenheit der Interessen der städtischen und ländlichen Bevölkerung läßt überall den Wunsch nach gegenseitiger Unabhängigkeit fortbestehen.

Drei Sprachen werden in der Schweiz gesprochen, ohne die Rhätischen Mundarten und die verschiedenen einzelnen Sprechweisen, das patois darunter zu begreifen. Der ganze Norden ist deutsch; Genf, Waadtland und Wallis, so wie einige Gegenden des Berner Landes, sind französisch; während Tessin, das übrigens auch südlich von den Alpen liegt, italienisch ist.

Die Gewohnheit, mit auswärtigen Staaten Werbverträge abzuschließen, scheint nach und nach abzukommen, wiewohl die Republik kürzlich mit dem Pabst eine Ausnahme gemacht hat. Die Ursache liegt in dem geringern Vertrauen auf den italienischen Volkscharakter, den man für weniger ausdauernd treu hält, als den wahrhaft schweizerischen Sinn.

Die Menschen überhaupt, vorzüglich Menschen von beschränkten Gewohnheiten und abgesonderter Lebensweise, begeben sich ihres etwanigen Einflusses nur mit

Widerstreben. Niemand wird daran zweifeln, daß gemeinschaftliche öffentliche Einrichtnngen bezweckende Veränderungen, dem jetzigen schweizerischen System zu großer Verbesserung gereichen würden. Aber eine einflußreiche Minderzahl in den kleinen Staaten, die durch eine solche Veränderung an Ansehen einbüßen würde, widersetzt sich jeder solchen Neuerung. Das gesammte Grundgebiet der Republik ist nicht so groß, wie Pennsylvanien, noch ist ihre gesammte Bevölkerung viel zahlreicher, als die des letztern Staates. Sie ist bedeutend geringer, als die Bevölkerung von Newyork. Was die Volkszahl in der Schweiz überhaupt betrifft, so besteht darüber eine eigenthümliche und für mich unerklärliche Empfindlichkeit. Es ist kaum möglich, die wirkliche Volkszahl genau auszumitteln. Diejenige, die in den amtlichen Uebersichten der zustellenden Kontingente angegeben wird, soll, wie man im Allgemeinen annimmt, übertrieben sein, wofür ich jedoch keinen Beweggrund auszumitteln vermöchte. Ich vermuthe, daß die Gesammtbevölkerung der Schweiz etwa zwischen 1,500,000 und 1,900,000 Seelen betragen mag. Doch behaupten Einige, sie belaufe sich auf 2,000,000. Wenn Sie die letztere Zahl als richtig gelten lassen wollen, so sehen Sie, daß der einzelne Staat von Newyork diese Volkszahl bedeutend übertrifft*). Ueber ein Drittel

---

*) Jetzt beläuft sich die Bevölkerung von Newyork etwa auf 2,200,000, erreicht also beinah die von Schottland,

der sämmtlichen Bevölkerung der Schweiz ist in dem Kanton Bern allein enthalten, so wie Newyork allein den siebenten Theil der Bevölkerung der Vereinstaaten enthält. Das Verhältniß zwischen dem Boden und der Volkszahl weicht nicht viel von dem Verhältnisse ab, das in dieser Beziehung in New-England stattfindet, wenn man Maine ausnimmt. Einzelne Kantone sind übermäßig bevölkert, wie Zürich zum Beispiel, während ein großer Theil des Landes nichts als unbewohnbare Felsen und Eisfelder darbietet.

Die Schweizer haben die meisten physischen Eigenschaften mit den umgebenden Nationen gemein. Der deutsche Theil der schweizerischen Bevölkerung ist im Ganzen von größerem Wuchs und besserem Aeußeren als dieß bei den Deutschen selbst der Fall ist. Alle Bergbewohner haben übrigens ein frischeres Aeußere und ein kräftigeres Ansehen, als die Einwohner der Thalgegenden; in der Größe ist aber der Unterschied nicht bedeutend. Nirgends sieht man einen solchen Menschenschlag,

---

und überwiegt die von Hannover, oder von Würtemberg, oder Dänemark, oder Sachsen, welches sämmtlich Königreiche sind. Die jetzige Zunahme der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten, einschließlich der Einwanderungen, beträgt wenig unter 500,000 Seelen jahraus jahrein, so daß sie fast jährlich um die Bevölkerung eines ganzen Staates sich vermehrt! Die westlichen Ansiedelungen sind daraus erklärlich.

als wie man ihn bei uns in den südwestlichen Staaten antrifft, in keinem andern Lande findet man solchen hochkräftigen Wuchs. Schottland macht vielleicht allein eine Ausnahme.

Die Schweizerinnen sind weit hübscher, als die Französinnen und Deutschen, doch eigentliche Schönheiten, selbst auch nur vorzüglich hübsche Gestalten, sind hier selten. Ueberhaupt ist leichte, gewandte, anmuthige Körperbildung durchaus nichts Gewöhnliches. Große Hände und Füße findet man fast überall, dagegen sind die unserer Frauen vergleichungsweise wundervoll. Dasselbe findet sich überhaupt im ganzen Norden von Europa. Selbst unsere Männer — die Männer der gebildeteren Klassen — könnten wegen derselben Eigenthümlichkeit in dieser Gegend auffallend werden. Die Engländer haben abgeschmackte Vorstellungen in diesem Punkt, und ich habe manchmal die schadenfrohe Lust gehabt, meine eigenen demokratischen Tatzen und Hufe, die bei uns nicht auffallen würden, mit ihren aristokratischen Gliedern kontrastiren zu lassen. Gewiß hat das Klima großen Einfluß auf diese Verschiedenheiten.

Ich fühle mich gar nicht geneigt, dem hohen Rufe der Schönheit der schweizerischen Bergbewohnerinnen beizustimmen. Wenn kräftiger Körperbau, wenn Verhältnisse, die wenig Weibliches an sich haben, wenn mehr anatomisch als künstlerisch vollendetes Ebenmaß diesen Ruf rechtfertigen kann, dann wird man freilich in man-

chen Kantonen mehre Bäuerinnen finden, die man hübsch nennen kann. Ich erinnere mich im Jahr 1828 eine solche in Graubündten unweit des obern Endes des Rheinthales gesehen zu haben. Dieses Frauenzimmer hatte eine Gestalt, eine Haltung und solche Verhältnisse, daß sie eine prächtige Herzogin in einem Krönungszuge hätte vorstellen können; aber ihr Antlitz, obschon frisch und jugendlich, hatte durchaus nichts mit der ganzen Gestalt derselben Uebereinstimmendes. Unsere Bergbewohnerinnen übertreffen sie sämmtlich in hohem Grade; denn sie halten eine richtigere Mitte zwischen kräftiger und plumper Körperbildung. Selbst Mistreß Trollope gibt zu, daß die amerikanischen Frauen, (vielleicht hätte sie richtiger sagen können, die amerikanischen Mädchen), die schönsten seien in der ganzen Welt, wiewohl sie behauptet, sie seien die am wenigsten einnehmenden. Mistreß Trollope hat übrigens gar viel Unsinn geschrieben, sie hat den Amerikanern mancherlei Stallknechtsausdrücke in den Mund gelegt, und sie mit dem Namen amerikanischer Lieblingsausdrücke belegt. Dagegen hat sie aber auch Mancherlei geschrieben, was wirklich wahr ist. Ich will mich nicht so tief in diese Angelegenheit einlassen, um ihr in der letzten Hälfte ihrer Bemerkung Recht zu geben; aber wenn unsere Mädchen sich zarterer und anmuthigerer Ausdrücke befleißigen, und dabei die zu häufigen Ausrufungen oh! und ah! nebst den gezierten Ausdrücken vermeiden wollten; wenn sie mehr auf sich Acht geben wollten, die Worte weniger zu

dehnen, den Mund nicht aufzusperren, als ob sie gähnen müßten, weniger zu kichern; wenn sie in ihrem Benehmen mehr Würde und Ruhe beobachten nnd mehr denken als blos tändeln wollten, — so wollte ich sie, keine ausgenommen, allen Frauenzimmern der Welt vorziehen. Wohl die Hälfte dieser Gebrechen verlieren unsere Mädchen, wenn sie heirathen, wie dieß gewöhnlich zu geschehen pflegt; aber selbst die Weisheit Salomons würde zu unsern Ohren mit einem verminderten Effekt gelangen, wenn sie uns durch ein anderes Medium, als eine zarte Ausdrucksweise mitgetheilt würde. Dasjenige, was unserer weiblichen Erziehung noch am meisten abgeht, ist, unsere Mädchen an eine anmuthsvolle, ruhige und würdige Unterhaltungsgabe zu gewöhnen.

Wäre ich nicht gerade jetzt in Vevey, so würde ich hinzusetzen, daß die amerikanischen Frauenzimmer ihre Sprache schlechter sprechen, als die Frauenzimmer irgend eines andern Landes, wo ich jemals war. Wir sind wohl überall der Meinung, daß eine ruhige, gleichförmige, gemäßigte Unterhaltung meist ein Zeichen einer vorzüglichen Erziehung ist, daß eine besonnene Sprechweise ein unerläßliches Erforderniß für einen gebildeten Mann oder für ein gebildetes Frauenzimmer ist. Es kann Jemand ein Narr sein, und sogar durch den angenehmen Vortrag seiner Albernheiten gefallen; aber selbst weise Sprüche verfehlen ihre heilsame Wirkung, wenn sie mit einer albernen Betonung vorgebracht werden. Die Amerikaner

haben, als Nation, sage ich nochmals, diesen Fehler vielleicht in weit höherem Grade, als solches unter den Gebildeten in irgend einem andern Lande stattfindet. Wider die sonstige allgemeine Regel sprechen die Männer in Amerika weit richtiger und besser, als die Frauen, obschon die Männer in Beziehung auf den Standpunkt, den sie in der Gesellschaft einnehmen, im Ganzen nicht gut sich ausdrücken. Der eigenthümliche Dialekt von New-England, der im ganzen Lande so sehr gewöhnlich ist, rührt von einer Provinzialmundart in England her, die gerade die schlechteste Sprechweise der ganzen Insel ist, und obgleich wir uns weit verständlicher ausdrücken, und weit sprachrichtiger, als in der Gegend selbst, von wo aus dieses Patois zu uns herüber gekommen ist, so haben wir doch in der Zierlichkeit des Ausdruckes sehr schlechte Fortschritte gemacht. Ich traf einst mit einem ausgezeichneten Manne in England zusammen, der einer der reichsten Gemeindeglieder in seiner Grafschaft war, und kaum that er den Mund auf, so bemerkte ich diese eigene Weise seines Sprechens. Als ich mich deßhalb erkundigte, erfuhr ich, er sei aus der westlichen Gegend von England gebürtig. Es ist gar nichts Ungewöhnliches, unter den höhern Klassen in England unrichtige Ausdrücke oder falsche Bezeichnungen der Dinge zu hören, obschon dieses nicht so oft vorkommt, wie in Amerika; aber selten geschieht es, daß ein Mann oder eine Frau von Bildung in England, in ihren Aeußerungen, in ihrer

Sprechweise, in ihrer Betonung sich nicht als gebildete Leute benehmen sollten. Wenn hiergegen in Amerika gefehlt wird, so liegt die Ursache meistens in der Gewohnheit des Dehnens der Worte und des zu argen Aufsperrens des Mundes. Jedermann weiß, daß wenn er den Deckel einer Orgelpfeife öffnet, und in einem fort den Blasebalg tritt, er auf keinen Fall gute Musik macht. Auch fehlt es uns nicht an außergewöhnlichen Worten; denn wer möchte außer einem Philadelphier seine Mutter eine Mähre nennen? *)

Doch ich verliere mich zu weit; die sonderbare Sprechweise, die in Vevey gewöhnlich ist, hat mich ganz von meinem Gegenstand abgeführt. Hier pflegen die Leute ihre gewöhnliche Unterhaltung gleichsam abzusingen. In dem einfachen Ausdrucke: „Bon jour, Madame," wird eine Sylbe um die andere eine Oktave höher als die vorhergehende betont. Das ist gar kein besonderes Patois, sondern blos eine fehlerhafte gezierte Aussprache; sie ist bei den Frauen weit gebräuchlicher, als bei den Männern, und in der Regel findet sich dieß weit häufiger bei den Frauen der untern, als bei den Frauen der höhern Stände. Im Ganzen ist diese böse Gewohnheit mehr oder weniger allgemein. Es ist unmöglich, Ihnen zu

---

*) Zufällig ist das englische Wort „mare" (Mutterpferd) wie das deutsche Wort „Mähre" ebenfalls dem französischen Worte „mère" ziemlich gleichlautend. A. d. U.

beschreiben, welche lächerliche Wirkung dieses auf Ohren hervorbringt, die dem ruhigen, gleichförmigen, anmuthigen Unterhaltungston von Paris gewohnt sind. Wir waren in den Läden öfter genöthigt, uns umzuwenden, um nur nicht in lautes Lachen zu gerathen.

Dieselbe Empfindlichkeit rücksichtlich der Sprechweise, wie zwischen den Engländern und uns, besteht auch zwischen den französischen Schweizern und ihren französischen Nachbaren. Mehre gescheidte Leute haben sich hier Mühe gegeben, mich zu überzeugen, daß die Genfer insbesondere ein reineres Französisch sprechen, als selbst die Pariser. Ich möchte fast behaupten, daß diese Meinung zum Theil wahr sei; denn eine große Bevölkerung erlaubt sich in allen Dingen größere Freiheiten. Wenn aber Amerika mit seinen fünfzehn Millionen es schwer finden möchte, selbst da, wo das Recht auf seiner Seite ist, sich dem englischen Einfluß gegenüber zu behaupten; was kann das kleine Genf in einem solchen Kampfe mit den Franzosen anders erwarten, als durch die ausserordentliche Beweglichkeit der letztern über den Haufen gerannt zu werden. So trefflich diese Genfer Bürger sein mögen, die Pariser würden sie doch leicht niederschwätzen.

Was die allgemein angenommene Meinung von der schweizerischen Geldgierde betrifft, davon habe ich wenig Auffallendes bemerkt; vermuthlich hat der Umstand, daß die Schweizer sich in fremden Ländern zu Soldaten anwerben lassen, zu dieser Nachrede Veranlassung gege-

ben. Wie es in Ländern, wo die Bewohner sehr schwer sich ihren Unterhalt erwerben können, gewöhnlich ist, so scheinen auch die Schweizer vom Gelde weit leichter in Bewegung gesetzt zu werden, als dies bei ihren Nachbarn in der Regel der Fall zu sein pflegt, obschon diese Geldgierde kaum so groß ist, wie in Frankreich bei den untern Klassen. Für Jemand, der nur zwanzig Sous täglich verdienen kann, ist ein Sou von größerem Werth, als für denjenigen, der täglich vierzig verdient. Ich glaube, hierin liegt schon der Schlüssel zu diesem streitigen Punkt. Zwar kann ich nicht in Abrede stellen, daß bei einem Geschäfte mit einem Schweizer die Belohnung stets ein wichtigerer Gegenstand war, als wenn ein Geschäft mit einem Franzosen abzumachen war; dagegen konnte man sich auch auf ersteren weit zuversichtlicher verlassen. Obschon ich in der Schweiz in ein paar Fällen betrogen worden bin, so könnte ich dennoch mit weit mehr Vertrauen mich auf einen Schweizer, nach Abschließung eines deutlich ausgesprochenen Vertrags, verlassen, als auf irgend einen andern Menschen, so weit meine gemachten Erfahrungen reichen.

Siebenundzwanzigster Brief.

Abreise von Vevey. — Hinabfahrt auf dem See. — Ankunft in Genf. — Juwelenkauf. — Abreise von Genf. — Weg den Jura hinan. — Alpenansichten. — Rohes Benehmen im Zollhause. — Schmuggelei. — Der ertappte Schmuggler. — Das zweite Zollhaus. — Letzte Ansicht des Montblanc. — Wiedereintritt in Frankreich. — Unser Glückszufall im Posthause zu Dole. — Der schottländische Reisende. — Nationalität der Schottländer. — Der Weg nach Troyes. — Die Quelle der Seine.

Lieber — —,

Ungeachtet des dichterischen Gefühls, welches unser Aufenthalt hier in uns anregte, empfanden wir alle demungeachtet hier Manches von den Beschwerden des wirklichen Lebens. Denn einige kleine Fieberanfälle hatten sich bei uns eingestellt; dieses gab uns einigen Grund, dem Aufenthalte am Ufer in einer spätern Jahreszeit zu mißtrauen, und daher machten wir unsere Vorbereitungen zur Abreise. Wir warteten eine gute Gelegenheit ab, beluden den Kahn des ehrlichen Johann mit uns selbst und unsern Sachen bis zum Rande, und schifften uns dann auf dem Leman gerade vor unserer Wohnung ein, und gleichsam auf einer der täglich gewohnten Spazier-

fahrten, sagten wir endlich Vevey ein letztes Lebewohl, nachdem wir fast fünf Wochen daselbst verweilt hatten.

Die Hinabfahrt den See hinunter war recht anmuthig, und unsere Augen ruheten mit schwermüthiger Theilnahme auf den verschiedenen Gegenständen umher; denn wir wußten nicht, ob Jemand unter uns sie jemals wieder zu Gesicht bekommen würde. Es ist ein ausgezeichneter See, und seine Schönheiten wirken in immer steigendem Interesse auf uns ein, je öfter wir sie betrachten, das sicherste Zeichen vollendeter Schönheiten. Wir erreichten G e n f bei guter Zeit, und kehrten im Gasthause l'Ecu (zum Schilde) ein, noch frühe genug für Frauenzimmer, um Einkäufe zu machen. Die Juwelenwerkstätten in dieser Stadt sind gewöhnlich viel zu lokkend, als daß weibliche Entsagung ihnen widerstehen könnte, und als wir bei Tische wieder beisammen waren, da bekamen wir einen Nachtisch von Ohrgehängen, Ketten und Armbändern, welche uns von einer Reihe von Juwelenhändlern aufgetragen wurden, die sich instinktmäßig auf die Launen der Evenstöchter recht gut verstehen. Eine meiner Reisegefährtinnen hatte ihr Verlangen nach einem Paar noch nicht völlig fertigen Armspangen merken lassen und ihr Bedauern darüber geäußert, daß sie solche nicht mitnehmen könne. „Madame reisen nach Paris?“ — „Ja, mein Herr.“ — „Wenn Madame Ihre Addresse zurückzulassen belieben, so sollen diese Armspangen binnen einem Monat dort sein.“ Da

wir in Frankreich nur als Fremde uns aufhielten, und da die Verordnungen, welche Fremde verhindern sollen, dergleichen Dinge zu ihrem eignen Gebrauch anderswo einzukaufen und einzubringen, mir zwar nothwendig aber gleichwohl ungastlich erschienen, so sagte ich zu dem Juwelenhändler, wenn er diese Armspangen mir in Paris zustellen lassen wolle, so würde ich sie behalten und ihm seine Rechnung bezahlen. Der Handel wurde abgeschlossen und der Schmuck uns zugeschickt. Uebrigens habe ich mich um die Sache nicht weiter bekümmert, und kann also nicht sagen, ob er mittelst eines Luftballes, oder mit dem Gepäck eines Gesandten, oder durch einen Hund nach Frankreich hineingebracht worden ist.

Den nächsten Morgen war ein furchtbares Regenwetter, da aber die Pferde schon bestellt waren, so verließen wir Genf nachmittags, und nahmen die Richtung nach Ferney. Da Niemand unter uns Lust bezeugte, das Schloß zu sehen, so fuhren wir im Galopp durch den Ort weiter. Am Fuße des Jura nahmen wir französische Postpferde, so wie wir das erste Posthaus erreichten, und nunmehr ging es den Jura hinan. Unsere Reisegesellschaft hatte in diesem Augenblicke ein wunderliches Ansehen. Der Regen goß in Strömen herab, und unser Wagen schleppte sich langsam durch den Schlamm den sich windenden Weg bergan. Unsere Wagenfenster blieben verschlossen, und wir kamen uns in unserm Zwin-

ger wie eine nach Hofe fahrende Gesellschaft vor, die im völligen Staate sich lächerlich genug ausnahm, und von Zeit zu Zeit scherzten und lachten wir über unsern feierlichen Aufzug. Doch waren wir sämmtlich in Reisekleidern, den Schmuck ausgenommen, den wir angelegt hatten. Wir hatten uns nämlich mit unsern letzten Einkäufen herausgeputzt; denn man hatte uns gesagt, man würde solchen in den Zollhäusern jedenfalls wegnehmen, wenn wir sie in ihren Kästchen in unsern Koffern aufheben wollten. Denn, sagte man uns, die Douaniers verständen es, einen neuen Einkauf instinktmäßig auszuwittern. Daher glitzerten unsere Finger sämmtlich von Ringen, unsere Schläfe von Haarnadeln; Ohrringe im neuesten Geschmack sahen unter den Reisehauben und Reisehüten hervor, und an Ketten fehlte es ebenfalls nicht. Ich konnte mich nicht überreden, daß dieser Faschingsspaß gut ausfallen könne, sondern sagte vielmehr ein schlimmes Ende vorher. Es schien mir in der That, als ob ein so unüberlegtes Auskunftsmittel uns gegen Harpyien nicht schützen könne, die Fremden das Recht verweigern, ihr Land mit einigen Einkäufen dieser Art zu bereisen, die doch offenbar nur zu eigenem Gebrauch bestimmt waren. Weil aber die kostspieligen Verordnungen der Zollbehörden sehr strenge gehandhabt werden, und die Bedürfnisse der Reisenden ohne Gewissensbisse einzuschränken befugt sind, so fehlt es ihnen, wie den Quarantaine-Verordnungen, auch nicht an Vorschriften,

die recht eigentlich darauf abzuzwecken scheinen, ihre eignen Verordnungen zwecklos zu machen.

Unser Weg führte immerfort bergan, wo sich eine sehr gepriesene Aussicht darbietet. Es ist das Gegenstück zu dem, was man überall sieht, wenn man den östlichen Rand des Jura erreicht, und zuerst den Anblick der eigentlichen Schweiz vor Augen hat. Diese Ansichten theilen sich in diejenige, welche das Thal der Aar und die Oberländer Alpen umfaßt, und in die, welche das Becken des Genfer Sees und der denselben einfassenden Berge in sich begreift; zu letzterer Aussicht gehört auch die Fernsicht des Montblanc. Im Ganzen ziehe ich erstere Aussicht vor, aber auch die letztere ist einzig schön. Als wir dem Gipfel des Jura bereits ziemlich nahe waren, klärte der Himmel sich auf, und wir ließen einige Minuten halten, um die einzelnen Züge dieses Anblicks mehr zu genießen. Diese Aussicht hat unstreitig etwas recht Liebliches; doch kommt sie der öfter von mir erwähnten Aussicht oberhalb Vevey nicht gleich, obgleich der Montblanc bei dieser einen vorzüglichen Punkt bildet, der den Blick des Betrachtenden anzieht. Ich hatte bisher diesen Berg noch nicht in solcher anmuthigen Umgebung betrachtet. In Umfang und Höhe mit den Berggipfeln umher verglichen, erscheint er wie ein Heuhaufen unter Heubündeln, und zeichnet sich noch dadurch aus, daß er allein einen Riesenbau von glänzendem Eise oder gefrornen Schneemassen darstellt, während alles Uebrige um ihn hier

nur starrer Granitfelsen ist. Betrachtet man den Berg für sich allein, als ob er einzig dastände, so ergreift sein mild erhabener Anblick das Gemüth; aber demungeachtet ziehe ich im Ganzen die andere Aussicht vor. Von diesem Punkte aus liegt der See zu weit entfernt; die Felsen von Savoyen verschwinden fast in der Nähe des mächtigeren Nachbaren, und die geheimnißvolle Walliser Schlucht, die in ihrem eigenthümlichen Reiz kaum ihres Gleichen in einer andern Weltgegend hat, wird hier ganz dem Anblick entzogen. Sodann fehlt hier gänzlich der lichtere und dunklere Schatten des Jura, und eben diese Lichtstreifen und Dunkelungen machen, von der Jenseite aus betrachtet, durch ein natürliches Chiaroscuro die vollendete Schönheit des Gemäldes aus.

Kurz vor Sonnenuntergang erreichten wir das erste Zollhaus; aber da ein ziemlich gutes Gasthaus sich gegenüber befand, so beschloß ich, hier über Nacht zu verweilen, damit ich zugleich gerüsteter sei, den Kampf mit den Myrmidonen des Zolltarifs nach Muße auszufechten, wenn es nöthig sein sollte. Der Wagen fuhr an die Thüre des Zollhauses an, und wir wurden in besondere Zimmer geführt, um uns der erforderlichen Untersuchung zu unterwerfen. Was mich betrifft, ich hatte keinen Grund, mich zu beklagen; aber meine Frauenzimmer fanden sich sehr beleidigt, der persönlichen Durchsuchung einer weiblichen Harpyie sich unterwerfen zu müssen, die ebenfalls weder höflich noch zartsinnig war. Gewiß, Frank-

reich — das hochgebildete, feingesittete, aufgeklärte Frankreich — kann durchaus nicht die Nothwendigkeit einer solcheu Verletzung der Schicklichkeit, um nicht zu sagen, sogar der Wohlanständigkeit gebieten! Das ist das zweite Mal, daß uns eine solche rohe und unanständige Behandlung beim Eintritt in dieses Land wiederfahren ist; und was die Sache noch schlimmer macht, die Frauen mußten am meisten darunter leiden. Ich machte eine ziemlich kräftige Gegenvorstellung in einem zornpolternden Französisch, und dieß hatte wenigstens den Erfolg, daß dieß rohe Benehmen nicht wiederholt wurde. Die Beamten stützten sich auf ihre Instruktionen, und ich stützte mich auf die Vorschriften der Gastlichkeit und des Wohlanständigen, und erklärte geradezu, daß ich mir keine rohe beleidigende Behandlung gefallen lassen wolle. Ich war bereit, lieber hundert französische Meilen daran zu setzen und an einem andern Punkt ins Land zu kommen.

Im Laufe der nunmehr folgenden Unterredung, setzten mir die Zollbeamten die Schwierigkeiten auseinander, mit denen sie zu kämpfen hätten, und die auch wirklich nicht als Kleinigkeiten zu betrachten sind. Der Stand der Reisenden mache gar wenig Unterschied; manche Herzogin sei eine eingeübte Schmugglerin. Reisende begnügten sich nicht, Einkäufe für ihre eigenen Bedürfnisse zu machen, sondern sie brächten für alle ihre Freunde und Bekannten mancherlei Waaren ein. Ich wußte, daß dieses die reine Wahrheit sei, wenn auch nicht aus eigner

Erfahrung; aber Sie erlauben mir wohl zu sagen, daß das Felleisen des Gesandten weit mehr verbotene Waaren aufnimmt, als Depechen. Ungeachtet dieser Erläuterung hielt ich aber diese Art von Behandlung doch nicht für weniger beschwerend für alle diejenigen, die blos ihre eigenen Bedürfnisse mitnehmen. Es ist ja so leicht, wenig Raum einnehmende Gegenstände zu verstecken, daß man, die Fälle, wo zu wirklichem Verdacht einiger Grund vorhanden ist, ausgenommen, es weit besser sein würde, sich auf die Redlichkeit eines Reisenden zu verlassen. Denn, wenn irgend eine Veranlassung mich ernstlich bewegen könnte, mich mit der Einführung verbotener Waare zu befassen, so würde es gerade nur eine solche Behandlung sein können.

Die Zollbeamten erläuterten mir die Art und Weise, wie man das Einschmuggeln bewerkstellige. Der gewöhnliche Weg ist, quer durch das Feld zu wandern und zwar zur Nachtzeit; denn wenn einmal die Zolllinie überschritten ist, so können z. B. Juwelen, in einer gewöhnliche Kiste verpackt, mit der Post weiter befördert werden, wenn nicht ein bestimmter Grund vorhanden ist, einen Verdacht geltend zu machen. Die Zollbeamten wissen sehr wohl, daß gewöhnlich die Juwelenkäufe in Genf abgeschlossen werden auf die Bedingung, daß die Waaren nach Paris geliefert werden; aber aller ihrer Sorgfalt und Wachsamkeit ungeachtet, erreichen die Schmuggler gewöhnlich ihren Zweck.

Bei einem kürzlichen Vorfalle war es indessen den Zollbeamten geglückt, eine solche Schmuggelei zu entdekken. Ein Karren mit gespaltenem Holz (Föhrenholz) war keck an der Thüre des Zollhauses vorübergefahren. Der Mann, der den Karren fuhr, war ein Bauer, und hatte demnach ganz das Ansehen, als ob er eine ziemliche werthlose Last für sich selbst nach Hause fahren wolle. Doch wurde der Karren angehalten und abgeladen; während man das Holz wieder auflud, und man nichts Anderes als blos Holz darauf fand, so erregte doch ein Stück Holz einige Aufmerksamkeit. Es war besudelt, als ob es auf dem Wege herab und in den Schmutz gefallen wäre. Doch der Schmutz hatte ein Verdacht erregendes vorher wohl überlegtes Ansehen; das Holz sah aus, als wäre es absichtlich beschmutzt worden, und als man es genauer untersuchte, da entdeckte man zwei Spalten, die man durch den Schmutz zu verstecken gehofft hatte. Das Holz war entzweigespalten, ausgehölt und durch Stiftchen wieder zusammengefügt worden. Der Schmutz mußte die Stiftchen und die Spalten bedekken, wie ich Ihnen schon bemerkte, und in der Hölung fanden sich siebenzig goldene Uhren! Ich bekam das hölzerne Schubfach gezeigt, und empfand nun wirklich weit weniger Aerger gegen das alte Mannweib, das uns so widerwärtig war. Die Zollbeamten blickten mich forschend an, und fragten, was ich von der Sache halte, und ich sagte, wir seien durchaus keine beschmutzten Klötze von Nadelholz.

Den folgenden Tag machten wir uns auf den Weg, wünschend, an diesem Tage die Gebirgsstraße zurückzulegen und durch die Zolllinie hindurch zu gelangen. Die Gegend war wild und durchaus nicht fruchtbar; da waren Strecken nackter Berghöhen, durch welche der Weg sich fortwand, so daß wir uns dabei, wiewohl in einem weit kleinern Maßstabe, des eigenthümlichen Reizes der Apenninen erinnerten. Die Dörfer hatten ein reinliches aber düsteres Ansehen, und nirgends sahen wir auf stundenlangen Strecken eine einladende Gegend, oder einen Boden, der den Fleiß des Landmannes hätte lohnen können. Dieser Juraübergang ist bei weitem nicht so einnehmend und anmuthig, wie der über Salins und Neufchatel. Anfänglich besorgte ich, es sei mein abgestumpfteres Schönheitsgefühl, das diesen Eindruck bei mir hervorbringe; doch mittelst genauer angestellter Vergleichungen und durch Befragen meiner Reisegefährten, von denen einige kaum noch des andern Weges sich erinnerten, überzeugte ich mich, daß es keine bloße Grille von mir sei. Es war in der That, als wenn ich ein vollendetes Gemälde mit einer bloßen Skizze hätte zusammenstellen wollen.

Bei dem zweiten Zollhause wurden wir nicht sonderlich belästigt, obgleich die Zollbeamten unsern Schmuck mit beschlagnahmbegieriger Raublust beäugelten. Ich meines Theils rächte mich einigermaßen, indem ich den einzigen Schmuck, den ich aufweisen konnte, zur Schau

trug. A—— hätte mich mit einem Sapphirring beschenkt, und diesen ließ ich auf alle Weise glänzen und funkeln, gleichsam um die Leute zu verhöhnen. Einer dieser Bursche schien eine besondere Lust nach einer schönen Haarnadel zu haben, und ich glaube fast, daß sie miteinander über diese Sache besonders Rath pflogen; doch nachdem man uns eine Weile aufgehalten und unsere Pässe genau durchmustert hatte, erlaubte man uns weiter zu fahren. Wenn unser François nichts geschmuggelt hat, so muß Mangel an Baarschaft schuld gewesen sein; denn Spekulation ist sein Steckenpferd, so wie sein Unglück, das alle seine körperliche Gewandtheit in Anspruch nimmt.

Den ganzen Tag über mußten wir uns in diesen kahlen, unfruchtbaren, alles Anziehende entbehrenden Bergwegen zubringen — dreifach alles Reizes entbehrend, nachdem wir die herrlichen Alpengegenden gesehen — und wir mußten die Nacht zu Hülfe nehmen, um sie endlich los zu werden. Eins oder zweimal erblickten wir, wenn wir zurücksahen, die schaurig-kalte, hochaufgemeißelte Spitze des Montblanc, die hoch über alle uns in der Nähe umgebenden Gipfelreihen emporragte; und da die Luft nicht sonderlich heiter war, so war das Ansehen des Montblanc ebenfalls düster und geisterhaft, als ob er über unser Scheiden traure. Es war schon ziemlich spät, als wir ein kleines Städtchen am Fuße des Jura erreichten und anhielten, um dort zu übernachten.

Hier befanden wir uns wieder im eigentlichen Frank

reich — französische Küche, Betten, Lebensart und Denkweise. Mit der schweizerischen Einfachheit, die noch größtentheils unerloschen fortbesteht, war es jetzt aus, aus war es mit der schweizerischen Gradheit, und an deren Stelle trat jetzt höfliches, verschmitztes und manierirtes Benehmen. Jetzt hieß es: „Monsieur sait" — „Monsieur pense" — „Monsieur fera" — statt des „Que voulez-vous, Monsieur?"

Mit Bergen hatten wir auch nichts mehr zu thun. Unser Weg führte am andern Morgen durch eine weit ausgedehnte Ebene, und wir fanden uns mit einemmale in die ununterbrochene Einförmigkeit der französischen Landwirthschaft versenkt. Ein Dorf war in Brand gesteckt worden, wie man glaubte, in der Absicht, politische Bewegungen zu erregen, uud die Postilione fingen an, uns lästig zu fallen, uns der nöthigen Pferde zu berauben, da der Weg von Reisewagen wimmelte. Jetzt galt es darum, schnell vorwärts zu kommen, denn, „wer zuerst kommt, wirst zuerst abgefertigt," das ist die Reiseregel. Mit Hülfe von tüchtigen Trinkgeldern erreichten wir den Punkt, wo die beiden großen Landstraßen etwas weiter östlich von Dole zusammentreffen, ehe noch ein Zug von mehren Reisewagen, die, wie wir deutlich merken konnten, nach dem Vereinigungspunkte der beiden Straßen, in derselben Absicht wie wir, ebenfalls hineilten, uns zuvorkommen konnten. Keiner konnte auf demselben Wege uns vorauskommen, wofern wir

nicht anhielten; deßhalb gaben wir lieber alle Gedanken an eine Mahlzeit auf, sondern fuhren in einem fort geradesweges nach dem Posthause in Dole, und brachten unsere Wünsche vor. Gleich darauf hielten noch vier andere Wagen an. Nur fünf Pferde waren im Stalle und siebenzehn wurden verlangt! Eben diese fünf waren grade erst angekommen und hatten noch nicht ausruhen können. Vier davon wurden mir zu Theil, und so fuhren wir weiter mit manchen höflichen Ausdrücken des Bedauerns, daß wir uns genöthigt sähen, blos ein einziges Pferd für die vier andern Wagen übrig lassen zu können. Das Reisen ist ein Bild des Lebens, wo derjenige, dem das Glück günstig ist, auf denjenigen, dem es weniger hold ist, mit stolzem Mitleid niedersiehet.

Einige Stunden Weges hinter Dole begegneten wir zwei Reisewagen, die den andern Weg herkamen, und wir tauschten die Pferde aus; und ich empfand etwas von jener Großmuth bei dieser Gelegenheit, die einen reichen Mann mitunter anwandelt, wenn er hört, daß ein ärmerer Freund eine Banknote gefunden hat. Der Wagen, mit dem wir unsere Pferde austauschten, war eine englische Reisekutsche mit einem gräflichen Wappen. Darin saßen ein Herr und eine Dame, und einige schöne Kinder mit eiu paar Mägden saßen in einem nachfolgenden Wagen. Ein Blick zeigte mir sogleich, daß die Familie eine schottländische war; denn ihr Oberhaupt hatte nicht blos die schottischen Kennzeichen im Antlitz, sondern

trug überdieß eine Reisemütze mit den Farben seines Clan. Es liegt in dieser schottischen Nationalität etwas Achtunggebietendes, und ich zweifle nicht, daß es größtentheils dazu beigetragen habe, das Volk zu dem zu machen, was es ist. Wenn die Irländer sich eben so treu bleiben wollten, so würde binnen Jahresfrist die englische Ungerechtigkeit aufhören. Aber die irländischen Edelleute sind im Ganzen nicht viel mehr, als eine Schaar von Miethlingen, die sich von England abhängig gemacht haben, und die es vorziehen, nach den Fleischtöpfen Aegyptens auszuschauen, statt daß sie zur Vertheidigung ihrer Gerechtsame hätten sollen zusammen halten und ihren Sinn durch die stolzen Erinnerungen an ihre Vorfahren hätten erheben sollen. Wie aber die Sachen stehen, würden Manche ihre Vorfahren unter den englischen Glücksrittern wiederfinden, wenn sie sie wirklich noch aufzufinden vermöchten. Ich beneidete den Schottländer um seine Mütze und um seinen Mantel, obschon ich nicht weiß, ob er und seine hübsche Frau aller der herrlichen Gesinnungen sich bewußt waren, die von solchen Sinnbildern angeregt werden sollten. Die Grafenwürde hat jetzt nicht mehr den frühern Glanz; aber es möchte immer noch einigen Reiz haben, das Oberhaupt eines Clan zu sein!

Sie sind mir schon einmal auf dem Wege zwischen Dole und Dijon in Gedanken gefolgt, und ich will daher nichts weiter davon sagen, als daß wir an letzterem Orte die Nacht zubrachten. Am nächsten Morgen nahm

ich mir vor, in die Reise einige Abwechselung zu bringen und den vielen Reisewagen aus dem Gesicht zu kommen, und wählte daher lieber einen Nebenweg nach Troyes. Beide unsere Absichten sahen wir glücklich erreicht; denn wir sahen jetzt nichts mehr von unseren Mitbewerbern um Postpferde, und befanden uns zu gleicher Zeit in einer völlig verschiedenen Gegend; aber einige Striche von Champagne und den Ardennen ausgenommen, so war dieses ein Land der traurigsten Oede, die wir jemals in Frankreich gesehen. Während wir auf einer guten Landstraße durch diese nackte steinigte Gegend vorwärts trabten, kamen wir in ein Thal, worin sich ein Dorf von fast eben so wildem Anblick befand, als eines der Dörfer auf dem großen Sankt Bernhard. Ein Bächlein floß durch das Dorf und schlängelte sich an uns vorüber. Sich des Bächleins bei Duttlingen erinnernd, wünschte A——, daß ich den Postilion frage, ob es einen Namen habe. „Monsieur, cette petite rivière s'appelle la Seine." Wir befanden uns also in der Nähe der Quelle der Seine! Indem ich mich umsah, schloß ich aus der Bildung des Bodens, daß sie sich eine kurze Strecke vom Dorfe ab zwischen einigen der nackten traurigen Hügel befinden müsse. Ein wenig weiterhin fließen die Bäche, welche zu den Zuflüssen des Rhonestroms gehören; wir mußten uns also auf dem Hochlande, auf der Wasserscheide befinden, wo die Gewässer des mittelländischen und atlantischen Meeres ihre verschie-

dene Richtung erhalten. Doch war kein anderes Zeichen da, daß wir uns auf einer solchen Erhebung befänden, ausgenommen in dem unfruchtbaren Ansehen, das rings-um herrschte. Es schien in der That, als ob der Fluß der an Schlamm bekanntermaßen einen solchen großen Ueberfluß hat, alles fruchtbare Land von hier thalab geschwemmt habe.

Achtundzwanzigster Brief.

Das schlechte Wirthshaus. — Französische Betten. — Handelsvortheilchen. — Französische Ueberreste. — Die Kreuzwege. — Ankunft in la Grange. — Unser Empfang bei dem General Lafayette. — Der Nullificationsstreit. — Gespräch mit Lafayette. — Seine Ansicht hinsichtlich der Auflösung des Bundes der Vereinstaaten. — Der Streit über die Sklaverei. — Die Festigkeit der Bundesverfassung. — Die Lebensweise in La Grange. — Der Milchbrei. — Französische Sitten und französische Küche. — Abreise von La Grange. — Rückkehr nach Paris.

Mein Lieber — —.

Ueber die nächstfolgenden Reisetage habe ich wenig mehr zu sagen, außer daß die rohe Unwissenheit und die poetische Schwärmerei eines Postilions uns in die Unannehmlichkeit versetzte, eine Nacht in dem schlechtesten Wirthshause zuzubringen, worin wir jemals in Europa eingekehrt waren. Wir fuhren in der Dunkelheit darauf los, um endlich diesen Ort zu erreichen, und noch weiter zu fahren, war es jetzt zu spät, da unsere ganze Reisegesellschaft äußerst ermüdet war. Um es kurz zu machen, es war eine Herberge für Fuhrleute. Ans Essen war wenig zu denken; und noch immer blieb mir die Hoff-

nung, wenigstens ein gutes französisches Nachtlager zu bekommen. Die Erfahrung dieser Nacht überzeugte mich indessen, daß man nicht durch ganz Frankreich auf herrlichen wollenen Matrazen schläft, denn wir mußten größtentheils mtt Stroh vorlieb nehmen. Demungeachtet waren die Leute dienstwillig, achtsam auf unsere Wünsche und dabei zuvorkommend höflich. Unser Lager war übrigens bequem genug, denn wir bekamen recht reinliches Stroh.

Die nächstfolgende Nacht ging es uns weit besser in eiuem kleinen Städtchen. Doch kann man die großen Fortschritte deutlich wahrnehmen, welche durch fremde Reisende in Frankreich eindringen, wenn man die Gasthöfe längs den befahrneren Landstraßen mit den an den Nebenwegen gelegenen Wirthshäusern vergleicht. In diesem Städtchen war unser Nachtlager gut, es war ganz à la française. Wenn Sancho einst, nach einem Mittagsschläfchen auf spanischer Erde, den Mann segnete, der den Schlaf erfunden habe, was würde er wohl gedacht und gesagt haben, wenn er auf einem guten französischen Bette hätte ausruhen dürfen!

Nach dem Frühstück wurden Trommeln durch die Straßen gehört, und die Einwohner drängten sich vor ihre Hausthüren und horchten mit offenbarer Theilnahme auf die Bekanntmachung des Ausrufers. Der Preis des Brodes war heruntergegangen, eine Verkün-

digung, die jederzeit große Theilnahme erweckt in einem Lande, wo das Brod im eigentlichen Sinne das Hauptmittel des Bestehens ist. Die Vertheidiger der steigenden und fallenden Preise des freien Handelsverkehrs müssen wohl bedenken, daß Frankreich öftern Unruhen ausgesetzt werden würde, und zwar wirklich aus Noth, wenn man diesen wichtigen Gegenstand, die Brodpreise, dem alleinigen Gutdünken der Handelsleute überlassen wollte. Mit einer bloßen Theorie kann man eine hungernde Volksmenge nicht sättigen; der Hunger kümmert sich um kein Reden für und wider die eine oder die andere Lieblingsansicht. Kurz diese sogenannte Handels- und Verkehrsfreiheit nähert sich in der Weise, wie ihre Vertheidiger jetzt ihre Behauptungen übertreiben, verdächtig genug einem rohen Naturzustande; ein Zustand, der so übel gar nicht wäre, wenn der Handelsverkehr im Leben als eine Hauptsache und nicht blos als ein zufälliges Verhältniß bestehen könnte. Bei manchen Leuten ist aber der Handel, das heißt die Bereicherung durch denselben, allerdings Hauptsache — ja alles in Allem — und aus diesem Grunde finden wir so häufig, daß die Vertheidiger ausschließlicher Vorrechte und der Ansprüche bevorrechteter Stände auf Auszeichnung im Staate den Grundsatz des freien Verkehrs mit derselben Wärme vertheidigen, wie diejenigen, welche in andern Dingen ihre liberalen Ansichten übertreiben.

Im Wirthshause befand sich ein kleines Gemälde in

Watteau's Manier, von welchem die Wirthin sagte, es sei bei der Versteigerung des Hausrathes eines benachbarten Schlosses gekauft worden. Es ist merkwürdig, dergleichen Ueberreste aus alter Zeit, wie Hausrath, Gemälde, Porcelan u. dgl. über ganz Frankreich zerstreut zu finden, obschon alle Gegenstände der Art meistens nach Paris gewandert sind. Ich machte der Wirthin den Vorschlag, sie möchte mir das Gemälde verkaufen; doch die gute Frau hielt es selbst für unschätzbar.

Gleich nach dem Frühstücke verließen wir den Ort, und bald entfernten wir auch uns von der Landstraße, um ein wenig feldein zu fahren. Die französischen Vicinalwege, Feldwege, Kreuzwege nähern sich gar sehr dem Zustande natürlicher Wildnisse, denn die Leute scheinen hier ebenso wenig Lust zu haben, wie bei uns, solche Wege gehörig zu unterhalten. Vor der Revolution geschahen alle diese Dinge durch Frohnarbeiten, die Corvée; der Grundherr hatte das Recht von seinen Grundholden eine bestimmte Zahl von Tagwerken zu verlangen, die ohne Unterschied auf den Landstraßen seines Gebiets verrichtet werden mußten. Daher wurde, sobald es dem Herrn Marquis gefiel, sein Schloß zu besuchen, eine allgemeine Wegschau vorgenommen, um ihn und seine Freunde in den Stand zu setzen, das Schloß sicher zu erreichen, und sich alsdann während ihres Aufenthaltes daselbst bequem unterhalten zu können; nachher aber kehrte alles wieder in den frühern Zustand der Wildniß

und des Zufalls zurück. Es ist bestimmt wahr, daß man in diesem altcivilisirten Lande noch Nebenstraßen findet, die so durchaus schlecht sind, wie die schlechtesten Wege in unsern neuen Ansiedlungen. Im vorigen Jahre reiste ich sogar einmal zwanzig (englische) Meilen mit der Post auf einem solchen spurlosen Wege.

Doch im gegenwärtigen Falle war uns das Glück günstiger, denn der Weg, den wir zu fahren hatten, war eine sogenannte „route départementale", und daher wenigstens nicht viel schlechter als die Landstraße, die wir eben verlassen hatten. Unsere Fahrt ging durch eine wellenförmig sanft auf- und absteigende Gegend, mit niedlichen Gebüschen und trefflichem Feldbau wechselnd. Bis auf das Fahrgeleise, ist es für den Reisenden in allen Stücken angenehmer, in Frankreich die großen Landstraßen zu vermeiden; denn Nichts kann für das Auge langweiliger sein, als ihre schnurgrade ununterbrochene Einförmigkeit. Man fühlt sich auf ihnen weit unbehaglicher, als auf unsern durchwegs grade auslaufenden Wegen, weil bei uns kleine Strecken Gehölz dem Umblick öftere Abwechselung darbieten.

Etwa drei bis vier französische Meilen fuhren wir durch diese noch ziemlich einförmige Gegend, bis wir uns einer Wirthschaft näherten, die etwas besser eingerichtet war, als gewöhnlich. Zu unserer Linken war ein Wald, und zu unserer Rechten breitete sich eine ausgedehnte

Wiesenfläche aus. Als wir am Walde vorüber waren sahen wir einen weiten Park-ähnlichen Weg, der von einzelnen Baumpflanzungen anmuthig beschattet wurde; hier und dort waren einige Andeutungen von Landschaft-Gärtnerei, in besserem Geschmack angelegt, als dieses in Frankreich gewöhnlich ist. Als wir diese Anlagen hindurch waren, kamen wir wieder an einen Wald, bogen um denselben und fuhren in einen Privatweg ein, — Sie werden sich erinnern, daß man in diesem Lande weder Umhegungen noch Hecken, und äußerst selten eine Mauereinfassung antrifft — dieser Privatweg wand sich um den Saum des Waldes, einen unregelmäßigen Halbkreis beschreibend. Dann führte er in grader Richtung eine kurze Strecke weiter, durch ein Gebüsch von jungem Immergrün, nach zwei dunkeln malerischen, von Epheu umrankten, Thürmen zu, über eine feste Brücke, die über einen Graben sich wölbte, und schnell kamen wir durch einen Thorweg, in welchem die Rinnen eines Fallgatters noch sichtbar waren, und dann stiegen wir in dem Hofraum von La Grange aus!

Es war grade neun Uhr und die Hausgenossenschaft versammelte sich eben in dem Vorgemach. Das gewohnte: „le general sera charmé de vous voir, Monsieur," des treuen Bastian, deutete uns an, daß wir seinen Herrn zu Hause treffen würden; und fast sämmtliche Frauen kamen uns auf der großen Treppe entgegen. Kurz, hier war der Patriarch unter seinem eignen Dache, umgeben

von seiner Familie, die so lange Zeit die Bewunderung von Tausenden erregte — kurz, wir fanden ihn unter Verhältnissen, wie wir es irgend am meisten hätten wünschen können.

Von unserm Empfang habe ich kaum nöthig etwas mitzutheilen, da in diesem Hause alles, was aus Amerika kommt, willkommen ist. Wir waren bald im Vorgemach bei einander, wo ich die Tische mit amerikanischen Zeitungen bedeckt fand, und in wenigen Minuten war ich von Allem unterrichtet, was jenseit des atlantischen Meeres vorging. Herr Rives hatte sich nach der Heimath eingeschifft; und da Herr Perier bereits todt war, so hatte General Lafayette den Irrthum, den der Minister sich zu Gunsten einer verspäteten von Herrn Rives über den fraglichen Gegenstand empfangenen Nachricht hatte entschlüpfen lassen, keine weitere Erläuternngen in der Kammer gemacht. In Frankreich war das Ministerium seiner Auflösung nahe, und es hieß, die Doktrinären würden darin die Oberhand bekommen — und bei uns zu Hause entbrannte der Nullifikationsstreit in lichten Flammen. Ueber den letztern Gegenstand sprach Lafayette mit einer Zurückhaltung, die ich von ihm, wenn es die Angelegenheiten von Amerika betraf, nicht gewohnt war, obschon er sich stark dagegen erklärte, daß bei uns ein wirklicher Grund zu Zwistigkeiten vorhanden sei.

Die Amerikaner sind leider so schwach, eine nicht

zu entschuldigende Aengstlichkeit zu verrathen, so bald sich irgend ein unangenehmer Vorfall in unserm Vaterlande ereignet. Es gehört nicht viel Verstand dazu, um einzusehen, daß wir nicht von allen menschlichen Gebrechen völlig frei sein können, und wir müssen alle wohl bedenken, daß begangene Fehler aus solcher Quelle häufig zu Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten Veranlassung geben können. Dabei besteht hier in Europa solche Leidenschaftlichkeit in dem, was uns angeht; die Anhänger der monarchischen Prinzipien betrachten alle unsere Handlungen mit solcher übelwollenden Gesinnung, und sie haben eine so heftige Begierde, von unsern Fehlern lauter übertriebene Vorstellungen zu verbreiten, so daß es selbst Amerikannern hier nicht immer ganz leicht ist, diese ängstlicheu Besorgnisse zu unterdrücken. Ich habe daher öfter unsern Gegnern gesagt, sie erwiesen uns in der That die möglichst größte Achtung, indem sie beständig darauf ausgingen, die Resultate unseres Systems nur mit dem zu vergleichen, was lediglich im allgemeinen Sinne recht sei, während sie diese Resultate nur mit den Resultaten ihres eigenen Systems zu vergleichen nöthig hätten. Aber die feindseligen Interessen äußern hier einen so überwiegenden Einfluß, daß Gründe der Vernunft und des Rechts in diesem Meinungskampfe für Nichts geachtet werden. Wenn ein Kongreßmitglied durchgeprügelt wird, so ist das freilich keine Widerlegung, wenn man sagt ein Mitglied der Kammer oder

des Parliaments sei ermordet worden. Diese Leute führen nicht die einzelnen Fälle blos an, sondern sie stellen unverweilt Folgerungen daraus, als ob sie der Meinung wären, wir müßten überhaupt weit vorzüglichere Menschen sein, als sie! Wenn bei uns die Leidenschaften zu argen Ausbrüchen führen und man uns dieses vorwirft, da möchte freilich Mancher es für eine recht gute Erwiederung halten, sofern die Vergleichung mit ähnlichen Begebnissen in Betracht kommt, ihnen auf der Stelle vorzuhalten, daß bei ihnen ein halbes Dutzend Provinzen in offenbarem Aufstande sich befinden; aber dafür haben sie freilich keine Ohren. Sie thun, als ob sie von uns zu erwarten berechtigt wären, daß wir nie unter uns in Streit gerathen könnten! Entweder darf sich also an uns kein Flecken finden, oder wir sind schlechter als sie. Alles dieß sieht und fühlt Lafayette auch; und wiewohl es unmöglich ist, diese Unlauterkeit und Ungereimtheit einer solchen Weise, die Menschen zu beurtheilen, nicht auf den ersten Blick einzusehen, so ist es doch fast eben so unmöglich bei dem jetzigen Zustande Europas, daß Jemand, der den Einfluß eines von Amerika aus gegebenen Beispiels kennt, durch solche unangenehme Ereignisse nicht in seiner gewöhnlichen Gemüthsruhe sollte gestört werden.

Vor dem Frühstück nahm der General mich mit in seine Bibliothek, und wir hatten eine recht lange

und weit freimüthigere Unterredung mit einander über die Lage der Dinge in Süd-Carolina. Er äußerte, daß eine Trennung vom Bunde sein Herz brechen würde. „Ich hoffe, sie werden wenigstens," fügte er hinzu, „noch warten, bis ich todt bin, ehe sie diesen Selbstmord an unseren Institutionen begehen." Er erklärte sich insbesondere stark gegen das öftere Reden über einen solchen möglichen Ausgang unserer inneren Zwistigkeiten, denn solches würde, meinte er, die Menschen mit dem wirklichen Eintreffen eines solchen Ereignisses nur zu bald vertraut machen. Ich theilte seine Befürchtungen nicht. Mir schien es vielmehr, daß die gewöhnliche und wiederholte Drohung mit der Auflösung unseres Bundes sei die Folge davon, daß Jedermann weiß und innig empfindet, wie wichtig es für Alle sei, recht eng sich an einander anzuschließen, und daher und aus keiner andern Ursache sprächen die Unzufriedenen dergleichen Drohungen aus, weil sie glaubten, auf diesem Wege am schnellsten und wirksamsten ihre Absichten durchzusetzen. Am Ende würde es sich aber zeigen, meinte ich, daß grade die Ueberzeugung, wie viel darauf ankomme, daß Alle im Bunde fest an einander halten, welche dem Unzufriedenen diese Drohung als das ernsthafteste Angriffsmittel auf diejenigen eingegeben habe, auf welche sie dadurch einen mächtigen Einfluß ertrotzen wollten, daß, sagte ich, diese Ueberzeugung hinreichende Folgen haben werde, um die Verwirklichung solcher Drohungen zu verhüten;

diese Drohung sei nichts Anders, als ein natürlicher Beweis von der politischen Schwäche in Amerika, grade so, wie die physische Schwäche nach Messern und Knitteln greift, während die Stärke sich auf ihre Hände allein verläßt. Doch im Fall der Noth wisse die Stärke auch sich der Waffen zu bedienen. Ich könne mir überhaupt nicht vorstellen, daß in ganz Amerika sich irgendwo eine bedeutende Anzahl achtungswerther Männer befinde, die im Ernste eine Auflösung unseres Staatenvereines wünschen könnten, und so lange dieser Fall nicht eintrete, sähe ich keinen Grund, ein solches Ereigniß zu fürchten. Weiter sagte ich, daß so lange die nördlichen Staaten sich ruhig verhielten, hätte ich durchaus keine Besorgniß; denn ich sei überzeugt, daß keine bedeutende politische Veränderung in den Vereinstaaten vorfallen könne, wenn sie nicht zugleich von diesen gewünscht werde. Da dieses eine neue Ansicht für den General war, so frug er nach den Gründen, die ich für dieselbe hätte, und meine Antwort war mit wenigen Worten die folgende:

Es gibt nur Ein gemeinschaftliches Interesse, welches im Stande wäre, den ganzen Süden vereint gegen den ganzen Norden aufzuwiegeln, und dieses ist die Meinungsverschiedenheit über die Befugniß, Sklaven zu halten. Nun sei es aber bekannt, daß weder die Bundesregierung noch die einzelnen Staaten mit dieser Angelegenheit, als mit einer die ganze Nation betreffenden

Streitfrage, nicht das geringste zu schaffen haben, und es sei daher nicht die geringste Veranlassung denkbar, daß über einen solchen, die übrigen gar nicht betreffenden Gegenstand eine Uneinigkeit entstehen sollte, welche zu einem Freundschaftsbruch führen könnte. Zwar wäre es möglich, und wirklich sei dergleichen schon vorgekommen, daß man über das Halten von Sklaven gestritten, oder einander öffentlich angegriffen und getadelt habe; doch da einmal festgesetzt sei, daß alle neuen Staaten des Nordens durchaus frei sein sollen, und dagegen den südlichen die Befugniß, Sklaven zu halten, zugestanden sei; so sähe ich nicht ein, wie dieser Gegenstand anderweitige ernsthafte Folgen haben könne.*) Was alle übrigen Interessen betreffe, so werde es äußerst schwer werden, den ganzen Süden zu gleichen Maßregeln zu überreden. Der jetzige Streit könne dieß ohne Weiteres erläutern. Diejenigen welche, um des stärksten Ausdrucks sich zu bedienen, welchen der Grund des Streites gestatte, jetzt die Unzufriedenen wären, seien dermaßen von denen, die völlig zufrieden wären, umgeben, daß ihre Trennung vom Bunde durchaus unmöglich sein würde. Die ganze Reihe der hinter den Carolina's, Virginien und Georgien liegenden Staaten zum Beispiel, hinge durchaus

---

*) Vorfälle der neuesten Zeit haben obige Aeußerungen bestätigt.

nicht von jenen ab, um mit der See freien Verkehr unterhalten zu können, und liegen denselben doch so nahe, daß sie solche in einer Weise verdunkeln könnten, die jenen, als abgetrennten Staaten, durchaus nicht willkommen sein möchte. Ferner könne der Süden niemals im Norden einer Reihe angrenzender Freier Staaten ganz entbehren; denn wollten sie ernstlich sich von ihnen lossagen, so würde ihre für sie in solchem Falle fremde Nachbarschaft ihnen großen Nachtheil bringen, weil sie alsdann den größten Theil ihrer Sklaven verlieren würden.

Dagegen sei die Lage der nördlichen Staaten wieder sehr verschieden. New-England, Newyork, Pennsylvanien und Ohio und die ganze Reihe der westlich gelegenen Staaten, stünden unter einander in einer engen geographischen Verbindung, sie müßten daher zusammen halten und wollten es auch nicht anders, nnd sie hätten nur eine Grenze, die fast überall zur Schifffahrt geeignetes Küstenland sei. Sie zählten schon eine freie Bevölkerung von acht Millionen, die im raschen Zunehmen begriffen ist, und enge vereint seien sie stark genug, um selbstständig aufzutreten. Ihr Vortheil sei es aber, der sie eine bleibende Verbindung mit den südlichen Staaten wünschen lasse, und ihre Gesinnung bezwecke auch nichts anderes, und so lange diese Gesinnungen in den nördlichen Staaten unverändert bleiben, würde ich keine Besorg-

niß haben vor einer möglichen Auflösung unseres Staatenvereins.*)

Dann wünschte Lafayette noch zu wissen, ob ich nicht glaube, daß unser Staatenverein bereits eine zu große Ausdehnung habe, um einer fortdauernden ungestörten Ruhe sich zu erfreuen. Ich meinte dagegen, so lange es irgend möglich bleibe, die nöthigen gegenseitigen Verbindungsmittel zu unterhalten, so werde der Bund grade desto fester werden; weil jemehr der Bund durch die vermehrte Bevölkerung sich erweitere, desto schwieriger werde es sein, daß durch das ganze Gebiet hindurch dieselben Interessen nachgestrebt werde; und diejenigen, welche keinen Grund zur Unzufriedenheit hätten, würden einen desto größeren hemmenden Einfluß den unruhigen Bewegungen einzelner Staaten entgegenstellen. Wäre dagegen unser Staatenbund noch heutiges Tags zum Beispiel, wie vor vierzig Jahren blos auf das Küstenland beschränkt, so würde es freilich keine südwestlichen Staaten geben, welche die südlichen im Schach hielten, wie dieß unseres Wissens der Fall ist, und würde freilich die Gefahr bei ausgebrochenen Unruhen sich auf das zwiefache steigern. Diese Dinge haben immer ihre zwei Seiten; denn selbst, indem die Regierungen der einzelnen

*) Dieses wurde von den neulichen Vorfällen in Texas geschrieben, welche dem strittigen Punkt eine etwas veränderte Ansicht geben.

Staaten wirklich im Besitze organischer und sogar gesetzlich zu rechtfertigender Mittel sich befinden, um der Bundesregierung einen kräftigen Widerstand entgegen zu setzen, so besitzen sie zugleich dieselben organischen örtlichen Mittel um solchen Bewegungen in ihrer eignen nächsten Umgebung entgegen zu wirken. So werden Georgien und Carolina keineswegs in dem obwaltenden Streit gemeinschaftlich sich zu einem und demselben Zweck verbinden, sondern in gewisser Hinsicht macht hier der eine Staat den Widerstand des andern völlig unwirksam. Kurz, ich versuchte ihm zu beweisen, daß unsere Bundesverfassung sich nach dem wirklichen Bedürfniß der einzelnen Staaten und als Folge von Ereignissen gestaltet habe, und nur auf solche Weise sei es möglich eine unerschütterliche Grundlage zu erhalten. Eine solche Verfassung könne höchstens durch Worte angegriffen werden, wo man irgend Wichtiges dadurch beabsichtige, oder der öffentlichen Meinung eine besondere Richtung geben wolle, um bestimmte Zwecke zu erreichen. — Hier wurden wir zum Frühstück abgerufen.

Bei Tische wurde ich wegen meiner Unwissenheit tüchtig ausgelacht. Die Familie des Generals lebte in La Grange ganz nach den alten französischen Sitten, und gelegentlich kam auch wohl ein amerikanisches Gericht einem Gast zu Ehren auf den Tisch. Wir hatten einen Wink bekommen, wir würden ein paar treffliche Schüsseln vorfinden, und vorzüglich hatte man uns ein ganz

einfaches und wohlschmeckendes Gericht gelobt, was „Soupe au lait“ genannt wurde, und ich bildete mir schon ein, ich hätte eine neue Entdeckung zu machen. Mir wurde ein Gericht gereicht, welches ich so vortrefflich und zu einem Frühstück so ganz geeignet fand, daß ich die Schüssel an A — — schickte, mit der Bitte, sie möchte die Vorschrift zur Bereitung dieses Gerichts sich von Madame George Lafayette ausbitten, die neben ihr saß. Beide neigten die Köpfe gegen einander und, wie ich bemerkte, belustigten sie sich über meine Anfrage. A — — sagte mir darauf, es sei dieses ebenso wohl ein amerikanisches als ein französisches Gericht, nnd sie wisse recht gut, daß davon recht viel, selbst im Hause meiner Aeltern verspeist worden sei. Ich erwiederte, daß ich mir dieses gar nicht mehr erinnern könne. Das sei, meinte sie, auch gar nicht zu verwundern; weil es schon lange her sei, seit ich dieses Gericht nicht mehr gegessen habe. Denn es sei nichts anderes, als was bei uns Milchbrei heißt und den Kindern recht gut schmeckt.

Zwei Hauptirrthümer bestehen in Amerika in Beziehung auf Frankreich. Der eine betrifft ihre Sitten, der andere ihre Kocherei. Wir stellen uns gewöhnlich vor, das Benehmen der Franzosen sei oberflächlich, überbeweglich und voll Uebertreibung. Dieses wäre wirklich zu verwundern bei einem Volke, das vielleicht eine bessere Art des Benehmens, als irgend ein anderes besitzt; denn ruhiger und einfacher Ton im Umgange ist gewiß,

ein Zeichen vortrefflicher Bildung. Die höheren Stände in Frankreich sind vollkommene Muster in diesem guten geselligen Ton. Was nun die französische Kochkunst betrifft, so halten wir diese in der Regel für zu arg gewürzt. Nichts ist weniger der Wahrheit gemäß, denn die französische Küche verbietet die Gewürze fast durchaus. Als ich mit dem Vicomte von V — — nach London gekommen war, speisten wir zuerst in einem Gasthause. Kaum hatte er die Suppe gekostet, so saß er mit Thränen in den Augen und mit offenem Munde da, wie ein an der Zungenanschwellung leidendes Huhn! „Le diable!" rief er laut, „celle-ci est infernale!" und auch ich fand sie höllisch gepfeffert; denn nachdem ich sieben Jahr lang auf dem Festlande zugebracht hatte, so war es für mich nichts Leichtes, die englisch-zubereiteten Gerichte und die englischen Weine zu genießen; denn in ersteren war zu viel Gewürz und in letztern Branntwein.

Gegen Mittag fuhren wir ab von La Grange und bogen so schnell als möglich wieder in die ordentliche Landstraße ein. Eine Reihe unangenehmer Vorfälle, die wir dem tollen Zufahren der Postilione verdankten, hielten uns mehrere Stunden unterwegs auf, und es war bereits dunkel, als wir an die erste Barriere von Paris anlangten. Wir kamen in die Stadt diesseits der Seine hinein und ungefähr um acht Uhr fuhren wir durch das Thor unseres Hauses. Das Essen stand angerichtet auf dem Tisch; die Betten waren zu unserm Empfang bereit;

Handschuhe und weibliche Arbeiten lagen noch wie früher umher, à la Princesse d'Orange, und wir traten sogleich unsere gewohnte Lebensweise wieder an, grade als ob wir eben von einer Spazierfahrt aufs Land zurückgekehrt wären; nnd gleichwohl kamen wir von einer dreimonatlichen Reise zurück!

Inhaltsanzeige des zweiten Theils.

Ausflug an den Rhein.

Zweiter Besuch in der Schweiz.

Seite.

Seite.

Seite.



In demselben Verlage sind folgende

empfehlenswerthe Schriften

erschienen

und um beigesetzte Preise durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Victor Hugo's
sämmtliche Werke.

Deutsch

von

Adrian, Beurmann, G. Büchner, E. Duller, H. Fournier, F. Freiligrath, Ph. H. Külb, H. Laube, A. Lewald, W. Wagner, O. L. B. Wolff und Andern.

Nebst einleitender Biographie und Charakteristik

von

Dr. Adrian.

Mit dem Bildniß des Verfassers.

Wohlfeile Taschenausgabe in 15 Bänden. — Subscriptionspreis Rthlr. 5. 15 ggr. fl. 9. Rhein. fl. 8. 6 kr. C. M.

Die deutsche Sprache soll einen neuen Triumph feiern! Weltbezwingend, universell sind die Werke des Genies; das Vaterland

hat den Stolz eines solchen Besitzthumes, aber den Gewinn der Ideen, die Kunst und das Unvergängliche theilen alle Nationen. Shakspeare, Calderon, Byron sind durch klassische Uebertragungen in Deutschland eingebürgert. Noch aber entbehren wir eines Denkmals, das aus Frankreich zu uns herüberverpflanzt, sich jenen Meisterwerken an die Seite stellen darf. Wer verdiente mehr, als Victor Hugo, in deutschen Metalllauten dem Gedächtnisse der Nachwelt überliefert zu werden? Dieser junge Titan hat den Perückenparnaß der ältern französischen Literatur erstürmt. Er hat seiner Nation gezeigt, daß nichts so schön ist, als die Natur, und nichts so erhaben, als die Leidenschaft. Schöpferisch formt er das zähe Material seiner Muttersprache in unsterbliche Gestalten, welche neu gedacht mit gleich kühner Neuerung von ihm belebt wurden. Gothischen Domen gleichen seine Romane, Laokoonsgruppen seine Dramen, östlichen Nächten mit Sterngeflimmer, Palmensäuseln und den tausend Zaubern der Wüste seine lyrischen Ergüsse. Nach Göthe und Byron ist Victor Hugo der einzige jetzt lebende Dichter, der Europäische Anerkennung hat.

Schon lange unser Unternehmen im Stillen vorbereitend, treten wir jetzt damit freudig an das Licht; wir geben keine improvisirte Arbeit der Industrie, sondern das Erzeugniß heiliger Weihestunden.

Victor Hugo selbst hat unserm Unternehmen seine Theilnahme zugesagt; ein kostbarer Stahlstich wird den Dichter physiognomisch, Adrian's Einleitung, sein Leben und den Geist seiner Schriften biographisch-kritisch zur Anschauung bringen. Nichts ist von uns übergangen worden, um das Ganze in einem geschmackvollen Gewande erscheinen zu lassen.

Zum Schluß erwähnen wir noch, daß wir Victor Hugo's sämmtliche Werke geben, und schon deßhalb mit den in Stuttgart erscheinenden ausgewählten Schriften in keinerlei Verwechselung gerathen dürfen, da diese Ausgabe nicht nur in der äußeren Ausstattung der unsrigen nachsteht, sondern auch in den bereits ausgegebenen Bändchen sowohl einzelne Stellen, als auch ganze Seiten, ja sogar ganze Kapitel des Originals ausgelassen sind.

Schopenhauer, Johanna, die Reise nach Italien. Eine Novelle. Rthlr. 1. 12 gr. fl. 2. 42 kr.

— — der Bettler von Sankt Columba. — Margaretha von Schottland. Zwei Novellen. Rthlr. 1. 12 gr. fl. 2. 42 kr.

— — Novellen. Zwei Theile. Geh. Rthlr. 2. 20 gr. fl. 4. 48 kr.

Starkloff, L., Erzählungen. Rthlr. 1. 16 gr. fl. 2. 48 kr.

Stelldichein im Tivoli, das, oder Schuster und Schneider als Nebenbuhler. Localposse mit Gesang in zwei Acten. Vom Verfasser des „alten Bürgercapitain." Geh. 12 gr. 45 kr.

Storch, Ludwig, der Diplomat. Novelle. 8. Rthlr. 1. 18 gr. fl. 2. 48 kr.

— — die Intrigue. Eine Novelle in 2 Theilen. Zweite verbesserte Auflage. Rthlr. 1. 18 gr. fl. 3.

— — der Karikaturist. Novelle. 2 Theile. Rthlr. 3. 8 gr. fl. 5. 48 kr.

— — Erzählungen. 4 Theile. Rthlr. 5. 8 gr. fl. 9.

— — die Beguine. Historischer Roman aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. 3 Theile. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — Malers Traum. Novelle. Rthlr. 1. 16 gr. fl. 3.

— — der Jacobsstern. Messiade. 2 Theile. Geh. Rthlr. 3. 6 gr. fl. 5. 45 kr.

Die Lesewelt erhält in diesen Erzählungen des allgemein bekannten und beliebten Verfassers eine reiche Gallerie von Darstellungen, welche durch ihre Lebendigkeit und innere Wahrheit, sowie durch ihre gelungene Form und treffliche Behandlung gewiß das Interesse zu fesseln vermögen. Der Verfasser hat es in den kleineren Novellen, wie in seinen größeren Romanen, verstanden, den Leser geistreich zu unterhalten; und wir hoffen, daß Niemand unbefriedigt diese Erzählungen aus der Hand legen wird, in welchen sich eine tüchtige Lebenskenntniß, ein sicherer Takt, die Spannung vom Anfang bis zum Ende rege zu erhalten, sowie überhaupt alle wackeren Eigenschaften, wodurch sich der Verfasser die Gunst des Publikums erworben, auf's Neue vortheilhaft dargethan finden.

Walker, G., Anweisung zum Schachspielen. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. F. Schiereck. Erster Theil. Die vorzüglichsten Spieleröffnungen und Endspiele, nebst einigen eigenthümlichen Stellungen, und fünfzig ausgewählten Aufgaben enthaltend. Geh. 21 gr. fl. 1. 30 kr.

Walker, G., Anweisung zum Schachspielen. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. F. Schiereck. Zweiter Theil. Die Spieleröffnungen des Capitain Evans, das Gambit des Muzio, Endspiele, eigenthümliche Stellungen und ausgewählte Aufgaben mit ihren Auflösungen enthaltend. 8. Geh. 15 gr. fl. 1.

Der Uebersetzer dieses Werkchens hat allen Freunden des geistvollen Spiels durch seine Arbeit einen gewiß dankenswerthen Dienst geleistet. Nicht nur der Anfänger, der sich belehren will, gewinnt hier rasch einen klaren und vollständigen Ueberblick, sondern auch der erfahrene Schachspieler wird sich mancher interessanten Eröffnungen und Endigungen erfreuen. Der Verfasser hat auf Philidors System fortgebaut, allein auch andere große Meister sind nicht unbenutzt geblieben und was er selbst aus eigenen Erfahrungen hinzuthut, gehört zu den ausgezeichnetsten Leistungen in diesem Fache.

Weitzel, J., Napoleon durch sich selbst gerichtet. Geh. 16 gr. fl. 1. 12 kr.

— — Scherz und Ernst; zur Charakteristik unserer Zeit. Geh. Rthlr. 1. 18 gr. fl. 3.

Wolff, O. L. B., Novellen. Fremd und eigen. Rthlr. 1. 9 gr. fl. 2. 24 kr.

Zehner, H. G., die Treuringe. Novelle. Geh. 9 gr. 40 kr.

— — die Pietistin. Novelle. Rthlr. 1. 8 gr. fl. 2. 24 kr.

Zschokke's popular history of Switzerland. From the German: — with the author's subsequent alterations of the original Work by W. Howard Howe. Cart. Rthlr. 1. 18 gr. fl. 3.





